A 794,527

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz.

8301 6-B58

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen für M. 1.— pro gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Inseraten** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

verwendet

Stets

Dr. OETKERS Backpulver . . . . à 10 Pfg.
Dr. OETKERS Vanillinzucker . . à 10 Pfg.
Dr. OETKERS Puddingpulver à 10—30 Pfg.

☛ **Die millionenfach bewährten Rezepte gratis von den besten Geschäften der Kolonialwaarenbranche!**

Dr. A. OETKER * BIELEFELD.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Band 1. **Kolumbus-Eier.** Band 2.

Eine Sammlung
unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien.

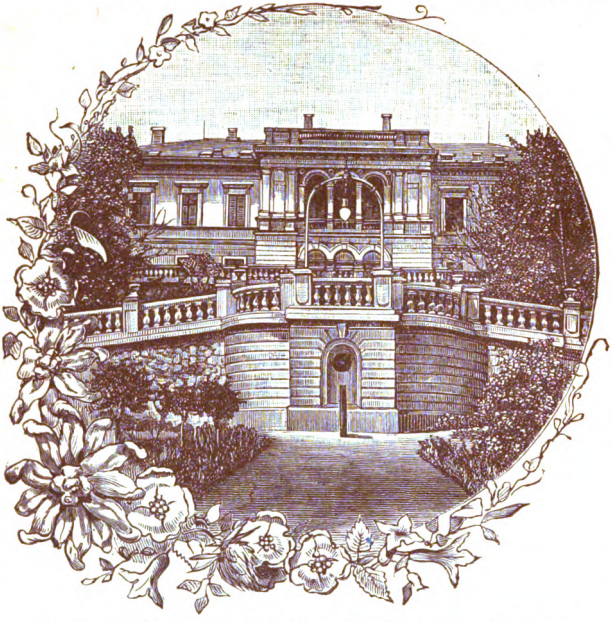
Mit zahlreichen Textillustrationen.
In elegantem Geschenkband. Preis pro Band 4 Mark.
Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Die „Kolumbus-Eier" haben eine sehr beifällige Aufnahme gefunden. Wir ließen dem bereits in dritter Auflage erschienenen ersten Bande einen zweiten Band folgen, der an Reichhaltigkeit und Güte dem ersten gleichkommt. Die in den Bänden enthaltenen amüsanten Experimente können ohne besondere Vorbereitungen von jedermann ausgeführt werden und bieten neben angenehmer Unterhaltung mannigfache Anregung zu nützlichem Nachdenken.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen.



Uebertrifft im Gehalt an **doppeltkohlensaurem Natron** die bekannteren natürlichen alkalischen Wässer bedeutend.

In 1000 Theilen Wasser **4,78 doppeltkohlensaures Natron.**

Biliner Sauerbrunn ist ganz besonders zu empfehlen bei **Magen-, Nieren-, Blasen-** und **Harnleiden, gichtischen Ablagerungen,** Erkrankung der **Respirationsorgane** und **Lunge,** unübertroffen bei **Diabetes** (Zuckerkrankheit).

Als prophylaktisches Mittel gegen alle das **Verdauungssystem,** die **Nieren-, Galle-, Harn-,** und **Blasenfunktionen störende** Einflüsse, dabei wegen seiner reichen Menge Kohlensäure (gesammte Kohlensäure 5,517 in 1000 Theilen) ein äusserst **wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk** und zur Mischung mit Wein geeignet.

In Flaschen à 7/8 u. 3/8 Liter vorräthig in allen Apotheken, guten Droguerien und in den **Mineralwasserhandlungen.**

☛ Auf den »Korkbrand« (Biliner Sauerbrunn) wird besonders aufmerksam gemacht, Flaschen mit Korken **ohne** Brand enthalten gefälschtes Biliner Wasser.

Curanstalt Sauerbrunn

mit allem Comfort ausgestattet. **Wannen-, Dampf-, elektrische Bäder, Kaltwasser-Heilanstalt** vollständig eingerichtet. *Brunnen-Arzt Med. Dr. Wilhelm v. Reuss.*

☛ **Biliner Verdauungszeltchen.** ☚ **Pastilles de Bilin.**

Vorzügliches Mittel, aus den Abdampfrückständen d. Biliner Sauerbrunn erzeugt, bei Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt.

Depots in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Droguenhandlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Humoreske „Die Nanule“ von Emerich v. Gatti. (S. 71)
Originalzeichnung von Georg Schöbel.

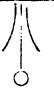
Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1900
Siebenter Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Ein Wille — ein Weg. Roman von Ada v. Gersdorff (Baronin Maltzahn) (Fortsetzung) 7

Die Nanule. Humoreske aus dem türkischen Leben. Von Emerich v. Gatti 66

Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

Diamanten. Technische Skizze von Prof. E. Koller. . . 92

Mit 10 Illustrationen.

Miss Ada Robin. Novelle von Reinhold Ortmann . . 110

Im Lande der Kanäle. Eine Reise in Holland. Von G. Merker 160

Mit 20 Illustrationen.

Familie und Haus nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch. Von Lorenz Stüben 182

VI. Die für den Haushalt wichtigsten Verträge

Ueber den Grossen St. Bernhard. Schweizer Bilder. Von Fr. Regensberg 198

Mit 10 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Der Segen des Sauerkrauts 217

Neue Erfindungen:

I. Die Elektrizität in der Landwirtschaft 220

Mit Illustration.

II. Die Füll- und Entleerungsvorrichtung „Kuli" . 222

Mit Illustration.

Seite

Napoleonische Soldaten in Amerika 223
Internationale Telegraphensprache 224
Vom Mithridat und Theriak 227
Ein Andenken an Friedrich Wilhelm I. 229
Das Bachstelzennest 230
Tatarennachricht 231
Von Wasser getriebene Gebetmühlen in Tibet . . . 233
Mit Illustration.
Billige Reise 235
Der Dragoner ohne Kopf 236
Eine Kreuzfahrt 237
Ein Raupenprozess 239
Der Bureaukratenstil 239
Hennchen von Tharau 239
Die unerwünschten Samariter 240

Ein Wille — ein Weg.

Roman von Ada v. Gersdorff (Baronin Maltzahn).

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Es war an einem regneriſchen Abend. Leona ſaß in der niedrigen Bauernſtube mit ſehr kleinen Fenſtern und ſehr einfachen Möbeln, ganz allein und ſehr bekümmert.

Auf ihren rührenden Brief hin hatte ſich Tante Lippke wirklich bereit erklärt, ſie einſtweilen bei ſich als Gaſt aufzunehmen. Das weitere könnten ſie dann ja noch beſprechen, und Leona war nach ſehr froſtigem Abſchied von ihrer Mutter abgereiſt.

Unterwegs war ſie ganz guter Dinge und bekämpfte tapfer Kummer und Wehmut bei dieſem Scheiden vom Vaterhauſe. Aus allerlei poetiſchen Büchern und Romanen hatte ſie ſich eine allerliebſte Vorſtellung von dem Bauernhauſe und der Tante Bauernfrau zurechtgemacht. Einen großen Obſtgarten, einen luſtigen, bunten Hühnerhof, blitzblanke Milchkannen mit friſcher Buttermilch, wie ſie ihr einmal als Kind bei einem ländlichen Ausflug ſo gut gemundet hatte; eine große Küche, von deren Decke lange

Reihen geräucherter Schinken und Würste herabhingen, wo am Herde die schwarze Hauskatze schnurrte, und große gelbe Eierkuchen in der Pfanne auf dem flammenden Herdfeuer brieten; rotbäckige Dirnen mit weißen Häubchen, die lachend und schwatzend ihre Arbeit mit freudigem Pflichteifer thaten.

Und die Tante? Nun, die paßte jedenfalls dazu. Sonst hätte sie doch keinen Bauern geheiratet oder wäre doch nachher fortgegangen, als er gestorben war.

Das Innere des Hauses stellte sie sich so ähnlich vor, wie sie es auf einer Ausstellung oder im Gewerbemuseum mit altdeutschen und altfriesischen Bauernstuben gesehen hatte.

Dann hatte sie die Hoffnung, daß Ulrich sie jedenfalls sehr bald dort besuchen würde, und dann würde sie sicher schon das Mittagessen selbst kochen können, denn sie nahm sich fest vor, die Tante zu bitten, sie mit der Wirtschaftsführung bekannt zu machen. Auch spinnen und weben wollte sie nun lernen, und die Stickereien und Luxushandarbeiten sollten nie wieder vorgenommen werden. In zwei Monaten war Oktober, und dann hatte sie ihr eigenes Heim und ihren geliebten Mann und war im Paradiese.

Zunächst kam freilich Enttäuschung.

Erstens das idyllische, altdeutsche Bauernhaus! Ein weiß getünchter, nüchterner und stilloser Kasten; der Obstgarten ein Rasenplatz mit verkrüppelten Obstbäumen hinter einem sehr übelriechenden Düngerhof, wo einige Schweinchen mit grellem Quieken hin und her fuhren, auch ein paar Hühner gackerten; aber ein „bunter Hühnerhof", wie Leona sie so entzückend gemalt gesehen hatte, war das wirklich nicht.

Trübselig rieselte dazu der feine Landregen vom Himmel nieder, die öde, reizlose Ebene in trübes Einerlei hüllend.

Und dann die Tante! Keine Spur einer gemütlichen, fröhlichen Landfrau. Eine ellenlange, äußerst magere Gestalt in einem alten, geflickten, schwarzen Baumwollkleide, auf dem grauen Scheitel einen staubig aussehenden schwarzen „Aufsatz", in den grauen Augen einen mißtrauischen Blick, der überall nach Missethätern herumzuspähen schien.

Die Umarmung, mit welcher sich Leona, der gar jämmerlich zu Mute wurde, an das teilnehmende Herz dieser Dame werfen wollte, erstickte im Keim.

Ob sie selbst der Tante Lippke gefiel, sie angenehm überraschte durch ihre reizende Erscheinung im silbergrauen Lodenkleide auf Seidenfutter, oder sie ebenso enttäuschte, kam in keiner Weise zum Ausdruck. Recht trocken war die Begrüßung. Wenn Tante Lippke eine neue Wirtschaftsmamsell engagiert hätte, so wäre der Empfang kaum weniger herzlich gewesen.

Das Zimmer, welches Leona bewohnen sollte, war freilich in seinen Dimensionen und seiner Niedrigkeit und Einrichtung eine richtige Bauernstube, aber keine malerische aus einer illustrierten Zeitung.

„Mach dir's bequem, Leontine," sagte die Tante, und Leona begann schüchtern und beklommen ihr Oberkleid und ihr Hütchen vor dem blinden alten Spiegelchen abzulegen.

„Na, das Kleid!" meinte Frau Lippke. „Willst du das etwa anbehalten?"

„Ich dachte, es wäre gut genug. So am Reisetage behalt' ich's eigentlich immer an," stotterte Leona.

„Gut genug? Na, ich dächte! Heb's nur auf, bis du Frau v. Uhlenstein bist. Hier bei mir zieh lieber ein einfaches an."

„Noch einfachere hab' ich nicht, Tante," sagte Leona, der die Thränen in die Augen kamen vor allerhand beklemmenedn Gefühlen.

„Warum weinst du denn, Leontine? Gefällt's dir hier etwa nicht? Kannst ja morgen wieder abziehen. Nach deinem Brief habe ich eigentlich etwas anderes in dir erwartet: ein unglückliches, verstoßenes, schlecht behandeltes Geschöpf, das einen armen Menschen heiraten will aus reiner Liebe, was die hochmütige, geldstolze Frau Mutter nicht leiden will. Ich hab' 'mal eine ähnliche Geschichte selbst erlebt, und da heimelte mich was darin an, und ich freute mich, daß du gerade zu mir kommen wolltest und Zutrauen zu mir bewiesest. Da wollt' ich dich nicht auch wegstoßen. Aber wenn dir's hier nicht gefällt, nun, dann ist mir's recht. Ich glaube, wir werden aneinander keinen Gefallen finden."

„O doch — doch!" sagte Leona, jetzt ihre Thränen tapfer hinunterschluckend. „Ich bin nur noch so sehr fremd hier und so sehr traurig über alles."

Damit war's aber aus mit der Fassung, und ein Strom von Thränen erleichterte das bedrückte junge Herz.

„So! So! — Na, das läßt sich ja hören. Das glaub' ich dir schon. Nun zieh dir nur wenigstens die Brillantringe ab und thu sie in den Koffer, denn für meine Leute und die Taglöhner, die so auf den Hof kommen, kann ich dir nicht stehen, daß denen das nicht zu toll in die Augen sticht. Und dann komm in die Wohnstube zum Kaffee. Hast du 'ne Schürze mit?"

„Nein, Tante, ich dachte —"

„Schön, ich werde dir einstweilen eine von mir geben. Binde sie nur um, du verdirbst sonst gleich dein kostbares Kleid. Morgen kann die Butterfrau dir Schürzen aus Magdeburg mitbringen."

Das war der Empfang bei Tante Lippke, und so ähnlich blieb der Verkehr mit dieser Dame, die kein romantischer Engel im rauhen Gewande und kein prächtiges

Goldherz in grober Schale war, wie Leona so schön in Romanen gelesen hatte.

Natürlich hatte sie wie alle Menschen ihre guten Eigenschaften und ihre schwachen Seiten, aber Leona war nicht die Person oder hatte nicht die Gelegenheit, sie genügend zu erkennen.

Aus ihrem Wirtschaftlernen wurde nicht viel. In dieser alten, häßlichen, verräucherten Küche kochen zu lernen, fiel ihr gar nicht ein. Da wurden nun allerdings wirkliche Bauerngerichte gekocht, die ihr aber so wenig schmeckten, daß sie ganz mager wurde und ihre rosigen Wangen fast verlor, und sonst pflegt es doch bei dem Landleben umgekehrt zu sein. Sie war durch und durch Berliner Stadtkind, eine Blume, die in den wohlumhegten Ziergärten und Treibhäusern der Tiergarten-Villen ihre Lebensbedingungen fand, aber nicht auf dem Bauernhof der Tante Lippke in Kleinheide.

Webstuhl und Spinnrad gab es in Kleinheide überhaupt nicht; die Tante zuckte die Achseln und nannte den Wunsch, diese Geräte handhaben zu lernen, albernen Unsinn. Kein Mensch brauchte diese Dinge heutzutage mehr. Kleiderstoffe kaufe man viel besser und billiger im Laden.

Da sich Leona nicht meldete mit der Bitte um sonstige Unterweisung im Haushalt, so lief ihr die Tante damit nicht nach. Für ihre kleine Wirtschaft bedurfte sie der zweifelhaften Hilfe dieses Stadtdämchens nicht. — —

Leona fühlte sich bald sehr unbehaglich, und die heiße Sehnsucht nach Ulrich, aber auch nach ihrem gewohnten Leben zu Hause preßte ihr oft bittere Thränen aus.

Wenn Tante Lippke das sah, schüttelte sie ihr eisengraues Haupt und schalt über „Faulheit und Mangel an gesundem Menschenverstand".

„Aber Tante, ich bitte dich!“ bat dann das gequälte Kind. „Thu' ich dir denn gar nicht leid?“

„Nein, du gar nicht, aber dein künftiger Mann, ja, der thut mir herzlich leid.“

„Warum hast du mich denn aufgenommen?“

„Na, weil ich mir eben ein ganz anderes Mädel vorstellte, als du bist.“

„Ach, ich würde ja fortgehen, aber ich weiß nicht wohin. Mama hat mir nicht ein einziges Mal geschrieben und keinen Brief von mir beantwortet in diesen ganzen Wochen,“ — ihre Stimme brach in Schluchzen.

„Na, hör 'mal, das kannst du eigentlich von der nicht verlangen. Du solltest bloß meine Tochter sein und mir solche Geschichten anstellen, ich ließe dich wahrhaftig zappeln, bis du deinen Gott erkenntest.“

„Wenn ich nur erst verheiratet wäre und meinen Ulrich hätte!“

„Ja, das wünschte ich auch, daß man dich erst von Rechts wegen dem Aermsten geben könnte. Na, in drei Wochen sind wir so weit. Morgen wirst du zum erstenmal aufgeboten. So lange wird's nun schon noch gehen.“ —

Eine schreckliche Enttäuschung war's auch für Leona, daß Ulrich auf ihre flehende Bitte, sie zu besuchen, sehr bestimmt abgelehnt hatte, da gar keine Rede davon sei, daß er sich auch nur für einen Tag von seiner Arbeit entfernen könne. Er schrieb sehr liebevoll und zärtlich, aber Leona fand den Ton zu ernst, sie nannte ihn nüchtern, und er schien sich weit mehr für seine Thätigkeit zu interessieren als für das Glück, sie nun bald als sein Weib bei sich zu haben. Acht Tage vor der Hochzeit wollte er kommen, um mit ihr die allernotwendigsten Ausstattungssachen in Magdeburg zu besorgen. Was nicht mehr zu beschaffen sei in der Kürze der Zeit, könne gelegentlich in Posen gekauft werden.

Leona schrieb natürlich alle Tage. Was sollte sie sonst auch wohl anderes in Kleinheide thun? Meistens schrieb sie von ihrer Sehnsucht und ihrer großen, opferwilligen Liebe zu Ulrich, sehr wenig von Tante Lippke und ihrem Leben bei dieser „grausamen, harten Frau".

Ulrich antwortete kurz, er könne das alles nicht beurteilen und vertraue dem Herzen und dem Charakter seiner Leona vollständig, wie man das ja auch gar nicht anders könne und dürfe, wenn man sich fürs Leben verbinden wolle.

Er hätte allerdings wohl etwas weniger „weise" mit der armen Leona korrespondieren und mehr Zärtlichkeit und Sehnsucht durchklingen lassen können, die er ja in Wahrheit so tief und ehrlich empfand wie sie. Aber er war, wie manche Männer in schriftlichem Ausdruck von Gefühlen, damit allzu sparsam und hielt den schriftlichen Weg eigentlich nur für Thatsachen und noch unbekannte Vorkommnisse zur Mitteilung geeignet. Seine Briefe waren meist recht kurz, und ein ausführliches Eingehen auf ihre Herzensergüsse fehlte ganz.

Als sie ihm Vorwürfe darüber machte, schrieb er tief gekränkt: „Wie ist es nur möglich, daß Du an meiner Liebe zweifelst?"

„Das thue ich wahrhaftig nicht. Das ist freilich unmöglich," antwortete sie, sich seiner Worte bedienend, „wenn man sich fürs Leben verbinden will." —

Endlich waren Leona und Ulrich zum letztenmal aufgeboten worden, und am nächsten Sonntag sollte die standesamtliche Trauung und darauf in der Dorfkirche, deren nackte, unpoetische Kahlheit Leona seufzend bemerkt hatte, die Einsegnung der Ehe stattfinden. Ihre Ausstattungsgarderobe hatte sie schon in Magdeburg besorgt und bestellt.

„Guten, festen Stoff," hatte Ulrich geschrieben, „wie

es sich für die junge Frau eines einfachen Gutsbeamten paßt. Darin wird Dir jedenfalls Deine Tante Lippke sehr gut raten können."

Morgen sollte Ulrich kommen, und Leona hatte ihm schon drüben im Dorf ein Stübchen im Wirtshaus bestellt. In welch seliger Aufregung sie war, kann man sich denken.

Endlich erlöst aus diesem Fegefeuer, aus diesem schrecklichen Hause, wo ihre einzigen hübschen Stunden im Briefschreiben an ihren Geliebten und im Verschlingen von Romanen bestanden, die sie sich aus einer Berliner Leihbibliothek nachbestellt hatte, was recht umständlich und teuer war. Keine Menschenseele, mit der sie sich hätte aussprechen können!

Endlich kam er, ihr Glück, ihr Heil, ihre ganze Hoffnung und Zukunft, und sie konnte den ganzen Berg von Gefühlen, von Sonderbarem, Merkwürdigem, Schrecklichem und Traurigem, der noch ihr Herz bedrückte, abtragen.

Aber am Morgen des glückseligen Tages schwamm Leona in Thränen bitterster Enttäuschung. Zu ihrer Ueberraschung hatte ihr die Post einen Brief von Ulrich gebracht, darin schrieb er:

„Meine teure, geliebte Leona!

Es ist ganz unmöglich, ich kann jetzt nicht acht Tage hier abkommen. Herr Kniep ist ganz leistungsunfähig durch seinen allherbstlichen Rheumatismus, und ich bin unentbehrlich. Am Sonnabend bin ich bei Dir, Sonntag ist unsere Trauung, und dann fahren wir gleich ab.

Eine Brautjungfer sollst Du wenigstens haben, mein teures Lieb. Ich bringe Dir auf jeden Fall Fräulein Wollski mit. Ich weiß, daß Dich dies sehr freuen wird. Sie kann Dir doch ein wenig besser zur Hand gehen in allen möglichen Vorbereitungen als die Tante Lippke.

Auf frohes Wiedersehen am Sonnabend! In Sehnsucht und inniger Liebe Dein Ulrich."

Was wollte Leona machen? Sie mußte sich eben fügen. Eine kleine Abwechslung gewährte es ihr, nach der Stadt fahren zu können und sich die Ausstattungsgarderobe besorgen zu dürfen. Die Summe, welche ihre Mutter dafür angewiesen hatte, lag bei einem Magdeburger Bankier.

Tante Lippke begleitete Leona. „Hab' ich einmal A gesagt, muß ich schon auch B sagen," meinte sie. „Allein kann ich dich unmöglich in den Magdeburger Straßen herumlaufen und einkaufen lassen."

Ein wahres Glück, daß sie das nicht that, sondern getreulich in alle Läden mitging. Ihr energisches Abwehren, ihr beißender Spott hielten Leona von manchem thörichten, unüberlegten Einkauf, von ganz unnützen Toilettengegenständen ab, und so wurde neben Unnützem doch auch Praktisches besorgt.

Nur in einem Punkt verfing weder Schelten, noch Abreden, noch Spott. Ein Brautkleid von weißer Seide mußte angeschafft werden, ebenso ein reizendes himmelblaues Morgenkleid und zierliche Häubchen. —

Im Laufe dieser letzten Woche vor ihrer Trauung hatte Leona noch eine große und überraschende Freude. Aus Berlin, von der Hand der Kammerzofe ihrer Mutter adressiert, kam eine Kiste mit all ihrer eleganten Mädchengarderobe und ihrer vollzähligen Leibwäsche, alles, was sie damals in ihrer Aufregung und Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht direkt mit Ulrich zusammenhing, zurückgelassen hatte, und was ihr persönliches Eigentum war. Auch ihre Schmucksachen befanden sich dabei. Ein tiefer Schatten aber lag über ihrer Freude, als sie trotz eifrigen Suchens auch nicht das kleinste Zeichen der Liebe ihrer Mutter, nicht das geringste, das gezeigt hätte, daß sie ihres Kindes an seinem höchsten Ehrentage in Mutterliebe gedenke, vorfand.

Und trotz ihrer Sehnsucht, ihrer Ungeduld auf Ulrichs Ankunft, trotz ihres Glückes weinte sie in dieser Nacht noch heiße Thränen in ihre Kissen, und immer wieder zitterte ein banges, banges „Mama, liebe, gute Mama!“ über ihre Lippen in die stille Dunkelheit der Nacht.

Freilich am anderen Tage ging alles unter im Glück, als sie an seinem Herzen lag, als sie die tiefe, zärtliche Glut seiner Liebe voll empfand, die ihr nun auch heiß und leidenschaftlich genug vorkam.

Ganz gehörte sein Herz ihr, das fühlte sie nun mit Entzücken, und wenn sie ein Opfer gebracht hatte, als sie Elternhaus und Reichtum hinter sich ließ, um nur in ihm, in seiner Liebe Ersatz für alles zu finden — heute empfand sie, daß sie einem zwingenden Naturgesetz gefolgt war, und daß Glück und Befriedigung ihr Los sein würden, wenn sie als Ulrichs Gattin ihm das Leben der Arbeit zu einem irdischen Himmel mache. Viel schöner und männlicher kam er ihr jetzt vor mit dem braunen Antlitz, dem man den Aufenthalt im Freien bei seiner Thätigkeit in jedem Wetter wohl ansehen konnte. Mit Vergnügen empfand sie, daß er auch der Tante gefiel, die ihn immer wieder forschend betrachtete, und lachend und liebkosend erzählte sie ihm, wie jene ihn bedauert, und ihn immer nur den „Aermsten“ genannt habe, daß er sie, die schreckliche, unnütze Leona, zur Frau bekäme.

Aeußeren Ausdruck fand das Wohlgefallen der Dame freilich nur in geringem Maße. Das Essen war keineswegs reichhaltiger, was Leona mit Recht verdroß. Sie wunderte sich wirklich, daß es Ulrich zu schmecken schien, daß er die Kartoffeln und den Schinken nicht genug loben konnte und der Tante Komplimente machte über die Vortrefflichkeit dieses bäuerlichen Abendessens. Sie schämte sich wirklich desselben, es war doch eigentlich ihr Polterabend, und sie hielt seine Lobeshymne für eitel

Höflichkeit, die er aber doch kaum in dem Maße nötig hatte.

Katharine Wollski war leider nicht mitgekommen. Sie hatte es für ganz unmöglich erklärt, ihre kränkliche Dame verlassen zu können, wenn auch nur für Stunden. Leona aber hatte sich wirklich auf das nette, bescheidene Ding gefreut. Es war doch immer ein junges Mädchen, mit der man ein Wort sprechen konnte über sein Glück, was mit der Tante rein unmöglich war. Sie schien wirklich noch verdrossener als sonst zu sein, und Leona jubelte in dem Gedanken auf, daß sie heute die letzte Nacht in Kleinheide war.

Auf den alten Onkel freute sie sich ordentlich, von dem Ulrich mit großer Wärme und Verehrung sprach. Onkel waren überhaupt wohl immer liebenswürdiger gegen hübsche junge Nichten als Tanten, und es war so unnatürlich nicht, daß sich die gefeierte, vielbewunderte Leona schließlich einen ergrauten, aber ritterlichen Bewunderer in diesem Onkel vorstellte.

Eine große Freude machte Ulrich seiner Braut damit, daß er eine richtige, kleine Hochzeitsreise mit ihr machen wollte und dabei das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Er verfügte über acht Tage, und diese wollte er mit Leona unterwegs und in Posen verbringen, die Möbel besorgen und mit ihr einigemal Theater oder Konzerte besuchen. Der gute Onkel Kaspar hatte ihm ein Hochzeitsgeschenk in Geld gemacht, und das reichte dafür.

Es war außerdem sehr gütig von dem alten Herrn, ihr und Ulrich seine unteren Zimmer für einige Zeit abtreten und sich mit der Giebelstube behelfen zu wollen, bis die jungen Eheleute ihre Wohnung eingerichtet hatten. Aber Ulrich hatte dringend gebeten, daß der Onkel sich nicht um seinen gewohnten Komfort bringen sollte, sondern die beiden Giebelstuben für ganz ausreichend erklärt.

Die Giebelstuben stellte sich Leona so etwas wartburgmäßig vor, mit tiefen Erkerfenstern und holzgetäfelten Decken und kleinen runden Butzenscheiben.

Ulrich freilich lachte sie aus und meinte, so romantisch dürfe sie sich das Häuschen des Onkels nicht denken.

„Nun, wie dem auch sei," meinte sie fröhlich, „wir kommen ja dann bald ins Schloß."

„Ach, liebes Kind, wenn du die kahlen Riesenzimmer siehst, wirst du anders reden," sagte Ulrich seufzend. „Da kann man ein ganzes Möbellager hineinstellen und doch noch darin herumreiten."

„Aber das ist ja das allerschönste und allervornehmste," rief Leona fröhlich. „Und mit Stoffen und Bildern und einiger Geschicklichkeit läßt sich das ganz behaglich machen."

„Liebes Herz," wendete Ulrich ein, „so viel Geld haben wir nicht, um großen Aufwand an Dekorationen zu machen, und ich hoffe sehr, daß wir nicht die ganze Summe, die dir zur Verfügung steht, dafür brauchen werden, sondern vielleicht einen kleinen Notpfennig erübrigen."

„Ganz sicher, geliebter Schatz. Das Geld können wir doch gar nicht alles verbrauchen für nur vier Zimmer, und wenn sie noch so groß sind; denke doch, in Berlin hatten wir zwölf."

Ulrich lächelte über ihren Eifer und ihr strahlendes Gesicht. „Wenn du dich nur nicht irrst, Liebling; du scheinst mir von großen und kleinen Summen und dem, was man damit erreichen kann, doch sehr phantastische Begriffe zu haben." —

Der Hochzeitstag war ein Sonntag. Recht herbstlich war das Wetter. Von früh an regnete es mit kleinen Pausen, der ganze Himmel war mit einem frostigen Grau überzogen.

Leona in ihrem weißseidenen Kleide, mit Schleier und Myrtenkranz, den Ulrich ihr als ein Geschenk von Katharine übergeben hatte, spielte eine etwas seltsame Figur,

wie sie da in dem schmucklosen, niedrigen Stübchen stand, anzusehen wie eine Fürstin.

Mit ironischem Lächeln betrachtete sie Tante Lippke. „Nun," meinte sie, „für eine Inspektorsfrau siehst du ja ganz nett aus."

Ulrich verstand nicht allzuviel von dieser unnützen Kleiderpracht und ihrer Kostbarkeit. Er fand seine Leona nur wunderschön und sah sehr glücklich und stolz aus. Das war ihr auch die Hauptsache. Für die Tante Lippke hätte sie wirklich das bedruckte Kattunkleid anhaben können, das diese ihr sofort nach ihrer Ankunft hatte machen lassen.

Sonst aber war die Tante fast liebevoll mit ihr am heutigen Tage. Sie sprach auch einige ernste Worte mit ihr, in denen sie ihr freilich die Ehe mehr als ein rechtes Dornen- und Distelfeld vorstellte, denn als ein irdisches Paradies.

Nachher stiegen sie zusammen in die uralte, verschlossene Kutsche, die entsetzlich nach Leder und Teer roch, und fuhren zum Standesamt beim Schulzen und dann zur Kirche.

Ach, bei dem Eintritt hier und während der kurzen Rede des Geistlichen ging Leonas mutig festgehaltene Heiterkeit verloren, und sie weinte in bitterer Trauer und Sehnsucht nach dem Segen der Mutter.

Bescheiden und einfach war dann das Mittagsmahl, zu dem die Tante zwei wirklich recht gute Flaschen alten Rheinweins spendierte, der die gesunkene Stimmung wieder etwas hob, was freilich schon bei Leona die glückseligen Augen ihres Ulrich, seine heiße Zärtlichkeit zu stande gebracht hatten.

Der Abschied von Tante Lippke war kühl und kurz. Man war allerseits froh, sich nun endgültig trennen zu dürfen.

Voll Glück und Hoffnungen fuhr das junge Paar zur Bahn.

Zehntes Kapitel.

Es war am Nachmittag eines kalten, glanzlosen Oktobertages. Herbsttage können sehr schön sein, ihre Luft schmeichelnd wie Frühlingsluft, ihre Farbenpracht die des Sommers, und wundervoll kann der tiefblaue Himmel sein, wenn lange Züge gen Süden eilender Wandervögel ihn beleben, hoch über dem nordischen, im rotgoldenen Sterbekleide ruhenden Walde. Wehmütiges Scheiden reicht sich mit Hoffnung und Glauben des Wiedersehens die Hand, und solch ein Herbsttag ist wunderschön.

Heute aber war kein solcher.

Durch graue, schwerziehende Wolken kam nur ein müdes, blasses Lächeln über die sterbende Erde. Kalt blies der Wind über das flache Land, über die leeren Stoppelfelder bei Kempzin, trübe Regenlachen standen auf dem schlechten Landwege und in den Gräben trübes, schlammiges Wasser, in dessen mattem Glanz sich die grauen, zerrissenen Wolkenschatten spiegelten. Es hatte in den letzten Tagen viel geregnet.

Gehindert wurde das Auge durch nichts, bis zum fernen Horizont zu schweifen über dies trübselige Land, es sei denn durch einige Windmühlen oder hie und da durch einen Busch Erlen oder Weiden, auch wohl durch häßliche braune oder graue Hütten mit einem alten Zaun und einem Stallgebäude.

Links vom Wege weideten auf einem Stoppelfelde eine Herde schwarzer und weißer Schafe. In stumpfsinniger Neugier hoben die Tiere die Köpfe und starrten mit dem bekannten, unnennbar geistesarmen Ausdruck auf das kleine Gefährt mit den beiden dicken Ponies, in welchem Ulrich sich und seine Frau von der nahen Bahnstation hatte abholen lassen.

„Schafe zur Linken, wird Freude dir winken," citierte

Leona, sich zärtlich an ihren jungen Gatten schmiegend, der heute die Zügel dem livrierten Stallbuben überlassen hatte, welcher dem Verwalter, so wurde Ulrich genannt, zum persönlichen Dienst gestattet war. Eigentlich war er ja kein Verwalter des Ganzen, sondern hatte nur die Aufsicht über die Arbeiten, daneben freilich auch in der praktischen Landwirtschaft selbst mit Hand anzulegen, soweit er dies in der kurzen Lehrzeit gelernt. Dies war schon recht viel, denn was er angriff, wo er seinen festen Willen einsetzte, da konnte er auch so Bedeutendes leisten, als immer nur in der Möglichkeit lag.

„Wie sollte uns nicht Freude winken," lächelte er, Leonas kaltes Händchen in seinen beiden wärmend, „fahren wir doch dem eigenen Nest entgegen, eins in Liebe und Treue, in dem Streben, einander zu helfen, jeder in seiner Art Arbeit, ich draußen, du drinnen. Jung und gesund sind wir auch, und die Schatten, die fehlen ja keinem Licht. Kein Glück ist ganz vollkommen, und überall giebt es einen Kummer, eine Sorge. Aber wenn man sie nur zusammen trägt, da soll es schon gehen."

Sie nickte, aber ihre großen, braunen Augen behielten noch eine Weile den nachdenklichen, fast düsteren Blick, mit dem sie einem Schwarm Krähen nachsah, der kreischend über einer gelben, schlechten Wiese dahinstob.

„Krähen scheinen eine Spezialität dieser sonst nicht gerade reizvollen Gegend zu sein," meinte sie. „Welch häßliche Tiere, und dies unpoetische Gekrächze und diese Massen, sieh nur! Hunderte und Hunderte."

„Sie sammeln sich in Scharen, das deutet auf Sturm und schlechtes Wetter. Nun meinetwegen! Die Ernte ist glücklich unter Dach, und wir haben hier viel leichten Boden, da schaden ein paar Regentage nicht so sehr wie bei schwerer Lehmerde."

„O du! Die Ernte, die ja gar nicht die unsere ist,

wäre mir sehr egal. Aber schlechtes Wetter und Sturm hier auf dem Lande, in der Einöde — huh! Ich danke."

„Du fängst ja früh an, Bedingungen zu stellen," sagte Ulrich, leicht die Brauen emporziehend. „Ist's dir vorläufig nicht noch ganz gleich, ob es draußen stürmt und regnet, wenn du nur mit mir zusammen im gemütlichen Zimmer, bei behaglichem Lampenlicht sitzest, geschützt, geliebt, warm und geborgen an meinem Herzen — was, Kleine?"

Sie küßte ihn reuevoll, und Ulrich verwies ihr diese öffentliche Zärtlichkeit mit glücklichem Lächeln; der Bursche hatte doch auch Augen und Ohren auf seinem Bock.

„Ja, ja," meinte Leona dann gedankenvoll, „mit dem schlechten Wetter werden wir uns schon einrichten müssen, denn es ist doch einmal Herbst. Schöner und leichter wäre ja alles gewesen, wenn wir im Frühling geheiratet hätten."

„Auch das Warten?" fragte Ulrich.

„Nein, nie — nie! Du hast recht. Tausendmal besser so," rief sie ganz erschrocken, „und es muß ja doch wieder Frühling werden, auch hier."

„Weißt du, mir ist der stille Winter ganz willkommen," meinte Ulrich nach einer Pause, „da kann ich mich so ganz in meine schriftliche Thätigkeit vertiefen und einarbeiten. Bis jetzt hat mir Herr Kniep noch recht eingehend mit Rat und That geholfen, aber den find' ich nicht mehr vor, und nun heißt es, auf eigenen Füßen stehen und sich bei dem eigenen Kopf Rat zu holen, denn mein kleines Weibchen, das würde bei dem großen Einmaleins und dem großen Rechenbuch mir wohl nicht mit weitgehenden Kenntnissen aushelfen können — wie?"

„O Himmel! Welch ein gräßlicher Gedanke! Wenn ich das könnte! Eine gelehrte, pedantische Rechenlehrerin zur Frau haben — nein, das wäre nichts für dich,

Ulrich. Gerade das Gegenstück davon brauchst du, um glücklich zu sein, wenn du von einer häßlichen Arbeit kommst: eine heitere, harmlose, hübsche Frau, die ein bißchen kindisch und ganz ungelehrt sein darf."

„Aber nicht zu sehr. Etwas verstehen von der Arbeit ihres Mannes muß schon die rechte Frau."

„Nun ja, so zur Not. Das alte Hauptbuch vom Kalender unterscheiden," lachte sie. „Aber, weißt du, sonst sind's eigentlich nur die Gegensätze, die sich anziehen."

„Hm, ich weiß nicht, ob sich das in der Ehe auch so verhält," sagte er nachdenklich. „Aber sieh, dort ist Onkel Kaspars Häuschen. Ist es nicht allerliebst mit seinen prächtigen Georginen? Blumenzucht ist des Onkels einzige Freude, und er leistet Großes darin. Da steht er am Fenster. Winke ihm doch, Leona, und sei recht dankbar für alle Güte, die er für uns hat."

Leona sah mit einem Ausdruck unverkennbarer Enttäuschung auf das Häuschen. „Aber das ist ja ein ganz einfaches, ganz langweiliges Haus, wie tausend Häuser sind! Ich dachte, es wäre ganz anders, wie du davon erzähltest, mit Kletterrosen und wildem Wein umrankt."

„Ja, Schatz, jetzt ranken sich keine Rosen mehr. Die sind natürlich alle eingebettet. Dort, siehst du die Strohmatten, die decken einen Teil."

„So? Und der herrliche wilde Wein, von dem du schwärmtest?"

„Der ist hinten am Hause, Liebling. Alles aufeinander kann doch nicht wachsen."

„Ich kann mir gar nicht denken, Ulrich, daß es hier interessant und romantisch sein kann," meinte Leona zweifelnd.

Ulrich sprang mit einem „Nun, du wirst schon sehen" vom Wagen, um Leona herauszuhelfen, denn das Gefährt hielt eben vor dem Zaun des Vorgartens. Jetzt blühte

darin ein ganzer Wald von hohen Georginen in den schönsten Farbenzusammenstellungen.

„Sieh nur, wie schön!“ sagte Ulrich, nach rechts und links weisend.

„Ach ja, das ist wirklich himmlisch. Dazu gehören die hohen, schönen Glasvasen, die du mir in Posen durchaus nicht schenken wolltest, du böser Geizhals,“ lachte sie, rasch umgestimmt, und folgte ihm in das Haus.

Hauptmann v. Uhlenstein stand auf der Schwelle des Wohnzimmers und streckte Leona begrüßend die Hände entgegen, sie in einfacher Herzlichkeit umarmend und auf die Stirn küssend.

„Was für ein liebes Gesichtchen,“ sagte er dabei, „aber so jung. Ein wahres Kindchen haben wir da ja ins Haus bekommen. Wo werden wir denn nur Spielzeug dafür herbekommen?“

Ulrich lachte, obwohl ihm tiefe Bewegung die Augen feuchtete, als er sah, wie kindlich zutraulich sich das schöne junge Geschöpf an die Brust des Greises schmiegte, und er dabei alles dessen gedachte, was sie für ihn aufgegeben hatte: Mutterliebe und zärtliche Fürsorge, die ihren Wünschen nichts versagt hatte und so reichlich gewähren konnte.

Sanft nahm er sein Weib an das eigene Herz aus den Armen des alten Mannes. „Ein Kind — ja, aber keins, dem man mit Spielzeug das Leben interessant machen müßte, nur ein Kind an Reinheit, an Ehrlichkeit, an Vertrauen und Glauben, Onkel; und es soll mein Glück und meine Aufgabe sein, ihr das alles so schön zu erhalten und ihren Frieden dazu.“

„Das walte Gott,“ sagte der Onkel ernst, während Leona, die jede Feierlichkeit zu Thränen brachte, am Herzen ihres Mannes so bitterlich schluchzte, als solle sie soeben auf Lebenszeit von ihm gerissen werden.

Er küßte ihr die Thränen weg und zog sie die kleine,

schmale Treppe herauf, nach den beiden Giebelzimmern, die ihnen eingeräumt waren.

Der alte Uhlenstein ging einstweilen ins Wohnzimmer zurück, wo er, am Fenster stehend, still und nachdenklich in den grauen, schwermütigen Herbsttag hinaussah. —

Sehr geschmackvoll oder eigenartig möbliert waren die Giebelzimmer nicht: der Größe nach kaum zum Umdrehen, Zitzvorhänge an den Fenstern, keine Jalousien, so daß der Tag, sobald er begonnen, voll hineinblicken konnte. Also an einen sanften Schlummer bis gegen zehn Uhr, wie Leona daheim gewöhnt war, und wie sie es auch bei der Tante — zu deren Schrecken — gemacht hatte, war nicht zu denken. Zwei eiserne Bettstellen, ein einziger, recht primitiver Waschtisch, in jedem Zimmer ein Stuhl — das war alles. Der alte Uhlenstein hatte diese Zimmer niemals notwendig gehabt und nur die Reste seiner Einrichtung hier untergebracht; dafür aber prangten auf dem Tisch am Fenster und auf dem Waschtisch zwei alte, schadhafte Gläser mit Georginen.

Leona lachte. „Das ist ja fürstlich, dieses Schlafgemach! Ich bitte dich, Ulrich, sag mal, ist der Onkel eigentlich sehr arm?"

„Reicher wie wir, mein Kind. Für sich selbst hat er wenig Bedürfnisse, aber es ist sein großmütiges Geschenk gewesen, von dem wir unsere hübsche, kleine Reise gemacht haben."

Ganz ungetrübt war übrigens diese Hochzeitsreise nicht gewesen. Es hatte sogar einen kleinen Streit gegeben über recht bedeutende Meinungsverschiedenheiten zwischen den Gatten beim Ankauf von Möbeln. Ulrich hatte seinen Willen durchgesetzt, hatte sich grausam, lieblos, hartherzig nennen lassen und nur Praktisches gekauft bis auf einige Kleinigkeiten, die er dann zugestanden hatte, zum Beispiel einige ziemlich wertlose Gemälde, die Leona aber ent-

zückend fand, weil sie kein Kunstverständnis hatte, obwohl ihm selbst wertlose Kunstimitationen ein Greuel waren. Doch hatte er nicht ohne Widerwillen an die riesigen, leeren Wände mit der schauderhaften Tapete in dem künftigen Schlafzimmer gedacht. Leona war rasch getröstet, da sie in jedem Laden neuen Grund zum Wünschen und freilich auch Entsagen fand.

Es war wirklich staunenswert für einen so jungen Ehemann, daß er seiner reizenden Frau mit ihren Bitten zu widerstehen vermochte. Aber er hatte zu sehr das Gefühl seiner ernsten Verantwortung, der Sorge für die Zukunft, er wollte seiner Frau wenigstens wirkliche Sorgen, ernste Enttäuschungen ersparen und deshalb eine kleine Summe zurückbehalten von der ohnehin sehr bescheidenen Ausstattungssumme. Schließlich tröstete er sie noch mit einem Wort, das er später bereute: „Wenn in der That noch etwas in der Einrichtung unumgänglich fehlen sollte, kannst du das ja immer noch nachkommen lassen."

In einem großen Wäschegeschäft aber, wo er selbst nicht recht Bescheid wußte über das Notwendige, war er ganz verzweifelt gewesen, da Leona nur nach ihrem sehr verwöhnten Geschmack wählte. Er hatte daher irgend einen Vorwand gesucht, um sie fortzulocken, und war am anderen Morgen, als sie noch schlief, allein in ein anderes kleines Geschäft in einer fernen Stadtgegend gegangen, und dort ließ er sich, nachdem er seine Verhältnisse angegeben, von der verständigen Besitzerin die Hauswäsche auswählen und gleich sticken. Leona hatte er zur Ueberraschung einen vergoldeten Blumenständer mitgebracht, den sie reizend fand, und die langweiligen Hand- und Küchentücher darüber vergaß. —

„Na, weißt du aber, Ulrich," meinte Leona, als sie hinuntergingen, um mit dem Onkel den Thee zu trinken, denn es war inzwischen dunkel geworden, „lieb ist's mir

doch, daß ich hier nicht wohnen bleibe. Solche kleine Zimmerchen sind entsetzlich."

„Zu große sind noch viel schlimmer. Kleine Stübchen können sehr gemütlich sein für zwei Leutchen, die sich lieb haben, und sind leicht niedlich und ausreichend möbliert. Aber große können sehr ungemütlich, sehr kahl und kalt sein und sehen immer etwas leer aus. Nur, daß eben die Liebe auch die kahlen, ungemütlichen Räume warm und mollig zu machen vermag."

„Ja, du geliebter Tröster," lächelte sie, den Arm um seinen Nacken schlingend und sich halb die Treppe von ihm heruntertragen lassend, „und was dann noch fehlt, das lassen wir nachkommen."

„Da scheine ich ja einen recht folgenschweren Ausspruch gethan zu haben, an den mich mein Frauchen wohl schrecklich festnageln wird," sagte er scherzend.

Als Leona in das Wohnzimmer trat, entzückte sie den alten Onkel noch viel mehr als vorher in Hut und Regenmantel. Ihre wundervollen schwarzen Haare, in dessen reiche Wellen sie eine kleine tiefrote Georgine gesteckt hatte und eine ebensolche in die Knöpfchen ihres grauen, eleganten Reisekleides, das ihre herrliche Figur zur schönsten Geltung brachte, dazu diese wunderschönen, großen, braunen Augen, die so rasch im Ausdruck wechselten, von schalkhaftem Humor, strahlender Kindlichkeit zu schwärmerischem Ernst, der fast etwas Melancholisches hatte und einen feuchten Schimmer über die strahlenden Sterne breitete — alles das war so schön, so hinreißend, daß noch nicht Dagewesenes die unmittelbare Folge in dem schlichten, spartanischen Haushalt des alten Herrn wurde.

Der Apfelmost verschwand noch im letzten Moment von dem kleinen Eßtisch im Nebenzimmer, und Ruppke erhielt einen erstaunlichen Befehl. Er erschien alsbald mit einer Flasche Wein aus den tiefsten Gründen des Kellers. Schleu-

nigst arrangierte der Onkel selbst noch zwei uralte Vasen aus Großvaters Zeiten mit Georginen der schönsten Sorten zwischen die kalten Speisen, und der erst sehr frugal aussehende Eßtisch hatte plötzlich ein ganz anderes, festliches, fast reiches und malerisches Ansehen.

Händereibend stand der Alte noch einen Moment davor, ehe er das junge Paar aus dem Wohnzimmer hereinrief, wo es Arm in Arm am Fenster stand und in den trübgrauen Oktoberabend hinaussah, der schon einen Anfang des bösen Windes zu bringen schien, den die Krähenansammlung angezeigt hatte.

Wild flatterten gelbe Blätter von den Aesten herunter, und die Georginen neigten und beugten sich und schüttelten immer stärker mit dem Kopf, als erzählte ihnen der rauhe, rücksichtslose Geselle eine ganz unerhört sonderbare Geschichte, die kaum zu glauben war.

Leona aber drückte auf einmal die Stirn gegen den Arm ihres Gatten und sagte leise: „Ich fürchte mich.“

„Wovor?“ fragte er ganz erschrocken.

Mit einem sonderbar fragenden Ausdruck sahen ihre glänzenden Augen unter den schweren, schwarzen Haarwellen von seiner Schulter herauf, zu ihm empor. „Ich weiß nicht — mir ist so bang.“

„Wovor, Leona, mein Weib?“ fragte er leise und schmerzlich.

„Vor etwas — etwas, das mit dem Sturm über diese öde, trübselige Ebene kommt und mit den gräßlichen Vögeln, die da immer noch herumkrächzen und keine Ruhe finden — hör nur!“

„O, du geliebtes Närrchen! Zu dir kann gar nichts Schreckliches kommen, ich steh' immer dazwischen und meine namenlose Liebe, die eher in den Tod geht, als meinem Kleinod Trübes und Schreckliches nahen läßt. Du müßtest denn gerade in mir dergleichen erwarten.

Uebrigens sind die Krähen sehr harmlose und recht nützliche Tiere."

Damit führte er sie auf den heiteren Anruf ihres freundlichen Wirtes in das Speisezimmer, bei dessen Anblick Leona alle schlimmen Ahnungen vergaß, und ihre Freude und ihre Anmut ließen erkennen, daß sie den alten Herrn im innersten Herzen zu ihrem besten und verständnisvollsten väterlichen Freunde machte.

Wie dankbar war aber erst Ulrich dem Onkel für dieses kleine, festliche Arrangement, das seiner Leona Augen wieder so strahlend machte, wie tief empfand er, was der alte Herr damit ausdrücken wollte, er, der die so einfachen und eingewurzelten, jahrelangen Gewohnheiten des Mannes nun längst kannte.

Ulrich konnte übrigens ganz gut für einige Tage im Häuschen des Onkels Wohnung nehmen, bis die Möbel angekommen waren, und die Einrichtung halbwegs vollendet, da er auf dem kleinen Fußweg, der aus dem hinteren Garten durch die Felder führte, sehr bequem und schnell den Hof und das Schloß Kempzin erreichte.

Elftes Kapitel.

Leona hatte vortrefflich und traumlos geschlafen; darüber war sie etwas enttäuscht. Hatte sie doch oft in Romanen gelesen, daß die Heldin oder der Held — und so wie erstere kam sie sich doch vor — in der ersten Nacht im neuen Heim gleich alles so nett vorher träumten, wie es ihnen nachher passieren sollte, daß man eigentlich das ganze Buch nicht mehr zu lesen brauchte.

Ulrich tröstete sie lachend, das Träumen habe ja noch Zeit, da sie ja noch gar nicht in ihrem eigenen Heim sei. Nachher wollte er sogleich mit ihr hinüber, um ihr alles zu zeigen.

Als beide unten in des Onkels Wohnzimmer traten, hatte Ruppke, der überhaupt die ganze Küche allein besorgte, schon den Morgenkaffee auf den Tisch gesetzt, und Leona war zum erstenmal entzückt über echt ländliche Erzeugnisse. Ja, das war nett: goldgelber Honig, die Butter auf einem taufrischen Kohlblatt, schwarzes, duftendes Brot, rotleuchtender Schinken und eine Kanne mit frischer Milch, dazwischen die beiden Vasen mit den herrlichen goldfarbenen, zartlila und rosa Georginen.

So hatte sie sich in Berlin das Landleben gedacht, so beschrieben die Maler und Dichter ein ländliches Mahl.

Und sie war wieder so liebenswürdig, so strahlend in ihrem himmelblauen Morgenkleide, mit ihrer zwitschernden, lachenden Stimme, daß sie den Oheim, der draußen im Gärtchen mit Hacke und Spaten emsig arbeitete, ans offene Fenster lockte.

Sie amüsierte sich nicht wenig über sein Kostüm: eine Zipfelmütze auf dem grauen Haar, eine gestrickte Jacke und eine große, blaue Küchenschürze.

Er lachte mit und reichte ihr die letzte, sorglich neben dem Pfirsichspalier gehegte Rose hinauf, sich freuend, daß sie den lieblichen Spätling so dankbar empfing und nicht gleich ins Haar steckte, um sie verwelken zu lassen, obwohl der Alte ihr selbst diesen Vandalismus sehr milde angerechnet hätte, sondern daß sie fragte, wo sie wohl eine kleine Vase finden könnte für die schöne Rose — eine blasse Theerose war's.

Ulrich war sehr glücklich über sie, ihre Anmut, ihr Wesen, ihre Anspruchslosigkeit. Eine köstliche Rose war sie selber, die sich ihm so ausschließlich zugeneigt, daß er sie in seinen Garten pflanzen durfte, die Freude seines ganzen Lebens.

Dann machten sie sich auf den Weg zum Schloß, nachdem Ulrich noch mit einiger Mühe und dringenden Vor-

stellungen Leona dazu gebracht hatte, das himmelblaue Morgenkleid mit ihrem grauen Lodenkleide zu vertauschen. Sie möge doch bedenken: eine Gutsbeamtenfrau wie eine Prinzessin auf den verschiedenen Höfen, in den Ställen, in der Meierei einherwandelnd! Er käme ja um sein ganzes Ansehen bei den Tagelöhnern und Dienstleuten. Hierorts sei man das nicht gewöhnt, und dazu hätte er ihr in Posen drei so nette, dunkle Hauskleider machen lassen.

Das Wetter war klar und mild, der Himmel, wenn auch nicht unbewölkt, so doch nicht so öde grau wie gestern, tauglitzernde Spinnengewebe wie brillantenbesetzte Schleier hingen dort über den Stoppeln, hier an einem Strauch, der noch fast ganz grün war, und schmiegten sich in der milden Herbstluft wallend an Leonas junges, rosiges Gesicht, während sie am Arm ihres geliebten Ulrich den schmalen Wiesenpfad nach dem Park des Schlosses zuschritten. Keine einzige Krähe war zu sehen, und Leona spöttelte über die untrügliche Prophezeiung auf schlechtes, stürmisches Wetter.

„Prophezeiungen treffen ja nicht immer ein," meinte er, „sogar eine Krähe kann sich irren, und ein schöner Morgen garantiert noch nicht für einen schönen Tag. Wahrscheinlich hat nur deine Ankunft die böse Absicht der Krähen für eine Weile aufgehalten. Ich wenigstens betrachte die hübschen Wolken dort, die wie ein strahlenförmiges Federbüschel zur Himmelskuppel emporragen, für die Anzeichen von Regen und Sturm." —

Schloß Kempzin hatte eigentlich durch nichts die Berechtigung, sich Schloß zu nennen, als durch den niedrigen Turm mit der Fahnenstange, von welcher natürlich jetzt keine Fahne flatterte.

„Das sieht aber doch gar zu häßlich aus," meinte Leona, „diese nackte Stange da oben. Wir müssen da doch irgend eine Fahne anbringen."

„Das geht nicht, mein Kind," lehrte sie Ulrich. „Die wehende Fahne ist das Zeichen, daß der Herr im Hause weilt, und es ist natürlich auch eine solche vorhanden in den Stangenbergschen Wappenfarben. Schön ist die freilich nicht mehr, ein verschossener Lappen, weil sie eben seit Jahren nicht mehr gebraucht worden ist. Herr v. Stangenberg ist immer auf Reisen. Er soll früher nicht sehr gesund gewesen sein."

„Hat er denn keine Frau?"

„Bis jetzt nicht."

„Aber Eltern und Geschwister doch? Wo sind denn die?"

„Eltern hat er nicht mehr. Er ist nicht mehr jung, wohl über vierzig Jahre alt, und so viel ich weiß, hat er nur eine Schwester, die an einen Belgier, einen Grafen Caßbrough, verheiratet ist oder war. Ich glaube, sie ist Witwe."

Leonas Interesse für die Familie Stangenberg erlosch gänzlich, als sie nun das Schloß durch die Flurhalle betraten.

Von einer Halle, wie sich Leona eine Schloßhalle vorstellte, war keine Rede. Dies war ein sehr einfacher, mäßig großer Vorflur mit ein paar alten häßlichen Schränken, mit Ziegelboden, einigen Stühlen und zwei alten Oelbildern, über die oberhalb der Hausthür ein großes, blindes Glasfenster in Halbmondform eine ziemlich trübe Beleuchtung warf.

Eine Treppe führte nach oben in den ersten und einzigen Stock des Hauses, und hier und dort bemerkte Leona Zimmerthüren.

„Können wir nicht die Zimmer ansehen?" fragte sie.

„Warum nicht? Aber es ist nichts daran zu sehen. Eine nicht vollständige und sehr verschiedenartige Einrichtung, nur für einen etwaigen kurzen Aufenthalt der

Herrschaften genügend. Seit Jahren hat keiner stattgefunden, und das ist natürlich auch nicht sehr konservierend für die Möbel und namentlich für die Stoffe an den Fenstern und für die Teppiche. Die müßten von Zeit zu Zeit nachgesehen und geklopft, und alles gereinigt und gelüftet werden. Hoffentlich wird mein Frauchen mir diese Beaufsichtigung und die betreffenden Bestimmungen abnehmen."

„Ich?! Anderer Leute Teppiche und Möbel klopfen? Aber Ulrich!"

„Wenn du nicht willst, Kind, brauchst du natürlich nicht. Du bist nur meine Frau und stehst in keinem Dienstverhältnis hier."

„Das fehlte auch noch gerade!"

„Ich dachte nur, daß du mir gewiß gern eine oder die andere Arbeit, welche besser von einer Hausfrau als einem Manne geleitet wird, abnehmen würdest, denn unsere eigene Häuslichkeit wird so klein sein, daß du dich manchmal nach weiterer Thätigkeit sehnen wirst."

„Natürlich, für dich übernehme ich jede Arbeit mit Freude, wenn ich sie nur verstehe. Ich habe zu Hause gar nichts gethan, als noch so Sprachstunden und Malstunden und einige Handarbeitstunden genommen, wo immer so wunderhübsch vorgelesen wurde, weißt du, im Kränzchen."

Er unterdrückte einen leisen Seufzer und dachte, daß einiger Unterricht in praktischen Fächern zweckmäßiger gewesen wäre, daß aber natürlich für Leonas Zukunft solcher als ganz unnütz erschienen war.

„Wenn du die Zimmer sehen willst, Liebling, will ich die Schlüssel holen."

„Ach nein, laß nur. Eigentlich interessieren mich fremder Leute Wohnungen nicht, wenn sie nicht besonders stilvoll sind, und du sagst ja, daß gar nichts darin zu

sehen ist. Laß sie nur und zeige mir lieber unsere Zimmer. Die sind doch nicht oben? Das wäre doch auf dem Lande höchst unbequem."

„Nein. Oben sind die Logierzimmer für Besuch. Wir wohnen im Erdgeschoß. Jetzt bück dich einmal, wir müssen hier durch."

„Nicht möglich, durch dieses Loch?"

„Wenn wir von hier aus nach unserer Wohnung wollen — ja. Der eigentliche Eingang für unser Heim ist vom Gemüsegarten aus. Wir haben eine besondere Hausthür."

„So, so," meinte Leona gedehnt. „Wohl so eine Art Dienerthür?" setzte sie mit einem hochmütigen Lippenzucken hinzu.

Es lief wie ein flüchtiger Schreck über Ulrichs Gesicht. „Wenn auch das nicht gerade, Leona," sagte er nach einem kurzen Schweigen, „so doch —"

„Eine Hinterthür," unterbrach sie ihn. „Das ist ja auch ganz richtig. Die Herrschaft geht durch den Park und die Vorderthür, die Dienerschaft durch den Gemüsegarten und die Hinterthür. Auf dem Gut bei der Familie Goldbeck, wo wir uns kennen lernten, war das auch so."

War's nur sein scharfes, argwöhnisches Ohr, welches einen leisen Ton von Bitterkeit — schon jetzt Bitterkeit! — aus der ganz selbstverständlichen Behauptung heraushörte? Er betrachtete von der Seite ihr schönes Gesicht mit den langen, schwarzen Wimpern, die jetzt gesenkt waren, was ihren Zügen etwas viel Aelteres, Gereiftes gab, weil der strahlende Blick der sonnigen Kinderaugen verhüllt war. Er konnte es nicht ändern, daß ihm wie ein Blitzstrahl die Erinnerung an den sehr ernsten Moment aufstieg, als sie ihn am Abend ihrer offiziellen Verlobung so abgestoßen hatte.

Schon aber war der Moment wie ein kleiner Schatten

am sonnigen Himmel verschwunden, als er jetzt mit Leona den Geflügelhof betrat und die bunten, verschiedenfarbigen Arten und Rassen von Geflügel, die Perlhühner und Bronzeputen, die dicken, runden Brahmas und die nicht minder schönen, amüsanten Tauben auf dem von Busch und Strauch durchsetzten Rasen, der hier noch ganz grün war, einherspazieren sah.

Und da — ein Pfau! Welch prachtvolles Tier mit diesem Krönchen auf dem feinen Köpfchen! Wenn er doch nur einmal sein Rad schlagen möchte! Sie wollte ihn mit allerlei kindlichem Unsinn dazu bringen, ihr den Gefallen zu thun, sein prachtvolles Farbenspiel in der schönen Sonne leuchten zu lassen.

Ja, so war ein richtiger Geflügelhof! Das war doch etwas anderes, als die paar armseligen Hühner bei Tante Lippke zwischen den abscheulichen, schmutzigen Ferkeln.

Ulrich mußte eine ganze Weile mit ihr stehen bleiben und ihr alles von der Naturgeschichte dieser reizenden Tierchen erzählen, was er selbst davon wußte. Sie konnte sich gar nicht losreißen, bis er endlich zum Aufbruch mahnte.

„Komm, Liebling, wir müssen gehen. Allzulange dürfen wir uns nicht aufhalten, denn Onkel Kaspar ißt pünktlich um zwölf Uhr zu Mittag."

„So früh?" staunte Leona.

„Ländlich — sittlich. Ich finde es für das Landleben und die Arbeit sehr praktisch. Man gewöhnt sich außerordentlich rasch daran, und dann bedenke, daß man hier nicht erst um zehn Uhr aufsteht. Da ist fast der größte und wichtigste Teil der Tagesarbeit schon gethan."

„Muß man hier früh aufstehen, mit der Sonne mein' ich, oder mit den Hühnern?" fragte Leona ganz ängstlich, als wenn das ein Polizeigesetz sein könnte für die Landbewohner.

Ulrich streichelte ihr sanft die Wangen. „Wer arbeitet, freilich; sonst bleibt er im Rückstand, auch mit den Mahlzeiten.“

„O Himmel! Also wer gern lange schläft, auf den wird nicht gewartet, der bekommt nichts zu essen?“ sagte sie mit drolligem Ernst.

„Doch. Solch süßer, kleiner Langschläfer, der wird gefüttert, wie die Bienen die Drohnen füttern.“

„Sag 'mal, die Köchin ist doch gut, die du mir versprochen hast?“

„Ich finde, sie kocht die hier üblichen Gerichte recht schmackhaft. Neue wirst du ihr aber schwerlich beibringen. Es ist ein ganz tüchtiges, grundehrliches Mädchen, aber nie fort gewesen. Früher war sie Leuteköchin, jetzt habe ich sie für dich in Dienst genommen. Du wirst ja sehen. — So, hier ist unsere Hausthür.“

Leona folgte ihrem Gatten in den Flur, der sich von dem vorderen durch größere Dunkelheit, schlechten, ausgetretenen Steinfliesenboden und Mangel an jeder noch so dürftigen Dekoration unterschied. Ein Kleiderständer und zwei ordinäre Küchenstühle waren alles, nebst einer Strohmatte vor der Zimmerhür.

Dann kamen die Zimmer, nach dem Gemüsegarten und über der Ecke nach dem Kuhstall gelegen. Letztere mußten das „Boudoir“ Leonas und das Eßzimmer werden, weil Ulrich sein Zimmer dicht neben dem Flur haben mußte, wegen der vielen Leute, mit denen er zu sprechen hatte, wie namentlich Sonnabends, wo er die Lohnzahlungen machte. Kniep hatte nur die beiden nach dem Garten gehenden bewohnt, und sie waren gar nicht so ungemütlich möbliert, wenn die Sachen auch alt und verbraucht waren.

Ulrich hatte ihm, kurz entschlossen, die Einrichtung abgekauft für einen geringen Preis, äußerst froh, nun

nicht noch zwei Räume ganz und gar möblieren zu müssen. Die anderen Zimmer lagen drei Stufen höher, was durch den späteren Anbau des Inspektorzimmers bedingt war. Sie waren sehr groß, denn sie gehörten noch zum alten Schloß. Für das Schlafzimmer war das ja gar nicht so übel, obwohl auch hier alles, nur keine Behaglichkeit und Lauschigkeit hergestellt werden konnte. Dazu eine graugrüne gestreifte Tapete und im Wohnzimmer eine großgemusterte blaue. Beide sauber, aber nicht gerade modernem Geschmack entsprechend. Die Höhe war enorm, dafür aber die Fenster tief in den dicken Mauern liegend und so klein, daß die langgestreckten, großen Räume nur sehr mäßig erhellt werden konnten. An trüben Tagen mußte der Aufenthalt für Fledermäuse angenehmer sein wie für Menschen. Die Dielen waren angestrichen.

Glücklicherweise hatte Leona eine ganz besondere Vorliebe für große und hohe Räume und auch für ein gewisses Dämmerlicht darin, und heute ging die Sache noch ganz erträglich, denn draußen schien die Sonne, und die alten, prächtigen Kastanienbäume, die hier im Kohlgarten recht geschützt standen, trugen noch ihr kräftig grünes Laub.

Ulrich, der gefürchtet hatte, sie würde so entsetzt sein, wie er zuerst gewesen war über diese Wohnung, die er sich unter keinen Umständen je behaglich und gemütlich für ein junges Paar denken konnte und die abends mindestens sechs Lampen oder einen Kronleuchter zur annähernden Erhellung bedurfte, war sehr erleichtert, als sie sich prüfend umsah und bemerkte:

„Schöne Höhe, gar nicht zu groß! Da das Fenster kann man ja sehr hübsch abzweigen mittels Stoffvorhängen und so einer Art Lanzengestell — ganz billig bekommt man die Dinger — und den Raum zu einer Art

Boudoir für mich einrichten. Sehr nett so neben dem Schlafzimmer, recht bequem. Und sieh 'mal — da im Schlafzimmer machen wir es ebenso für die Badeeinrichtung."

Sie hatte es durchgesetzt bei Ulrich, eine Badewanne mit Oefchen zu bekommen. Freilich das Wasser heranzuschleppen, war eine böse Sache. Nun, wie das werden sollte, mußte der Zeit überlassen bleiben.

„Auf diese Art bekommen wir doch noch sechs Stuben bei sehr bescheidenen Ansprüchen," meinte sie.

Er nahm sein junges Weib, das ihn zuweilen so unangenehm, zuweilen aber auch so angenehm überraschen konnte, in seine Arme, seine Lippen innig in ihr wundervolles, duftendes Haar pressend.

„Wenn es dir nur nicht gar zu entsetzlich vorkommt, hier mit mir zu hausen, nach dem Luxus und Glanz, an den mein einzig geliebtes Frauchen gewöhnt ist."

„Du vergissest den geschickten Uebergang, den ich gemacht habe bei Tante Lippke," lachte Leona. „Weißt du, das war eine Liebesprobe. Nach hundert Jahren wird man davon noch sprechen und nicht für möglich halten, daß ein Mädchen das ohne Murren für ihre Liebe erduldete."

„Aber die Tapeten?" fragte Ulrich, ganz schüchtern auf die Wände deutend. „Findest du die nicht allzu schrecklich?"

Er hatte sich schon vorgenommen, sie eventuell anders tapezieren zu lassen. Tapeten bekam man billig, und ankleben konnte man sie mit Hilfe von ein paar Handwerkern vom Gute selbst.

„Deswegen mache dir keine Sorgen, ich habe schon eine Idee für die Wände," lächelte sie geheimnisvoll.

„Hm, sehr kostspielig darf sie aber nicht sein."

„Bewahre! Aber es wird nichts verraten."

Ulrich fand dieſe Sache bedenklich und zog die Augenbrauen etwas hoch, während er Leona wieder hinausfolgte, denn es war Zeit, zum Mittageſſen zu gehen.

„Ich bin hungrig wie ein Bär," ſagte Leona, vergnügt in den Sonnenſchein hinaustretend.

„Und ſorglos wie ein Kind," dachte Ulrich.

„Ein wahres Glück," meinte ſie, „daß der Onkel ſchon um zwölf Uhr zu Mittag ſpeiſt, ſo ſpart er das Frühſtück an mir."

Einen etwas flüchtigen Blick warf Leona auf Anregung ihres Gatten noch in die Küche auf der anderen Seite des Steinflurs; ſie war ebenfalls groß und dunkel, aber ſauber, die neugetünchten Wände gaben etwas Lichtes darin.

Die Einrichtung an Pfannen und Töpfen war mehr als beſcheiden, Leona aber meinte gleichgültig, was man brauche, könne man ja wohl im Städtchen bekommen. Die Jette wohnte in der Kammer hinter der Küche, war aber noch nicht eingezogen, da ſie ebenfalls auf Urlaub bei ihren Eltern im Städtchen weilte.

Auf die Beſichtigung des Kellers, der mittels einer Klappthür und Leiter durch den Küchenfußboden zu erreichen war, verzichtete Leona.

Während ſie nun den Wieſenpfad hinabſchritten, plauderte Leona ſehr vergnügt von ihren Einrichtungsplänen, die ihr ein geradezu kindliches Vergnügen zu machen ſchienen.

„Und Koſten mache ich gar keine; paß auf, du wirſt ſtaunen. Erinnerſt du dich nicht, daß mir in Poſen gerade die billigſten Sachen immer am beſten gefielen?" fragte ſie ſchalkhaft.

Er erinnerte ſich allerdings mit leiſem Unbehagen, daß ſie wertloſen Tand von gediegener Schönheit nicht zu unterſcheiden vermochte, und ſogar häufig erſteren vor-

zog, ihn viel teurer taxierend als die wertvolle Vornehmheit daneben.

„Nun, das kann gut werden, wenn sie ihre Dekorationen alle beim „Billigen Mann" besorgt!" dachte Ulrich.

Zwölftes Kapitel.

„Morgen abend ist alles fertig, da gebe ich ein Einweihungsfest," sagte Leona eines Tages freudestrahlend zu Ulrich, während sie ihn aus seinem Schreibzimmer abholte, um zum Onkel zum Abendessen hinüberzugehen. Denn während der Wohnungseinrichtung logierten sie noch bei dem alten Uhlenstein. Die Jette, August und sogar Ruppke, den sie in naiver Selbstsucht von dem alten Herrn für den halben Tag entlehnt hatte, mußten ihr helfen.

Den „Billigen Mann" drunten im Städtchen, der einen Ramschbazar hielt, hatte sie natürlich entdeckt und in Nahrung gesetzt. Und wie!

„Aber Liebling, was sind das alles für Geschichten, die der Kerl da aufgeschrieben hat," sagte er, die Rechnung durchsehend. „Nicht weniger als sechs Fächer? Du brauchst hier doch keinen!"

„Ach, davon versteht ihr Männer natürlich nichts," lachte Leona, „das sind ja Wandfächer."

„Ach so — na ja — Stück eine Mark."

„Sind eigentlich drei wert, sagt Komokky," schaltete Leona ein.

„Kann ich mir denken," knurrte Ulrich etwas geringschätzig. „Und hier: „Goldene Engelchen", was ist das?"

„Sehr niedliche Engelchen, schrecklich billig, bloß fünfundsiebzig Pfennig das Stück, zum Raffen der Stoffvorhänge."

Ulrich nickte verständnisvoll und wollte an die weitere Prüfung der Rechnung gehen.

„Bitte, du mußt sie heute nicht durchstudieren," schmeichelte das süße Geschöpf an seinem Halse, „morgen bist du sonst gar nicht mehr überrascht."

Ueberraschungen würde es auf jeden Fall geben, meinte er.

Leona hatte natürlich die Zimmer, die sie einrichtete, abgeschlossen und ließ Ulrich nicht hineinblicken, nachdem er geholfen hatte, die angekommenen Möbel an ihren vorläufigen Platz zu stellen. Es waren hübsche, einfache Sachen von Tannenholz mit Nußbaumfournierung: Sofa, Sessel, Schrank, ein kleiner Schreibtisch, Chaiselongue, Stühle und ein kleiner Nähtisch und ein Sofateppich, der freilich etwas winzig in dem Riesenraum aussah. Für das Eßzimmer war nur ein Büffett nötig gewesen und ein hübscher japanischer Strohteppich unter den Tisch. Sonst war alles da, sogar sehr nette, wenn auch schlichte, weiße Mullgardinen. Auch mit der Dekoration der Wände hier war Leona ganz zufrieden gewesen. Sie bestand in einigen Photographien, preisgekrönten Ochsen und Böcken und den Gehörnen solcher besonders schönen Tiere, die den Kampf mit dem Dasein freiwillig und zu früh aufgegeben hatten, und dieser Schmuck machte sich wirklich gar nicht übel für das Eßzimmer eines Gutsverwalters. Herr Kniep hatte ihn zurückgelassen.

Sein Privat- und Schreibzimmer hatte Ulrich energisch gegen den „Billigen Mann" verteidigt und nicht die geringste Verschönerung gestattet, ebensowenig, wie sich Jette eine solche hatte gefallen lassen. Diese hatte das zierliche Hamburger Häubchen, das Leona ihr mit viel Geschick selbst gefertigt, von ihrem glattgestrichenen gelben Haar wieder abgerissen. „Nee, Fru Verwaltern," sagte sie, „det doh ik min Ollen nich an, als 'ne Amm' rumlofen!"

Achselzuckend und errötend ließ Leona auch diese Verschönerung fallen. Sonst sah Jette ganz nett aus in ihren Kattunkleidern mit den kurzen Aermeln, aus denen ihre drallen Arme rot und dick hervorleuchteten, besonders mit den weißen Latzschürzen, die sie gnädigst für den Fall angenommen hatte, daß sie im Zimmer bedienen würde.

Leona hatte sich „gnädige Frau" nennen lassen wollen, aber Ulrich hatte sie sehr bestimmt gebeten, es nicht zu thun.

„Na, schön," hatte sie ohne Eigensinn sogleich gesagt, „ist mir am Ende auch gleichgültig, wenn dies Bauernmädel mich Frau Verwalter ruft. Wer hört's?"

Ueber das billige, aber sehr hübsche blauweiße Zwiebelporzellan war aber Jette ganz stolz gewesen und ebenso, daß Frau Verwalter ihr erlaubte, die fehlenden Küchengeräte selbständig zu besorgen, das verstände sie, als Köchin, doch besser.

Dies war auch in der That der Fall, und Ulrich war angenehm überrascht über die geringe Höhe dieser Rechnung.

Auf dem häßlichen Flur fand ein alter, gelber Tannenholzschrank geeigneten Platz, in welchem sich die Hauswäsche, das Porzellan und die Tischbestecke befanden.

Zu Leonas „Einweihungsfest" war natürlich nur der Oheim Kaspar geladen. Die beiden Wirtschaftsinspektoren und den Eleven, Herrn Kiekebusch, Sohn des Apothekers im Städtchen, hatte sich Ulrich diesmal dringend verbeten, obwohl Leona sehr gern vor einer großen Versammlung geglänzt hätte. Besonders Herr Kiekebusch erfreute sich nicht sehr der Sympathie des Herrn Verwalters, denn dieser hoffnungsvolle Jüngling hatte sich offenbar den Fritz Triddelfitz aus Reuters „Stromtid" zum Muster genommen und was seine Verehrung für die „Damen" in Küche, Scheune und Kuhstall betraf, so mochte er ja wohl noch weitere Vorbilder gehabt haben.

Am Abend betrat Ulrich in Begleitung Onkel Kaspars, der ihm Mut zusprach betreffs des „Billigen" als Lieferanten seiner Einrichtung, zum erstenmal seine Wohnung.

Ach, von Schritt zu Schritt war er zu merken, zu spüren — der billige Mann! So viel Krimskrams, so viel Papier, so viel japanische „Echtheiten", so viel Reste türkischer Stoffe, Lappen und Läppchen, von ritterlichen Lanzen und goldenen Kirchenengeln gehalten, hatte Ulrich doch nicht vermutet, und der alte Uhlenstein erfreute durch sein maßloses Staunen und Umherstarren die strahlende Leona sichtlich. Sie hatte es auch wirklich fertig gebracht, die Wände so zu dekorieren, daß von der Tapete nicht zu viel zu sehen war, und Ulrich fand, daß diese Verhüllung barbarisch sei, verglichen mit der braven, ehrlichen Tapete.

Die Lampen waren mit buntem Seidenpapier verhüllt, um ein magisches Licht zu schaffen. Wieviel schlimmer mußte es bei Tageslicht sein! Einige von diesen wildleuchtenden Fächern mußte er jedenfalls mit List oder Gewalt wieder abnehmen. Es war ja, um schwindelig zu werden.

Er wußte nicht wie und woher, aber plötzlich stieg die gleißende Pracht in den Salons seiner Schwiegermutter vor Ulrichs Augen auf, und wenn auch dieser wertlose Tand nicht annähernd neben dem kostspieligen Luxus jener Einrichtung zu denken war, so ließ sich seiner Ansicht nach eine Abstammung von jenem Geschmack hier nicht verkennen.

Leona selbst aber war so schön, so liebenswürdig, so kindlich rührend in ihrer Freude über die gelungene Ueberraschung, die sie sich natürlich nur günstig deutete, daß es für ihren Gatten ganz unmöglich war, das Mißbehagen im Herzen, die Wolken auf der Stirn länger als im Moment des ersten Schrecks zu bewahren.

Das Schlafgemach war natürlich in derselben prachtvollen Art hergerichtet, ganz in Rot: rotes Papier — roter Schweizer Kattun, eine blutrote Ampel.

„Zum Scheuwerden," dachte der alte Uhlenstein, „auch wenn man kein Ochse ist."

Erst als man gemütlich im Eßzimmer, zu dessen sehr ausgiebiger Verschönerung zu allem Glück Leonas Mittel nicht recht ausgereicht hatten, beisammen saß, und Jettes schlichte Kochkunst gelobt werden konnte, und auch das Bier recht gut mundete, atmeten beide Männer wieder auf, und Ulrich faßte Hoffnung, mit der Zeit auf den Geschmack seines Frauchens so weit einwirken zu können, daß sie ihm zuliebe einige unerläßliche Aenderungen in den beiden Zimmern dort traf.

Leona hatte natürlich Toilette gemacht, ein reizendes, gelbes Foulardkleid mit schwarzem Spitzenbesatz aus ihrer schönen Mädchengarderobe angelegt und eine rote Aster, die im Kohlgarten vor ihren Fenstern so prächtig blühten, in ihr modern frisiertes Haar gesteckt.

Nun, wer irgend Augen im Kopf hatte, der ließ denn auch wohl so ziemlich alles andere unbeachtet außer diesem holden Frauenbilde.

Und als dann der Oheim fort war, und Ulrich mit seiner Frau allein, als sie da ihre weichen Arme um seinen Nacken schlang, die heißen jungen Lippen an die seinen pressend, und flüsterte: „Ulrich, ich bin zu glücklich bei dir!" da hätte er ihr, wenn sie gewollt, noch einige Fächer dazu gekauft. —

Am anderen Tage nahm Leona die Zügel der Wirtschaft auf.

Ulrich hatte einstmals als Eisenbahnlektüre einen sogenannten „Anekdotenschatz" aus dem Haushalt junger Frauen gelesen.

Nach der achten Woche glaubte er, selbst einen ganz

neuen, noch nie dageweſenen Anekdotenſchatz allerliebſten Unſinns ſchreiben zu können, den ſein Frauchen ausführte.

Das Wirtſchaftsgeld war in der zweiten Woche des Monats zu Ende, die feine Küche, welche Leona unter allen Umſtänden den bäueriſchen Künſten Jettes hinzufügen wollte mit Hilfe eines Kochbuchs und Erinnerungen an den Haushalt ihrer Eltern, drohte Ulrich ans Leben zu gehen, die Folgen waren Indigeſtionen und ſchreckliche Auftritte mit Jette. Nach Ablauf des erſten Monats hatte ſie heulend gekündigt und war abgezogen, und Leona hatte ſich in Kempzin eigenhändig und eigenmächtig eine „gebildete Köchin" durch Vermittelung des „Billigen Mannes" gemietet.

Einen Tag aber herrſchte ſchreckliches Interregnum, da mußte und wollte Leona einmal ganz allein kochen. Dabei hatte ſie weiter kein Reſultat als Brandwunden an Händen und Armen, ſo daß Ulrich in Eile aus dem Walde, wo er zu thun hatte, geholt werden mußte, weil Leona jammerte und ſchrie, als müſſe ſie ohne Zweifel an den Brandblaſen ſterben.

Dann kam die gebildete Köchin, eine Polin, die nur gebrochen deutſch ſprach, Philomena hieß, und Phila genannt wurde.

Kochen konnte ſie, auch ſeine Küche ganz leidlich. Aber gebrauchen that ſie auch ganz leidlich. Ulrich ſtanden die Haare zu Berge, und das Wirtſchaftsgeld mußte er verdoppeln.

Leona war froh, jeder Arbeit in der Küche für ihre Perſon enthoben zu ſein, und nach einigen ſehr merkwürdigen und lauten Abrechnungen über das Wirtſchaftsgeld zwiſchen Leona und Phila entſchloß ſich Ulrich, wenn er abends todmüde von der eigenen Arbeit war, ſelbſt mit letzterer die Wirtſchaftsbücher durchzuſehen. Doch das hatte auch ſeine Schattenſeiten, und ſchließlich ließ er's gehen,

wie es eben gehen wollte, zahlte, so viel er sollte, und aß dafür wenigstens erträglich.

Zu seinem Glück war er nicht dabei, wenn die edle Polin ihrer Kochkunst oblag, die Haare hätten ihm einzeln zu Berge gestanden über den Schmutz, den die Person um sich und an sich duldete. Ende des zweiten Monats waren nur noch zwei Trinkgläser von dem ganzen Dutzend da, und die Sahne zum Kaffee erschien in einer Sauciere, weil beide Sahnentöpfchen sich das Leben genommen hatten, wenigstens hatte Phila keine Ahnung, „wie sie sich hatten zerbrechen können". Sie war jedenfalls unschuldig daran, und Leona war es nicht gewesen. Die rasche Dezimierung des ganzen Tellermaterials war eine unbegreifliche, und als Ulrich einmal um reine Handtücher bat, die ihm in unerhörter Weise einfach stumm verweigert wurden, entdeckte er, daß kein einziges mehr im Wäscheschrank war, wohl aber ein ganzer Berg rabenschwarzer Wäsche unter Fräulein Philas Bettstelle, allwo sie die „schwarze Wasch" der Bequemlichkeit halber aufzuheben pflegte. An eine sogenannte große Wäsche aber hatte niemand gedacht, so lange noch ein einziges Stück im Schranke war.

So ging es nicht länger. Zum Januar mußte an eine gründliche Aenderung in der Wirtschaftsführung gedacht werden, zu der sich Leona als unfähig erwies.

Dazu mußte Ulrich die böse Erfahrung machen, daß selbst in diesem entlegenen Hofwinkel der Klatsch eine Stelle zum Anbeißen fand. Seine früheren Lebensverhältnisse, seine Heirat, Leonas auffallende Persönlichkeit unterlagen der Kritik der Gutsbeamten, der Dienstleute und der Einwohner des Städtchens; Neugier und Neid brachten natürlich die unsinnigsten Dinge zusammen, die immerhin der Wahrheit nicht ganz fern blieben und Ulrich für seine Autorität und Stellung hier fast fürchten ließen.

Leona bekam geheimnisvolle Blumensträußchen und schwungvolle Verse mit der Post, deren Absender nicht zu ermitteln war, über die sie sich sehr amüsierte, Ulrich sich aber sehr ärgerte. Er hatte Herrn Kiekebusch im Verdacht, besonders da seit längerer Zeit keine zärtlichen Anbandlungen in der Küche und den Kuhställen ihm mehr nachgesagt werden konnten, wohl aber er ein reges Interesse für den Kohl und Gemüsebau entwickelte, der unter Leonas Fenstern betrieben wurde, und nicht verfehlte, wenn er sie an ihrem Fensterplatz sitzend aufsehen sah, sie ehrfurchtsvoll zu grüßen. Herr Kiekebusch sah übrigens nicht übel aus, hatte etwas wirklich Elegantes in der Figur, machte nach Leonas Ansicht sehr gut Toilette, und die unverkennbare Bewunderung in seinen blitzenden Augen war doch immer Bewunderung und nichts Verletzendes.

Und was that Leona sonst?

Nichts.

Ulrich hingegen war von früh bis spät im Joch der Arbeit, und zwar der allerverschiedensten Arbeit, sowohl in Feld und Wald, als auch am Schreibtisch. Und dabei hatte er manchmal sogar das bange Gefühl, seiner Arbeit nicht so ganz gewachsen zu sein oder anders arbeiten zu sollen, um sich nicht selbst zu überlasten, und er entbehrte öfters den erfahrenen Rat des alten Kniep recht sehr.

Gar nicht arbeiten ist sehr verderblich für Glück und Frieden, zu viel arbeiten ist es aber nicht weniger. In einer Ehe, wo der eine Teil gar nichts thut und der andere zu viel, ist der Keim zu Bitterkeit und Unglück gelegt.

Leona fühlte sich vernachlässigt von ihrem Manne. Sie hatte nicht entfernt das von ihm, was sie erwartet hatte, einen dankbaren, ergebenen Gefährten und Ritter, einen bewundernden, galanten Geliebten, der sich nimmer genug thun konnte, ihr das wirklich hohe Opfer, welches sie ihm aus Liebe gebracht, zu vergelten.

Natürlich vergaß sie, daß eigentlich sie selbst es gewesen war, die dazu den ersten Anstoß gegeben hatte, daß er die Verlobung gelöst hatte, daß sie zu ihm gekommen war und ihm ihre Liebe und Treue entgegengebracht hatte, auf die er schon verzichtet.

Er aber schätzte sich selbst, seine Person und Arbeit für sie zu hoch, und es gab Momente, wo er sich jener Stunde in Berlin als einer Thorheit erinnerte, als Leona sich ihm in die Arme geworfen und ihn freilich dadurch damals unsäglich glücklich gemacht hatte.

Wenn er so manchmal auf einen Moment heimkam in Leonas bunten Salon, wo noch all die Fächer gleißten, und sie lag auf dem Diwan mit einem Buch oder saß am Fenster unthätig träumend, oder noch schlimmer, in freilich ganz harmloser Weise mit Herrn Kiekebusch ein wenig kokettierend, der unten im Garten geschäftig war, dann konnte Ulrich geradezu scharf und bitter gegen sein junges, verwöhntes Weib werden, was sie nicht immer lächelnd hinnahm, sondern manchmal ebenso beantwortete.

Ihre elegante Mädchengarderobe trug sie nun unpraktischerweise jeden Tag, bis sie damit zu Ende war, und dieselbe einen unsauberen, saloppen Eindruck machte. Immer Blumen im Haar, die sie im Garten pflückte oder den geheimnisvollen Postsendungen entnahm, wenn sie ihrem Gatten bei den schlechtbereiteten Mahlzeiten gegenüber saß, vor dem oft unsauberen Tischtuch und zerbrochenen Geschirr, welches sie ebenfalls, wenn es sich irgend machen ließ, mit Blumensträußchen verzierte. Ulrich dagegen schien sich wirklich absichtlich im Aeußeren zu vernachlässigen, wenn er zu Tisch kam. Es war beinahe sicher, daß er dann seine schlechteste Joppe trug und zuweilen ein unverkennbares Stallparfüm mitbrachte, was Leona so gräßlich war.

Dann zuckte er die Achseln: „Ich habe keine Zeit,

mir ist jede Minute kostbar. Wenn wir beide nichts thun wollten, dann würden wir am Ende auch bald keinen Tisch haben, an den wir uns setzen könnten, wenn auch nicht gerade immer etwas Genießbares darauf steht. Dafür ist er aber immer hübsch dekoriert, und wir leben wahrscheinlich nach jenem Ausspruch: Hübsch serviert, ist halb gegessen."

Leona zuckte zusammen, während ihre dunklen Augen einen sonderbaren Blick, in dem kaltes Erstaunen lag, auf der uneleganten Erscheinung ihres arbeitenden Gatten haften ließen.

„Ja, ich kann nicht dafür. Du wußtest doch, daß du keine Köchin und keine Wirtschaftsmamsell heiraten würdest, und ich habe kaum geglaubt, daß du deine Stellung hier für passend hieltest, um gerade mich zu heiraten. Dazu hätte allerdings eine Katharine Wollski besser gepaßt."

Solche häßlichen Momente und Worte waren zum Glück selten. Meistens scheute sich noch jeder, des anderen Herz zu verletzen, und es war schon immer irgend eine Veranlassung vorher vorhanden, die beide Gatten geärgert und gereizt hatte, um dies aneinander auszulassen. Es gab auch gute Stunden überwallender Zärtlichkeit, beste Vorsätze, Selbsterkenntnis eigener Unvollkommenheiten. Leona ging in die Küche, räumte im Wäscheschrank, beriet mit Phila, tadelte die Unsauberkeit und das Essen und die Verschwendung, legte die Romane beiseite und stopfte in rührender Unbeholfenheit Ulrichs Socken, versuchte aus ihren abgebrauchten Kleidern sich selbst ein neues herauszuschneidern, den Fußboden als Schneidertisch benutzend, wo sie, auf den Knieen liegend, mit der Papierschere hantierte.

Enden that diese Thätigkeit dann gewöhnlich mit einem großen Haufen unbrauchbarer Seidenfetzen in Philas Bett,

dem großen Aufbewahrungsort dieser Dame für alle ihre Besitztümer, und einem Verschwinden der leidenden Socken, während Leona ganz ruhig sich damit half, dieselben paarweise so zusammenzurollen, daß immer wenigstens die ganzen ein Paar bildeten, wenn auch die Nummer nicht stimmte und der Vorrat dadurch stark zusammenschmolz.

Ulrich ließ dagegen abends die Arbeit in seinem Schreibzimmer ruhen und opferte sich in dem schrecklichen Fächersalon, wo es im Winter sehr ungemütlich war, dunkel und kalt, dem Vorlesen moderner Romane oder dem freundlichen Anhören von Toilettenwünschen, nahm Leona auch manchmal an schönen Tagen mit in den Wald oder aufs Feld, aber nicht oft, denn dort war sie ihm geradezu eine Last. Vor jeder Kuh, jedem grunzenden Schwein lief sie aufschreiend davon, oft in den größten Schmutz hinein, und einmal wäre sie vor Entsetzen, eines bellenden Hirtenhundes wegen, beinahe vor Ulrichs Augen in die Jauchengrube gefallen, als er ihr im Kuhstall die jungen Kälber zeigen wollte.

Und dann, die Leute sahen ihr immer so sonderbar nach, hielten in der Arbeit inne und lachten auch wohl heimlich miteinander, wenn er mit Leona vorüberging.

Kurz, dieser ganze Hausstand, die Ehe dieser an sich guten, klugen und liebevollen Menschen nahm den durchaus natürlichen Verlauf, den Frau Wegedank von Anfang an vorausgesehen und — gehofft hatte.

Zuweilen fand Ulrich auch wohl seine junge Frau in Thränen, die sie zu verbergen suchte, die aber etwas so Ernstes, so Bitteres zu haben schienen, daß Ulrichs Herz sich zusammenkrampfte, und er nicht nach der Ursache zu fragen wagte.

Leona und Ulrich wandelten auf einem schmalen und gefährlichen Pfade. Es kam nur darauf an, ob sie sich in Liebe fest aneinander hielten, oder von welcher Seite

der Anstoß kam, der ihre Liebe ernsthaft ins Schwanken brachte, sie in den Abgrund schleudernd oder auf gefahrlos friedliche Wege hinüberleitend. Erziehung, Charakter, Lebensverhältnisse waren allzu verschieden gewesen bei beiden. Vor dem Onkel nahmen sich beide sehr zusammen. In seiner Gegenwart war eitel Herzlichkeit und Einverständnis zwischen ihnen, aber sie hatten manchmal einen Stich ins Uebertriebene. Immer seltener wurde der Alte aufgesucht, und immer ernster sah er ihnen nach, wenn sie gingen.

Den ganzen Abend saß er dann, den Kopf schüttelnd, bei seinem Apfelwein oder brummte leise vor sich hin, wenn er bei seinen Blumen arbeitete.

Ein Kind war bisher ausgeblieben, und damit wurde Ulrichs Hoffnung, seiner Leona eine natürliche Thätigkeit und eine ihr interessante Beschäftigung zu geben, zu nichte.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Jahre waren vergangen, als sich Unerwartetes auf Schloß Kempzin begeben sollte.

Ein recht unfreundlicher Oktobertag machte sich bereit, mürrisch und verdrossen in Abenddämmerung unterzugehen. Grau in Grau zogen schwere Wolken über den Himmel, langsam, wie unschlüssig, ob sie noch regnen sollten oder es bis morgen lassen.

In dem abgeernteten, verwüsteten Kohlgarten lärmte und zankte sich eine Schar Spatzen und stob erst auseinander, als ein kleiner Trupp streitfertiger Krähen sich erkundigte, was es gäbe. Müde, regenschwere Astern mit braunen Blättern schwankten im Abendwinde hin und her vor Leonas Fenster, wo sie saß.

In dem großen Zimmer war es sehr still. Fahlgrau schlich die frühe Herbstdämmerung herein, und das melancho-

lische Aufheulen des Windes, wenn er um die Hausecken strich und sich in dem geöffneten Thorweg des Kuhstalles verfing, machte das Bild noch trübseliger.

Leona trug ihr Lodenkleid, das im vorigen Jahr noch wie neu gewesen war, und das sie im Sommer wenig getragen hatte. Es sah aber schon recht abgetragen aus, und das Seidenfutter war zerrissen. So im Dämmerlicht dasitzend, sah sie bläsſer und schmaler aus als damals.

Sie hatte das Kinn in die Hand gestützt und starrte hinaus; ab und zu bewegten sich ihre Lippen in leisem Flüstern: „Wie konnte Mama so sein? Wie konnte Mama so sein? Hätte ich das je für möglich gehalten, für denkbar von einer Mutter, die so gut sein konnte, die ihr armes Kind so lieb hatte? Und doch, doch so grausam! Keine Silbe, kein Wort das ganze, lange Jahr, und ich durfte nicht, ich wollte ja auch nicht. Ich dachte jeden Tag: heute muß irgend ein Zeichen kommen.“

Sie seufzte schwer und richtete sich auf, einen Blick nach der Wanduhr werfend. Es war sieben Uhr. Erst Sieben! Gott, wie die Zeit schlich, wenn man so den ganzen Tag allein war und nichts zu thun hatte; nicht 'mal spazieren gehen konnte man bei dem Wetter.

Ulrich war auf einem Vorwerk, wo er zu thun hatte. Zu Tisch war er nicht gekommen und jetzt immer noch nicht zu Hause.

Nicht zum Aushalten war das Leben auf diese Art! Nicht zum Aushalten!

Ganz erschrocken fuhr die einsame Frau zusammen, als es draußen an Ulrichs Thür klingelte.

Was ging es sie an? Mochte man klingeln, bis sich Phila entschloß, aufzumachen. Aber als es zum zweitenmal läutete, stand sie doch auf und öffnete, denn Phila schien nicht da zu sein.

Herr Kiekebusch stand vor Leona. Sie errötete wirk-

lich ein wenig, als sie den Elegant des Gutspersonals, von dem sie sich bewundert wußte, bemerkte. Er verneigte sich ehrfurchtsvoll und fragte nach Ulrich.

„Mein Mann ist noch nicht da," sagte Leona.

„Ach, das thut mir leid," meinte er kopfwiegend, als habe er es nicht ganz gut gewußt.

„Kann ich etwas bestellen?" fragte Leona freundlich. „Aber bitte, wollen Sie nicht eintreten?"

„Wenn gnädigste Frau gütigst gestatten —"

„Bitte."

Er schloß die Thür hinter sich.

„Ja, wenn ich gnädigste Frau mit einem kleinen Auftrag belästigen dürfte, obgleich, in der That — es ist allzu unbescheiden," stotterte er ziemlich verlegen, dem Idol seines Herzens, das er sonst gezwungen war, nur sehr von weitem zu verehren, einmal so nahe und so allein gegenüber stehen zu dürfen, dank seiner List.

„Warum nicht, Herr Kiekebusch?" sagte Leona freundlich. „Wenn ich den Auftrag ausführen kann, geschieht es ja recht gern."

„Wenn ich bitten dürfte, Herrn Verwalter mitzuteilen, daß ich mir für morgen Urlaub nach der Stadt erbitten wollte. Es handelt sich um eine Feier im Freundeskreise."

„Ich will's bestellen. Sonst nichts?"

„Nein, ich danke sehr, aber ich wüßte sonst nichts zu erbitten," sagte Herr Kiekebusch zögernd und sich umsehend, als suche er etwas.

Natürlich nach einem Grund, um noch länger hier zu bleiben.

Leona, die froh war, jemand zu sehen und sich die Langeweile zu verkürzen durch eine kleine Plauderei, fragte ihn, was das eigentlich wohl für ein netter, im Sommer so hübsch blühender Strauch wäre im Kohlgarten vor ihrem Fenster.

Er hatte in der That keine Ahnung und bat, ihn sehen zu dürfen. Leona lud ihn also freundlich ein, doch in ihren Salon zu treten und das Gebüsch im Kohlgarten zu besichtigen.

Mit Vergnügen nahm er an und trat in den Salon.

„Ach, wie wunderhübsch ist es hier!“ rief er aufrichtig erstaunt und entzückt.

Er war nämlich noch nie hier gewesen. Ein und das andere Mal, wenn Ulrich die Beamten und den Eleven zum Abend eingeladen hatte, waren die Herren stets im Eßzimmer geblieben, und Leona war auf Wunsch Ulrichs nicht erschienen. Es wäre das nur peinlich für die Leute, meinte er, die mit einer feinen Dame sich nicht recht wohl fühlten in der Unterhaltung. Leona war also seufzend in ihrem Salon geblieben, und dieser geschlossen.

„Ach ja, es war ja recht nett,“ meinte sie, „als hier alles frisch und neu war, aber nun hat es schon sehr verloren und müßte eigentlich erneuert werden, und dann — wenn man solche Dinge alle Tage sieht, findet man schließlich gar nichts mehr daran, und es wird so langweilig wie alles, was man immer hat und ansehen muß.“

„Gnädige Frau sollten nach Posen fahren und ein wenig Zerstreuung suchen,“ meinte er wohlwollend und verständnisvoll.

Sie zuckte die Achseln, und dann sprach sie am Fenster stehend über den sonderbar netten Strauch, den Herr Kiekebusch für einen Holunderbaum erklärte.

Hatte sie das wirklich nicht gewußt? Er hatte sich gar nicht denken können, daß sie den alten, dummen Holunderbusch meinen könnte. Sie hatte sich aber in der That nie darum gekümmert, welchen Namen der Strauch führte, und wußte es nicht.

Es machte sich dann ganz von selbst, daß der junge Mann Platz nahm und sich ein nicht gerade geistreiches

Gespräch in der herbstlichen Dämmerstunde angesichts des abgeblühten Holunderstrauchs entwickelte.

Leona mußte sich wirklich in acht nehmen, daß sie nicht unwillkürlich recht interessant für den jungen Neugierigen wurde, indem sie von dem erzählte, was ihr das Herz erfüllte, von dem Glanz und der Pracht ihres reichen, vornehmen Elternhauses, und daß sie eine Schloßherrin sein könnte in Sammet und Seide, mit Perlen und Brillanten geschmückt, wenn sie die Liebe ihres Mannes nicht vorgezogen hätte und die Romantik des Armseins zu zweien.

So schleppte sich die Unterhaltung ein wenig mühsam hin, und Leona war derselben schon etwas müde, wußte aber nicht, wie sie den Jüngling los werden sollte, der sehr langweilige Geschichten zu erzählen anfing, von seiner Herzenseinsamkeit, seinem Streben nach „Höherem", daß er eigentlich hätte Schauspieler werden wollen, aber den Fluch seines Vaters gescheut hätte, der ihm diesen in Aussicht gestellt, für den Fall, daß er auskniffe und die Landwirtschaft fahren ließe.

Da hörte sie zu ihrer Freude die Hausthür gehen und ihres Mannes Schritt, der sich ihrem Zimmer näherte. Herr Kiekebusch, ganz vertieft in die hochinteressante Situation, der schönen Frau von sich erzählen zu dürfen, erhob sich unangenehm berührt und verbeugte sich vor dem Hausherrn und Vorgesetzten. Es war so dämmerig im Zimmer, daß Ulrich nicht sofort erkannte, wen er vor sich hatte.

„Was führt Sie denn hierher, Kiekebusch?" fragte er dann mit zusammengezogenen Brauen und in einem wenig höflichen Tone.

„Ach, ich wollte um — um Urlaub bitten für morgen —"

„Bedaure. Morgen sind Sie unabkömmlich, und jetzt

gehen Sie gefälligst nach den Ställen; Sie haben wohl vergessen, daß Sie heute die Aufsicht haben."

Kiekebusch verschwand, und Ulrich ging ein paarmal im Salon auf und ab.

Leona stand am Fenster und zitterte vor Aerger. Es schien, als wolle Ulrich etwas mit ihr besprechen, aber dann schien er's aufzugeben und sagte nur, sich nach seinem Zimmer wendend: „Können wir bald essen, liebes Kind?"

Sie wandte sich hastig um. „Essen?" fragte sie ganz erschreckt. „Ist es denn schon so spät?"

„Ja, weit über die gewöhnliche Zeit. Du hast mich eigentlich längst erwarten können, aber wohl Mann und Essen über der interessanten Unterhaltung mit diesem albernen Bengel vergessen. Sonst pflegt doch auch Phila für unsere leiblichen Bedürfnisse zu sorgen, wenn auch in letzter Zeit miserabel, aber heute hatte sie wohl ebenfalls Besseres vor. Weißt du vielleicht, wo ich sie finden kann?"

„Sie muß in der Küche sein," meinte Leona verdrießlich, Ulrich folgend, der nach der Küche ging.

Er war noch im Reitanzug, die Peitsche in der Hand. In der Küche war es leer und still. Keine Phila. Die schmutzige Küchenlampe qualmte und verbreitete einen gräßlichen Petroleumgeruch. Auf dem Herde, auf dem kein Feuer war, stand auf einem Schnellkocher ein großer Topf mit brodelndem Kaffeegrunde, wahrscheinlich Philas eigenes Abendessen. Sonst waren keine Vorbereitungen zu sehen.

„Weißt du nicht, wo sie etwa hingegangen sein kann?" fragte Ulrich ärgerlich. „Ich habe, wie du weißt, kein Mittagessen gehabt und bin sehr hungrig."

„Wie soll ich das wissen? Sie fragt mich doch nie, wenn sie fortläuft, ob sie darf," versetzte Leona, dem Weinen nahe, denn sie fühlte sich schuldig und suchte den Grund natürlich bei anderen Leuten.

„Ach so. Ich vergesse immer, daß ich keine Wirtschaftsmamsell geheiratet habe, wie du neulich sagtest, sondern ein verwöhntes Prinzeßchen, das keine Ahnung von Hausfrauenpflichten hat. — Ja, ja — freilich, die Schuld ist mein."

„Woran — die Schuld?" stieß Leona bebend hervor.

„An der unglaublichen Lodderwirtschaft in meinem Hause. Ich hätte unter allen Umständen —"

„Eine andere Frau heiraten müssen; ja, da hast du recht."

Er schwieg, denn ihm brannte auf der Zunge, sie zu erinnern, daß ihm das ihrerseits unmöglich gemacht worden sei. Er drehte sich nur schroff nach ihr um und sah sie mit einem langen, vielsagenden Blick an.

Sie wurde dunkelrot. „Du bist abscheulich! Entsetzlich bist du!" stieß sie hervor, während ihr die Thränen aus den Augen schossen.

„Beste Leona," sagte er mit einem verunglückten Versuch zu scherzen, „wenn heute einer Grund hätte, zu weinen, dann wäre ich es. Abgearbeitet — todmüde — hungrig, ohne Mittagessen und nun auch ohne Abendbrot. Aber, mein Schatz, was helfen die salzigsten Thränen, wenn man nicht einmal ein paar Kartoffeln dazu hat!"

Sie lachte trotzig. „Du bist wirklich sehr witzig und triffst den Nagel auf den Kopf:

Ach, Thränen machen nicht Maiengrün,
Machen tote Liebe nicht wieder blüh'n!"

schloß sie mit bebender Stimme.

Er hatte inzwischen die blakende Lampe heruntergeschraubt, das Küchenfenster geöffnet und den Geruch herausgelassen. Jetzt war er im Begriff, die Fallthür im Fußboden zu öffnen und in die Speisekammer hinabzusteigen, die Lampe in der Hand. Als Leona jene Verse aufschluchzend citierte, stellte er die Lampe auf die Erde,

stieg wieder aus dem gähnenden Schlund empor und nahm sie ohne weiteres in seine Arme.

„Na — na! Das ist doch nun auch wieder übers Ziel hinausgeschossen, du thörichtes Kind! Das wäre ja schlimm, wenn die Liebe gleich mausetot wäre wegen mangelnder Wirtschaftskenntnisse, sagen wir auch wegen mangelnden Interesses meines Frauchens daran, das solch ein liebevolles, heißes Herzchen hat. Sieh 'mal, Schatz, ich bin ja sehr wütend, weil ich so hungrig bin und sonst auch noch abgeärgert im Dienst; und es ist in der That zum Schlagrühren, wenn dann zu Hause nicht 'mal Gemütlichkeit und ein Teller genießbaren Essens bereit ist, weil der erste beste Windhund eine Dämmerstundenunterhaltung mit der kleinen Hausfrau hat. — Aber da ist noch etwas anderes, Leona," fuhr er ernst fort, sie sanft aus seinen Armen lassend, die froh war, daß das Unwetter sich so leidlich verzogen hatte.

„Etwas anderes? Was denn nun wieder?" fragte sie flehend.

„Ich habe das Gefühl, daß du das alles nur so wild und wüst durcheinander gehen läßt und dich jedweder Pflicht enthoben betrachtest, weil du nicht vergessen kannst, daß du ja eine reiche Mutter hast, daß du dir das Armsein, das Entbehren zu zweien als eine romantische Komödie vorgestellt hast, die natürlich bald ausgespielt sein würde, sobald du es wolltest. Da du einmal deinen Willen durchgesetzt hattest, so glaubtest du, es würde dir auch zum zweitenmal leicht gelingen. Ich bin aber nicht der Mann dazu, in einer Komödie mitzuspielen, und zwar als gutmütiger Tölpel, der am Schürzenbande seiner Frau hängt, in die er verliebt ist. Nein, Leona, was ich einmal gesagt habe, das führe ich auch durch, soweit Menschenkraft reicht, und ich habe gesagt: Ich will, wenn wir uns heiraten, daß du als meine Frau nur von meiner Arbeit

lebst. Und dabei muß es bleiben, Leona! Es wäre sehr schlimm, wenn du im Herzen anderer Meinung geworden wärest und — und dich zurücksehntest."

Er konnte nicht weiter sprechen, denn sie warf sich in seine Arme, ihr glühendes Gesicht an seiner Brust verbergend, ihn in hastig hervorgestoßenen Worten des Gegenteils versichernd, er solle Mitleid mit ihrer Hilflosigkeit haben, und sie nicht in solche Todesangst, in solchen Schrecken versetzen, bloß weil sie von der Wirtschaft nichts verstände.

Er streichelte ihr Haar, küßte ihre Stirn, aber die Falte blieb auf der seinigen, der dunkle Sorgenblick in seinem Auge.

„Na, nun laß es genug sein," meinte er dann, sich zusammenraffend, „die edle Phila scheint zu meiner Freude das Lokal für immer verlassen zu haben, sogar ihren Lieblingstrank im Stich lassend; der teure Spiritus ist inzwischen verlodert und wahrscheinlich wird auch kein anderer im Keller sein. Also wollen mir 'mal sehen, ob wir beide uns, wie die hungrigen Kinder im dunklen Walde, nicht etwa ein paar Wurzeln und Schnecken zusammensuchen können. — Nein, nein, bleib nur oben; da halte 'mal die Lampe, du mußt dir nachher doch die Händchen waschen, es ist ja alles naß von Petroleum."

„Brrr!" machte sie schaudernd und leuchtete ihm hinab.

„Hast du etwas?" fragte sie dann neugierig wie ein Kind.

„Ja, Käse, ein Stück Speck, ein altes Stück Brot und drei Flaschen Bier."

„Ach, du Himmel! Weiter nichts?"

„Ja, noch was!" klang es aus der Tiefe. „Eine halbe Flasche Getreidekümmel."

„Schnaps?" schrie Leona erstaunt. „Aber wir brauchen doch nie welchen!"

„Na, die Phila vielleicht," meinte Ulrich, wieder heraufsteigend und Leona die einzelnen Sachen reichend, „ich könnte mir auch jetzt beinahe denken, wo sie ist, mir ist sie manchmal schon sehr merkwürdig vorgekommen, die edle Phila. Weißt du, sie war doch schon ein paarmal plötzlich so unwohl!"

Damit stieg er aus der Fallthür herauf und öffnete die Kammerthür der Köchin. Richtig! Sie lag auf dem Bett und schlief.

„Phila!" schrie Leona entsetzt.

„Ach, laß sie nur, die schläft fest und ist doch zu nichts zu brauchen, wenn man sie jetzt weckt. Morgen fliegt sie hinaus, darauf kann sie sich verlassen."

„Aber was machen wir dann? Ganz ohne Köchin?"

„Das wollen mir 'mal nachher besprechen, Kind. Erst möchte ich rasch ein Butterbrot essen und mich wahrhaftig nicht entblöden, ein Gläschen von diesem vortrefflichen Korn zu genehmigen."

Bei Ulrichs Heiterkeit war wohl etwas Galgenhumor, aber er hatte auch eine Idee, die auszuführen er willens war, mit oder ohne Kampf.

Nach dem sehr frugalen Mahle setzten sich die Gatten auf Ulrichs Wunsch in dessen gemütliches Schreibzimmer, Leona in die Ecke des alten bequemen Sofas, Ulrich auf den Lederstuhl mit den großen Ohren an seinem Schreibtisch; er zündete sich eine Zigarre an, nachdem er die Lampe angesteckt und die dunkle Gardine vor dem Fenster zugezogen hatte, den trübselig grauen Herbstabend auszuschließen.

Leona hatte sich's bequem gemacht und ihr hellblaues Morgenkleid angezogen, das so im matten Lampenlicht gar nicht übel aussah, da man die Flecken und die Defektheit des Spitzenbesatzes nicht so gewahr wurde. Ihr schönes schwarzes Haar hatte sie los gemacht, und ein blaues Band hielt es einfach zusammen.

Ulrich nickte ihr zärtlich zu. „Sehr schön, sehr reizend siehst du aus. Gar nicht wie eine arme, kleine Inspektorsfrau auf dem Lande," sagte er mit leichtem Seufzer.

Sie wurde ganz vergnügt, denn er sagte ihr so selten eine Schmeichelei über ihr Aeußeres, und natürlich mochte sie das gern hören wie jede andere junge Frau von ihrem Manne.

Hatte er das vielleicht in harmloser List beabsichtigt? Er sah zu Boden und paffte blaue Wölkchen in die Luft.

„Ja, das Kleid war ja sehr hübsch und steht mir auch sehr gut, das muß ich selbst sagen," meinte Leona eifrig, „aber weißt du, jetzt hätte ich doch schrecklich gern 'mal ein rosa. Im „Billigen Mann" bekommt man so unglaublich billiges Zeug —"

„Sag 'mal, Leona," fragte Ulrich, dessen Gedanken sehr weit ab waren von den gerühmten Herrlichkeiten, „hast du nicht 'mal wieder an das nette, anspruchslose, junge Mädchen gedacht, an Katharine Wollski?"

„Nein, gar nicht. Warum denn?" fragte sie überrascht. „Hast du etwas von ihr gehört? Hat sie sich vielleicht verlobt?"

„Ach, Unsinn! Nein, solch armes, dienendes Mädchen findet sehr schwer eine Partie, besonders wenn sie die Bildung besitzt, die Katharine Wollski zu haben scheint. Weißt du, sie hatte etwas so Feines bei aller Einfachheit, so etwas Damenhaftes."

„O ja. Ich erinnere mich. Weißt du, Ulrich, was ich glaube? Da hast du eine herrliche Idee —"

Ein Lächeln glitt über sein ernstes Gesicht. „Meinst du?"

„Ja; du denkst daran, die kleine Wollski hierher zu holen, damit sie unsere schreckliche Wirtschaft in Ordnung bringen soll, nicht wahr?"

„Ich dachte wirklich daran. Ich traue ihr zu, daß

sie in allem Bescheid weiß und sehr rasch begreift, was ihr neu ist, daß sie umsichtig und so außerordentlich anspruchslos ist, daß wir sie ruhig hier aufnehmen können."

„Gewiß. Warum sollte sie auch nicht? Sie ist wahrscheinlich nie etwas anderes gewöhnt gewesen; sie hat sicher immer fleißig arbeiten müssen, um durchzukommen."

Ulrich warf einen ernsten Blick auf Leona. „Wahrscheinlich. Ich glaube wohl, daß sie Takt genug hat, den rechten Weg zu finden. Du wirst ihr ja ihre Aufgabe nach Kräften erleichtern."

„O Himmel, ja! Ich werde nach besten Kräften ihr alles überlassen," lachte Leona.

„Es ist doch merkwürdig mit manchem Menschen," sagte Ulrich gedankenvoll, „wie man so nach den ersten zehn Worten, eigentlich nach dem ersten Blick in seine Augen ein fast unbedingtes Zutrauen zu ihm zu fassen vermag, zu seiner Zuverlässigkeit und Pflichttreue, seinem Charakter, auch wohl seiner Klugheit, obwohl man doch vielleicht kaum zehn Worte von ihm gehört hat. Wir beide kennen dies Mädchen kaum, das uns auf eine fast abenteuerliche Weise zugeführt wurde, und doch sind wir beide überzeugt, daß wir einen wahren Schatz an ihr gewinnen würden, wenn sie eben zu gewinnen ist für uns."

„Du meinst, ob sie will?" fragte Leona ungläubig. „Nun, daran zweifle ich keinen Moment. Sie muß sich doch am Ende sehr geehrt fühlen durch unser Vertrauen."

„Schon das erste Wort eigentlich, das sie sagte, als ich sie da so hilflos und ratlos stehen fand am Bahnhof und mit in meine Droschke nahm," fuhr Ulrich sinnend fort, ohne auf Leonas Einwurf zu antworten, „gefiel mir sehr an einem weiblichen Wesen. „Es ist so schrecklich, unpünktlich sein zu müssen," sagte sie, und dann dies entschlossene Hingehen in der großen, ganz fremden Stadt,

sich selbst ein Unterkommen, sofortigen Dienstantritt zu besorgen, ohne lange auf meine versprochene Hilfe zu warten. Und sie ist nicht viel älter wie du, glaube ich."

„Gott ja, aber weißt du, so grenzenlos zu verwundern ist das am Ende nicht bei ihr," meinte Leona etwas ungeduldig. „Die ist doch das von Kindheit an gewöhnt, sich selbst zu helfen, während man unsereinem von Kindheit an die Hände unter die Füße und ein Gängelband um den Hals legt."

„Du sprichst sehr wahr, mein Kind. Und dann war sie auch keine bezaubernde Schönheit, was für so ein alleinstehendes, armes Wesen zum wahren Fluch werden kann."

„Nein, zum Glück ist sie keine Schönheit. Denn weißt du, mein vielgeliebter Herr Gemahl, dann würde ich mich doch sehr besinnen, ehe ich sie mir hierher holte," neckte Leona.

„Auch dann brauchtest du keine Sorge zu hegen. Gegen Schönheit bin ich gefeit, habe ich doch alle Tage eine vollendete vor mir, die ich mein eigen nenne."

„Ei, wie galant!" rief sie fröhlich, stand auf und küßte ihn zärtlich. „Siehst du, so gefällst du mir. Sonst möchte ich auch fast denken, du habest überhaupt kein Auge für Schönheit."

Er hatte noch etwas in Gedanken seinen Worten angefügt, was aber unwillkürlich auf der Zunge zurückblieb. „Es ist nicht immer nur Schönheit, die der Schönheit gefährlich zu werden vermag im Herzen eines Mannes."

„Wenn sie nur frei ist oder sich freimachen will, um uns zu helfen. Das ist doch noch sehr fraglich," meinte er jetzt; „jedenfalls will ich gleich heute noch schreiben und es ihr recht dringend machen. Wenn sie auch nur auf einige Wochen abkommen könnte."

„Dachtest du denn an länger?" fragte Leona.

„Gewiß. Ich dachte für immer, was man so nennt,

denn du wirst doch schwerlich Lust haben, die Wirtschaft wieder zu übernehmen, selbst wenn sie geordnet ist?"

„Nein, nein, ich bin nicht ehrgeizig in diesem Punkt. Bitte, bitte, sieh nicht so gekränkt aus, einziger Brummbär, aber sieh 'mal, ich bin diese Art Haushalt so gar nicht gewöhnt."

„Also schön. Ich schreibe sofort."

— — — — — — — — — — —

Und sie kam wirklich, die kleine Katharine Wollski. Sie war zwar nicht frei gewesen, aber gerade im Begriff, einen neuen Dienst anzutreten, da ihre kränkliche Herrschaft vom Arzt nach dem Süden geschickt wurde, und sie dann monatelang hätte allein und unthätig in der leeren Wohnung zurückbleiben müssen. Freilich wünschten das die alten Leute sehr, aber sie sahen auch ein, daß dies für ein an Thätigkeit gewöhntes Mädchen eine schwere Zumutung war, und so hatte man sich getrennt. Katharine hatte sich bereits nach einer anderen Stellung umgesehen, doch war es ihr gelungen, sich da wieder frei zu machen.

Ulrich hatte seinen Brief absichtlich nicht Leona gezeigt. Nicht, daß er auch nur ein einziges tadelndes Wort über sein Weib zu dem fremden Mädchen geäußert hatte, aber der Brief war doch ohne seine Absicht eine Art Notschrei nach Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit und Frieden gewesen, und er schämte sich für Leona, wenn sie ihn lesen und begreifen sollte. Er konnte sich aber andererseits auch nicht anders ausdrücken, um die Wollski zu möglichst schleunigem Kommen zu bewegen.

Sie hatte ihm sogleich und in so einfach herzlicher Weise geantwortet, ihre Freude aussprechend, nützlich für ihn und für seine Frau sein zu können, und besonders freue sie sich aufs Land zu kommen. Danach habe sie immer eine große Sehnsucht gehabt. Eine Landwirtin sei sie freilich nicht, aber nach Ulrichs Beschreibung sei

das ja nur im kleinen Maßstabe erforderlich bei ihnen. „Und was man nicht kann, das lernt man eben. Mit festem Willen geht alles," schloß der Brief, in welchem sie ihre Ankunft in spätestens einer Woche anzeigte. Ihre Gehaltsansprüche wären zunächst, ehe sie überhaupt wisse, ob sie ihre Stellung ausfüllen könne, gar keine; späterhin würden sie sich darüber einigen; sie habe Geld gespart.

Nun war noch die Schwierigkeit eines Zimmers für Katharine zu bedenken. In Philas Kammer konnte sie unmöglich hausen. Im Hause, in der Nähe der Küche mußte sie aber doch wohnen. Es blieb also nichts anderes übrig, als die allerdings sehr große Küche zu teilen mittels einer Holzwand, wodurch dann ein ganz netter, wenn auch sehr kleiner Raum entstand mit einem Fenster, vor welchem im Sommer ein schöner Fliederbaum seine duftigen Blüten ausbreitete. Das Stübchen wurde mit netter hellblauer Tapete beklebt, weißblau gemusterte Vorhänge vom „Billigen" erstanden und einige Einrichtungsgegenstände ebendaselbst.

Leona, die an solchen Einkäufen ja ihr kindliches Vergnügen hatte, freute sich der kleinen Thätigkeit, besonders, da Ulrich diesmal selbst mit in das Städtchen ging und jetzt sogar Herrn Kawottkis Ramschbazar, wo man alles beisammen hatte, für ganz praktisch erklärte.

Ueberhaupt war er, trotz der nicht unerheblichen Ausgaben für sein schmales Einkommen, in bester Laune und gegen Leona zärtlicher und liebevoller wie in der ganzen letzten Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nanule. * *

Humoreske aus dem türkischen Leben.

Von Emerich v. Gatti.

Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ein schöner, heißer Sommernachmittag ging über Sarajevo, der Hauptstadt Bosniens, zur Neige, als ein Derwisch mit langsamen, müden Schritten die breite, schlechtgepflasterte Straße verfolgte, welche das am Kastellberge gelegene Türkenviertel der Länge nach durchzieht. Am Thor der alten, verwitterten, stellenweise bereits verfallenen Festungsmauer, auf jenem freien Platze, von dem aus der Weg sich serpentinenartig ins Thal hinabwindet, blieb er stehen.

Seine Kleidung und Ausrüstung bestand aus einem aus Hammelfellen roh zusammengenähten Mantel, einem um die Schläfen gewundenen Stricke und einem langen, derben Stocke; er gehörte dem Orden der Seyahs, der Bettelderwische, an und hieß Mehmed Abu-Djemali.

Jetzt lehnte er sich auf seinen Stab und wischte sich mit dem Zipfel seines schmierigen Mantels über das braune, schweißbedeckte Gesicht, während der verschmitzte Blick seiner tiefliegenden Augen forschend über die anmutig zwischen dem Grün der angrenzenden Berghänge hingeschmiegte Stadt schweifte.

Nach einer kleinen Weile ließ der Derwisch den Stab auf den Boden fallen, verschränkte seine Arme vor der Brust und murmelte, zu dem tiefblauen Firmament aufschauend: „Allah! Großer, allmächtiger, einziger Gott! Ich, Mehmed Abu-Djemali, richte heute, wie schon so oft, mein Gebet zu dir in großer Not. Du hast mir, dem eifrigen und frommen Mitgliede der Seyahs, die heilige Mission auferlegt, in deinem Namen bettelnd durch die Lande zu ziehen, hast mich als Werkzeug erkoren, Tausenden von Rechtgläubigen dadurch, daß sie mir barmherzig von ihrem Ueberflusse geben, eine Stufe der steilen Treppe ins Paradies emporzuhelfen. Du wirst auch heute meiner Bitte die Erhörung nicht versagen. Sieh, mein Magen verschrumpft vor Hunger, mein Gaumen ist trocken, mein Leib müde und erschöpft. Und — das Schlimmste von allem — mein Beutel, der, wäre er nur gefüllt, mir Speise, Trank, Obdach und Lager verschaffen könnte, ist leer wie ein arabischer Wüstenbrunnen im Hochsommer. Nun kennst du ja, Allmächtiger und Allbarmherziger, meine Bescheidenheit. Ich bin keiner, der verlangt, von Platten*), die sich biegen, zu prassen und unter seidenen Decken zu schlafen. Nein, bloß ein paar gute, wohlschmeckende Speisen brauche ich, um mich zu sättigen, meinem Durste genügen ein paar Schalen Sorbet zur Löschung,

*) Die Türken halten ihre Mahlzeiten nicht auf Tischen, sondern auf großen Metallplatten, welche auf niedere Holzgestelle gelegt werden.

und mein Körper will unter einer behaglichen Wolldecke ruhen. Ich glaube, großer Allah, das könnte ich doch schließlich verlangen dafür, daß ich dir zur Ehre jahraus, jahrein umherziehe. Du weißt aber auch, daß ich nicht zu denen gehöre, welche sich hinsetzen, die Hände in den Schoß legen und sagen: „Allah, nun hilf!“ Nein, ich fordere nicht, daß du diesen Stein in ein Börek*) verwandelst oder die Jauche jener Pfütze in Honig — nein, du sollst die Menschen gar nicht durch solche Wunder verwöhnen. Aber um was ich dich recht inständig bitte, ist dies: schärfe meinen Witz, auf daß er feine Mittel findet, meinen Beutel wieder zu füllen. Je besser mir das gelingt, und je mehr die Gläubigen in frommer Einfalt geben, desto wohlgefälliger ist es ja dir, großer Allah, dem Preis sei in Ewigkeit. Unser beider Vorteil geht also Hand in Hand. Und somit betrete ich mit hungrigem Magen, aber vertrauensvollem Herzen auf deine Hilfe das goldene Bosna-Saraj**).“

Nach diesen Worten nahm Mehmed seinen Stab wieder auf und schritt, den breiten Fahrweg verlassend, geradeaus den steilen Hang des Kastellberges hinab in das Gewirre der engen Gassen mit den meist einstöckigen, gartenumkränzten türkischen Häusern.

Dem aufmerksam umherspähenden Derwisch fiel jetzt ein größeres, sauber mit lichtblauer Farbe getünchtes Haus in die Augen, dessen Eingang sich in der anschließenden Gartenmauer befand. Mehmed bemerkte, daß diese Thür nur angelehnt war, und da ihn der Hunger und besonders der Durst ganz grimmig peinigte, trat er ohne weitere Umstände ein und durchquerte den Garten, um in den

*) Börek: eine Art Käsekuchen.

**) Bosna-Saraj: wörtlich bosnischer Palast, ein bei den Türken gebräuchlicher Ausdruck für Sarajevo.

Hof zu gelangen und an dem dort voraussichtlich stehenden Brunnen seinen Durst zu löschen.

Unterwegs bemerkte er einen mit herrlichen Früchten behangenen Pfirsichbaum. Ruhig und gelassen, als wenn er sich auf seinem eigenen Grund und Boden befände, näherte er sich dem Baume, beugte einen Ast herab, pflückte sich so viele von den Pfirsichen ab, als er in beide Hände fassen konnte, und lugte dann umher, um ein Plätzchen zu entdecken, wo er die Früchte gemächlich und ungestört verzehren konnte.

Bald hatte er gefunden, was er suchte.

Der Teil des Gartens, in dem der Derwisch sich befand, stieß an den hinteren Flügel des Hauses, in dem sich — leicht erkennbar an den mit Holzgittern versehenen Fenstern — der Haremlik*) befand. Im ersten Stockwerke war eine Thür, die auf einen kleinen, hölzernen Balkon führte, von dem wieder eine schmale Treppe in den Garten hinunterging. Der Balkon, sowie die Treppe waren mit wildem Wein und Epheu dicht bewachsen, deren Ranken in krausem Gewirre bis zum Erdboden herabfielen und so den dahinter befindlichen Raum abschlossen, daß er eine schattige, kühle Laube bildete.

Dieser lauschige Ort war es, den Mehmed erwählt hatte, in Ruhe seine Pfirsiche zu verspeisen; mit rascher Hand das dichte Gerank teilend, trat er in das Dunkel der Laube, ließ sich bequem auf eine dort aufgestellte Bank nieder und begann mit Behagen seine einfache Mahlzeit.

Der Abend war inzwischen hereingebrochen. Melodisch klangen die langgedehnten Mahngesänge der Muezzins **)

*) Die Frauengemächer.

**) Angestellte der Moscheen, welche nebst anderen Verrichtungen die Gläubigen früh, mittags und abends zum Gebete rufen.

von den Minarets herab und vermengten sich mit dem feierlichen Geläute der christlichen Kirchen. Ein leiser, süß duftender Wind säuselte durch die Bäume und Sträucher des Gartens, und als allmählich die bleichen Strahlen des Vollmondes an Kraft gewannen, begann auch die Nachtigall im nahen Busche zu singen.

Da — horch! Der Kies knirschte unter leisen Schritten, ein junger, vornehm gekleideter Türke trat vorsichtig aus dem Schatten der Bäume und spähte zu den vergitterten Fenstern des Haremliks empor.

Der Derwisch betrachtete aufmerksam von seinem Versteck aus den Ankömmling und murmelte dann mit einem leichten Lächeln: „Aschyklik!“ worauf er ruhig weiter aß.

Das Aschyklik ist eine bei den bosnischen Mohammedanern eingebürgerte Sitte, die den jungen Mädchen jeden Montag und Freitag abends gestattet, an den Fenstern, Thüren oder im Garten des Haremliks mit ihren Verehrern*) auf einige Augenblicke zusammenzutreffen und deren Huldigungen entgegenzunehmen; und allem Anschein nach schien der wohlerfahrene Derwisch mit seiner Annahme, daß er jetzt den unfreiwilligen Zeugen einer solchen Liebesscene abgeben müsse, recht zu behalten. Denn schon nach einigen „Pst — pst!“ des jungen Türken vernahm er über seinem Haupte das leise Knarren einer Thür und gleich darauf auf dem Balkon einen behutsamen Schritt.

„Oman, bist du es?“ flüsterte es von oben.

„Asirah, süße Rose,“ war die Antwort, „dein Oman ist es, komm herab.“

„Gleich,“ erwiderte das verschleierte Mädchen. „Das heißt — ich sollte eigentlich nicht —“

*) Derartige zarte Beziehungen beginnen natürlich in der Zeit, in der das Mädchen noch unverschleiert geht, das heißt zwischen dem 13. und 15. Lebensjahre.

„Weshalb denn nicht?"

„Ah, das sollst du gleich hören. Warte einen Augenblick, ich will nur zuerst meine Nanule ausziehen, damit man ihr Klappern auf der Stiege nicht hört."

Mit diesen Worten streifte Asirah hastig die Nanule, dicksohlige, hölzerne Sandalen, die mittels eines ledernen Riemens über den Rist des Fußes befestigt werden, ab, setzte sie auf den Boden des Balkons und huschte die Treppe hinab*).

„Ach, Oman," sprach das Mädchen, ihre Rechte in die des Geliebten legend, „gar traurige Nachrichten bringe ich dir heute."

„Nun?"

„Du weißt, daß Hadschi Keragovitsch, dein Vater, in der Absicht, sein Witwertum aufzugeben, um meine Tante Subra, die in unserem Hause wohnende Schwester meiner Mutter, freite. Mein Vater gab seine Einwilligung, und für den Anfang des kommenden Monats war bereits die Vermählung in Aussicht genommen. Heute nachmittag nun kam mein Vater in den Harem und teilte uns Frauen mit, Keragovitsch habe, da er vor kurzem von unserem Vetter Ali Katissi meine Schönheit rühmen hörte, seine Verlobung mit Subra rückgängig gemacht und um meine Hand angehalten."

„Um deine Hand?" rief Oman erschrocken. „Mein Vater —"

„Leider ist es so," seufzte das Mädchen. „Subra ist trostlos, und meinen Jammer — wie soll ich ihn dir schildern?"

„O Engel des Paradieses," rief der junge Mann leidenschaftlich, „goldene Fee meines Lebens, sei stark und mutig, du gehörst ja mir, mir allein, und niemand, selbst mein Vater nicht, soll dich mir entreißen!"

*) Siehe das Titelbild.

„Geliebter," bat Asirah, „rate, hilf — was soll ich thun?"

„Ja," entgegnete Oman und rieb sich die Stirne, „das muß wohl überlegt werden. Ist Achmed Bunifeh, dein Vater, mit dem Heiratsplane des meinigen einverstanden?"

„Nun, wie mir scheint, gefällt es ihm freilich nicht recht, daß Keragovitsch Subra aufgab, aber er ging dennoch auf den neuen Heiratsplan deines Vaters ein."

„Nun," sagte der junge Mann, „so werde ich mit meinem Vater reden. Vielleicht verzichtet er auf dich, wenn er hört, daß ich ältere Rechte auf dich habe."

„Horch," unterbrach ihn da das Mädchen, „hörtest du im Hause kein Geräusch? Vater und Mutter würden zürnen, wenn sie mich hier mit dir träfen, nachdem ich einem anderen Manne versprochen bin."

„Ich vernahm nichts," erwiderte Oman, „aber wir stehen im hellsten Mondscheine, treten wir lieber in den Schatten jenes Gebüsches, dort sind wir sicherer vor einer plötzlichen Ueberraschung."

Der Derwisch hatte bisher dem Gespräche der Liebenden mit wachsender Aufmerksamkeit gelauscht. Jetzt, als das Paar etwas abseits trat und nur noch dessen entferntes Flüstern an sein Ohr schlug, erhob er sich langsam und rückte die Bank sachte bis dicht an die Blätterwand. Dann stieg er, indem er sich mit der linken Hand fest an das Gerank des Epheus klammerte, hinauf, und gleich darauf streckte er seine rechte Hand behutsam aus, langte die Nanule, welche Asirah vorhin abgelegt hatte, vom Balkon herunter und trat wieder in das Dunkel der Laube zurück.

„O Allah," murmelte er, „du Allgütiger und Allbarmherziger! Ich danke dir im Staube. Deine Hand hat mich hierher geführt und meinen Witz erleuchtet."

Die Nanule waren so klein, daß es fast zu verwundern war, wie sie sich den Füßen eines erwachsenen Mäd-

chens anzupaſſen vermochten; ihre oberen Flächen, ſowie die Seiten waren mit Arabesken aus eingelegtem Eben-

holze verziert und der ſchmale Lederriemen mit goldenen Stickereien und Perlen geſchmückt.

Nachdem der Derwisch eine Zeitlang die Nanule sinnend betrachtet hatte, steckte er sie in seinen Mantel, nahm sodann seinen Stab auf und warf einen raschen Blick auf das noch in eifrigem Gespräche versunkene Liebespaar.

Im nächsten Augenblicke schlüpfte er in das benachbarte Gebüsch. Gleich darauf stand er an der Gartenpforte, öffnete sie, trat hinaus und schloß sie leise wieder hinter sich zu.

Hierauf zog er seinen Mantel fester um sich und wandte sich zum Gehen.

2.

Nachdem der Derwisch ein gutes Stück weiter in das Türkenviertel hineingeschritten war, fragte er einen ihm begegnenden Türken nach dem Hause des Hadschi Keragovitsch.

„Nicht weit von hier," war die Antwort, „in der nächsten Seitengasse rechter Hand das dritte Haus. Es ist nicht zu fehlen, denn ein Brunnen mit einem in der Mitte geborstenen Steintroge steht vor dem Eingange."

Mehmed ging weiter, bog in die Seitengasse, erblickte das Haus mit dem Brunnen vor dem Thore und trat durch dasselbe in einen dunklen Flur.

„Allahs Segen über das Haus!" rief der Derwisch laut.

„Und über dich!" gab eine Stimme aus einem der anstoßenden Zimmer zurück. „Gast, wer du auch seiest, komm herein!"

Mehmed öffnete die Thür, hinter welcher die Aufforderung erklungen war, und betrat das Gemach.

Es war der Selamlik*), und seine Ausstattung ließ die Wohlhabenheit des Besitzers nicht verkennen.

*) Männerabteilung.

Längs den Wänden liefen mit rotseidenen Kissen bedeckte Diwans; auf einem kunstvoll geschnitzten Spiegeltisch zwischen den zwei Fenstern standen einige kostbare Lampen, Wasserschalen, Krüge und ein Schreibzeug. In einer Ecke des Zimmers befand sich ein kleiner Mangal*) aus getriebenem Silber, der jedoch wohl nur als Zierat diente, denn in der gegenüber liegenden Ecke erhob sich breit und protzig ein mächtiger, fast bis zur reichgeschnitzten Deckentäfelung reichender Kachelofen. Den einzigen Wandschmuck bildete ein großes viereckiges, von einem goldenen Rahmen umspanntes Tuch aus grüner Seide, auf welches einige Koransprüche in Gold gestickt waren. Ein am Boden stehender großer Kandelaber mit sechs Kerzen erhellte den Raum.

Auf dem Diwan, den Fenstern gegenüber, saß, eine Zigarette rauchend, in bequemem Hausrock und Pantoffeln, der Hausherr Hadschi Keragovitsch, ein stattlicher, dicker Herr von etwa fünfzig Jahren, mit derbem, gebräuntem, von einem pechschwarzen Barte umrahmtem Antlitze.

Als er in dem Eintretenden einen Derwisch erkannte, erhob er sich, ging seinem Gaste zwei Schritte entgegen und bot ihm die Rechte dar.

„Heiliger Mann Gottes, sei willkommen unter meinem Dache!"

„Ich bin müde und hungrig," sagte Mehmed. „Gesegnet sei dein Haus, wenn du Wohlthätigkeit übst!"

„Das Essen wird gleich aufgetragen," entgegnete Keragovitsch, indem er sich wieder niedersetzte. „Nimm unterdessen Platz. — He, Ali!"

Ein Diener erschien aus einer Seitenthür.

„Ist mein Sohn schon zu Hause?"

„Nein."

---

*) Becken zur Aufnahme von glühenden Kohlen.

„Bring das Essen.“

Der Diener verschwand, der Hausherr rauchte seine Zigarette zu Ende, und der Derwisch blickte sinnend in die Flammen der Kerzen.

Nach einer Weile kam Ali mit einer runden, glänzend polierten Messingplatte, welche mit Tellern, Löffeln, Brotstücken und Wasserschalen bedeckt war, und stellte sie auf ein niederes Holzgestell. Sodann legte er zwei Polster und einen Gebetsteppich neben die Tafel, trat zu den beiden Männern und hielt ihnen ein Becken mit Wasser und eine Serviette hin.

Keragovitsch warf den Rest seiner Zigarette weg, erhob sich und lud seinen Gast zum Waschen der Hände ein; nachdem dies besorgt war, stellten sich die Männer auf den Teppich und verrichteten das vorgeschriebene Gebet. Nach dessen Beendigung begaben sie sich zu Tisch und ließen sich mit gekreuzten Beinen auf ihren Polstern nieder.

Das Mahl bestand aus dem türkischen Lieblingsgerichte, dem Pilav, gedünstetem Reis mit feingeschnittenem Hammelfleisch, und einem mit Käse und gestoßenen Nüssen gefüllten Kuchen, Pitta genannt. Als Getränk diente Wasser, denn Keragovitsch war sehr fromm, und dem frommen Mohammedaner ist jedes geistige Getränk ein Greuel.

Nachdem abgespeist worden war, räumte Ali das Geschirr weg und brachte schwarzen Kaffee und Tabak. Die Männer zündeten sich Zigaretten an, und jetzt erst war die Zeit gekommen, ein Gespräch zu beginnen.

„Dein Leib ist staubbedeckt und feucht,“ hub Keragovitsch an, „du hast wohl einen langen Marsch gemacht, Mann Gottes?“

„Mit Sonnenaufgang verließ ich Podromanja,“ entgegnete der Derwisch, „und die Nacht überraschte mich

hier, ehe ich noch einen Han*) auffinden konnte. Ich ließ mich vom Zufalle leiten und trat in dieses Haus, um seine Gastfreundschaft im Namen des Allbarmherzigen und Allgütigen in Anspruch zu nehmen."

„Sei nochmals willkommen!" sprach Keragovitsch. „Ich bin ein Gläubiger."

„Dank und Wohlergehen dir und deinem Harem!"

„Ich habe gegenwärtig keinen. Ich bin Witwer. Doch gedenke ich mich binnen kurzem aufs neue zu vermählen."

„Gott möge den Augenblick segnen, in welchem deine Braut die Schwelle des Harems überschreitet!"

„Ja, es wäre zu wünschen," meinte der Herr des Hauses achselzuckend, „denn das Mädchen ist kaum sechzehn Jahre alt, und ich habe bereits mein fünfzigstes zurückgelegt. Dieser Umstand macht mir Sorge, und mich peinigen starke Zweifel, ob es mir möglich sein wird, die Neigung meiner zukünftigen Gattin zu gewinnen."

„Ei," sagte der Derwisch, „wenn dich das kümmert, weshalb rufst du nicht eine der weisen Frauen zu Hilfe, die man hierzulande Caratica**) nennt? Sie wissen genug Mittel, um in kalten Herzen die Flamme der Liebe zu entzünden."

Keragovitsch schüttelte mißmutig den Kopf. „Ich bin ein frommer Diener des Herrn," sagte er, „die Hexen danken ihre Kraft nicht Gott, sondern dem Teufel; verflucht sei er. Ich will nichts mit ihnen zu thun haben."

„Du hast recht," bestätigte der Derwisch. „Aber es giebt auch Mittel, die von Gott kommen und denen bekannt sind, die sich seinem Dienste weihen."

---

*) Einkehrhaus.

**) Caratica bedeutet eigentlich Hexen, die besonders das Vieh beschwören und Liebestränke brauen. Das abergläubische bosnische Volk glaubt steif und fest an deren Künste.

„Ha!“ rief Keragovitsch und faßte den Derwisch am Arme, „verstehe ich dich recht, so bist du selbst einer dieser begnadeten —“

„Du sprichst die Wahrheit,“ unterbrach ihn der Derwisch. „Ja, ich könnte dir in der That helfen. Und weil du mich so gastlich aufgenommen und bewirtet hast, will ich dir meine Unterstützung nicht versagen, vorausgesetzt, daß du unserem armen Kloster ein gebührendes Geschenk machst.“

„Zehn Goldstücke sollst du für das Kloster erhalten,“ rief Keragovitsch hocherfreut, „und fünf für deine Person.“

„Nichts für meine Person,“ wehrte der Derwisch ab, „ich will sie gleichfalls meinem Scheich*) geben. — Und nun gleich ans Werk! Wähle dir eine Kammer deines Hauses aus, lasse sie vollständig räumen, die Fenster sorgfältig verschließen, einen Gebetsteppich hineinlegen und schließe mich dann dort ein. Vorher aber stelle noch einen Krug mit Wein in das Gemach. Denn ein böser Geist wird kommen, mein heiliges Werk zu stören; erblickt er jedoch das verfluchte Getränk, so stürzt er gierig darauf los, säuft es hinab und vermag dann, trunken und betäubt, der Kraft meiner Bannsprüche nicht zu widerstehen, die ihn endlich in die Flucht treiben.“

„Alles soll genau befolgt werden,“ versetzte Keragovitsch, erhob sich und ging hinaus, die nötigen Anordnungen zu treffen.

Nach Ablauf einer Viertelstunde kehrte er zurück und bat den Derwisch, ihm zu folgen.

Vom hinteren Teile des Flurs führte eine steile, schmale Holztreppe in den Korridor des oberen Geschosses, und nachdem die beiden Männer diesen betreten hatten, zeigte Keragovitsch auf eine Thür.

---

*) Ordensprior der Derwischklöster.

„Dort ist das Gemach," sagte er leise, „der Teppich und der Wein sind bereits drinnen."

„Gut," sagte der Derwisch, „wenn ich eingetreten bin, so schließest du die Thür hinter mir fest zu und verharrst vor derselben in eifrigem Gebete, bis ich klopfe, mir zu öffnen. Laß dich aber unter gar keinen Umständen verleiten, mich zu stören, es wäre mein und dein sofortiger Tod."

Nach diesen Worten begab er sich in das Zimmer; Keragovitsch versperrte die Thür und blieb betend und vor Furcht zitternd an der Schwelle stehen.

So verging eine Stunde, als es von innen heftig pochte.

Der Hausherr öffnete, und Mehmed trat heraus. Seine Haltung war wie erschöpft, sein Atem ging kurz und schwer, ein Dunst wie von Wein ging von ihm aus, die Glieder zuckten hin und wieder konvulsivisch, in seiner Rechten aber hielt er — ein Paar Nanule.

„Preise Allahs Gnade und Größe," sprach er in salbungsvollem Tone, „er hat mir Kraft verliehen, den bösen Geist zu bezwingen. Vernimm denn: hier diese Nanule sendet dir ein Engel des Allmächtigen. In ihnen steckt ein heiliger Zauber. Wenn du sie dem Weibe, das dir durch dein Kismet zur Gemahlin bestimmt ist, anlegst, so wird jene sofort in Liebe zu dir entbrennen. Mit diesen Nanule sollst du am nächsten Freitag zum Aschyklik gehen. Allah wird es so fügen, daß deine zukünftige Frau zu demselben erscheinen wird. Dann streife ihr die Nanule auf die Füße mit den Versicherungen deiner Liebe. Hüte dich aber, ihren Namen zu nennen, der Zauber würde sonst seine Kraft verlieren. Auch verweile nur so kurz als möglich bei ihr; je weniger du sprichst und je rascher du dich entfernst, desto besser. Und höre noch eins: hast du einmal die Nanule dem dir bestimmten Weibe angelegt, so mußt du sie heiraten. Thust du es nicht, so trifft dich

Allahs Zorn, weil du dann sein Wort mißachten und seine Gabe verschmähen würdest."

„Sei deshalb unbesorgt, mein teurer Freund," rief Keragovitsch, indem er die Nanule in Empfang nahm und andächtig küßte, „und nimm meinen warmen Dank für deinen Liebesdienst. Komm jetzt zur Ruhe und betrachte mein Haus als das deinige, solange du in Sarajevo weilst."

„Dein gastliches Anerbieten nehme ich an," entgegnete der Derwisch mit Würde, „Allah wird es dir lohnen."

Und hiermit stiegen die Männer wieder die Treppe hinab, um ihre Schlafstätten aufzusuchen.

3.

Am nächsten Morgen erhob sich Mehmed Abu-Djemali ziemlich zeitig von seinem Lager, verrichtete seine Gebete und Waschungen und begab sich in den Garten, um sich daselbst bis zur Zeit des Frühstücks ein wenig zu ergehen.

Nachdem er eine Weile zwischen den Bäumen umhergeschlendert war, sah er einen jungen Mann auf sich zukommen, in welchem er sofort Oman, den Sohn des Hauses und Geliebten Asirahs, erkannte.

„Mein Freund," sprach Oman zu dem Derwisch, „ich begrüße dich als Gast meines Vaters."

„Allah sei mit dir," entgegnete Mehmed, „und spende dir Gesundheit und Glück! — Aber, junger Mann," fuhr er fort, indem er Osman bei der Hand erfaßte und ihm fest in die Augen schaute, „ich lese in deinen Mienen etwas, das mit dem heiteren Mute deiner Jahre im Widerspruche steht. Du hegst einen Kummer, einen schweren, geheimen Kummer in deiner Brust."

„Wie — ich?" stammelte Oman verwirrt.

„Ja, du. Leugne es nicht! Und ich will dir auch sagen, woran dein Gemüt krankt. Liebesweh peinigt dich."

„Mich!“ rief Oman unmutig. „Woher willst du das wissen?“

„Allah verlieh mir die Gabe, in die Herzen der Menschen zu sehen.“

„Nun,“ fuhr jener fort, „und selbst wenn du recht hättest — was kümmert es dich?“

„Allah,“ entgegnete der Derwisch, „sendet seine Auserkorenen hinaus in die Welt, den Rechtgläubigen Gutes zu thun und ihnen beizustehen in ihren Nöten.“

„Wie, du wolltest —“

„Dem Sohn meines Wirtes helfen — was ist selbstverständlicher als dieses? Doch sage mir: gedenkst du die Jungfrau, die du liebst, als Gattin heimzuführen?“

„Gewiß.“

„Und erwidert sie deine Neigung?“

„Sie beteuert es, und ich glaube ihr.“

„So sind es andere, feindliche Verhältnisse,“ sprach der Derwisch, nachdenklich zu Boden blickend, „die eurer Verbindung entgegenstehen?“

„Ja, leider. Mein —“

„Halt — ich brauche nicht mehr zu wissen, ich werde dir ein sicheres Mittel sagen, jene ungünstigen Umstände zu besiegen. Aber unser Kloster ist arm —“

„Fünf Goldstücke sind dein, wenn du mir einen guten Rat giebst.“

„So höre: gehe nächsten Freitag nicht zum Aschyklik!“

„Wie,“ sagte Oman enttäuscht, „das wäre deine ganze Hilfe?“

„Verachte sie nicht,“ erwiderte der Derwisch, „denn der Geist dessen, der die Zukunft sieht, spricht aus mir. Wenn du kommenden Freitag den Aschyklik vermeidest, führst du dein Mädchen noch innerhalb Monatsfrist als Gattin heim.“

„Gut, ich will dir glauben,“ sagte Oman, „und deinen

Rat befolgen, obgleich ich nicht verstehe, wie mein Fernbleiben vom Aschyklik meiner Sache nützen kann. — Komm jetzt mit mir ins Haus, dort werde ich dir das versprochene Geld einhändigen."

„Gut," sprach Mehmed, „doch vorher noch eins. Du mußt über das, was jetzt zwischen uns beiden verhandelt wurde, bis auf weiteres vollkommenes Stillschweigen beobachten; jedermann, selbst deinem Vater gegenüber. Sieh, dort kommt er eben selbst."

Der Derwisch schritt Keragovitsch grüßend entgegen; dieser zog ihn beiseite.

„Mein Freund," sagte er, „drinnen in meinem Zimmer habe ich deine fünfzehn Goldstücke bereit gelegt. Komm mit mir, sie abzuholen und sodann an unserem Frühmahle teilzunehmen."

Hierauf begaben sich die drei Männer ins Haus.

— — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später trat Mehmed Abu-Djemali in das Haus Achmed Bunifehs, des Vaters Asirahs.

„Mein Lieber," sprach er zu einem ihm begegnenden Diener, indem er ihm ein paar Kupfermünzen in die Hand drückte, „melde deiner Gebieterin, daß ein Derwisch, der die göttliche Kunst der Wahrsager versteht, ihr seine Dienste anbietet."

„Die Frau des Hauses ist ausgegangen," entgegnete der Diener, „aber die Schwester und Tochter des Herrn sind daheim. Ich will sie benachrichtigen."

Er entfernte sich und kam bald darauf in Begleitung einer Dienerin zurück.

„Die Gebieterinnen sind geneigt," sagte letztere zu Mehmed, „deine Prophetengabe in Anspruch zu nehmen. Komm mit mir."

Der Derwisch folgte der voranschreitenden Dienerin

durch einige Gemächer und Gänge, bis beide in dem sogenannten Muabeïn, dem Vorzimmer des Haremliks, anlangten. Die Dienerin verschwand hinter einer Thür, auf deren Schwelle nach einer kleinen Weile eine dicht verschleierte weibliche Gestalt erschien.

Mehmed näherte sich derselben, faßte ihre Hand und fragte: „Wie ist dein Name?"

„Asirah," flüsterte es zurück.

Der Derwisch beobachtete lange und aufmerksam die Linien der inneren Handfläche des jungen Mädchens, dann sprach er leise und eindringlich: „Ein Jüngling liebt dich, und du erwiderst seine Neigung. Ein anderer, älterer Mann jedoch trachtet nach deinem Besitze. Eines nur kann dich vor der verhaßten Verbindung mit ihm schützen und dich in bräutlichen Ehren in die Arme deines Geliebten führen: hüte dich, nächsten Freitag zum Aschyklik zu gehen. Verachtest du meine Warnung, so vertrauerst du dein Leben hinter den Muscharabiehs*) eines ungeliebten Mannes. Hast du mich verstanden?"

„Ja," hauchte das Mädchen.

„So entferne dich," sprach Mehmed, „mehr zu sagen erlaubt mir Allah nicht."

Asirah huschte hinein, und eine zweite Gestalt erschien im Rahmen der Thür.

„Du heißest?" fragte der Derwisch.

„Subra," war die Antwort.

„Gieb mir deine Hand," sprach jener und prüfte dann die Linien derselben. „Du warst einem Manne verlobt, dem dein Herz gehört, und der dich einer anderen Schönen halber treulos verließ. Ist es nicht so?"

„Ach, leider ja," seufzte es hinter dem Schleier.

„Allah wird den verkehrten Sinn dieses Wankelmütigen

*) Die Holzgitter an den Fenstern des Haremliks.

wieder zum Rechten wenden, doch mußt du thun, was ich dir sage. Wenn du nächsten Freitag hinaus zum Aschyklik gehst, wird dieser Mann dort erscheinen und dir ein Paar Nanule zum Zeichen seiner erneuerten Liebe auf die weißen Füße streifen. Verhülle jedoch hierbei dein Antlitz auf das sorgfältigste und sprich wenig und so leise als möglich. Auch rate ich dir, niemand bis dahin von dem etwas verlauten zu lassen, was ich dir jetzt enthüllte. Denn die Zukunft ist ein Geheimnis Gottes, und wehe dem Menschen, der dasselbe leichtfertig preisgiebt! Hast du mich verstanden?"

„Ja."

„So gehe denn," sprach Mehmed, „mehr zu sagen erlaubt mir Allah nicht."

Subra zog sich zurück; gleich darauf kam die Dienerin wieder heraus und überreichte dem Derwisch fünf Goldstücke.

Mehmed steckte sie in seinen Mantelsack und entfernte sich.

Leise vor sich hin schmunzelnd, schritt er fürbaß.

4.

Es war Freitag abends.

Der Regen fiel in Strömen zur Erde herab, ein kalter Wind fegte zeitweise durch die Straßen, und Keragovitsch mußte sich gestehen, daß das Wetter für ein Aschyklik nicht besonders günstig sei. Mit etwas saurer Miene hüllte er sich in seinen Mantel, steckte die Nanule in dessen innere Tasche, schlüpfte in seine Ueberschuhe, nahm sodann einen großen seidenen Regenschirm und verließ sein Haus.

Wenige Minuten später betrat er den Garten Achmed Bunifehs und schlich mit feuchtem Gewand, triefendem

Schirme und völlig durchnäßten Füßen zum Haremlik hinüber.

Gleich nach einem ziemlich lauten und ungeduldigen Räuſpern des Werbers öffnete ſich oben vorſichtig ein Fenſter.

„He — pst!“ rief der Mann von unten, „mein holder Engel, komm herab! Hadschi Keragovitsch ist es, der dir in heißer Liebe naht und dir ein Geschenk, nicht wertvoll, aber segensreich, übergeben will.“

Das Fenster schloß sich wieder, und ein paar Augenblicke später huschte eine dicht vermummte weibliche Gestalt über den Balkon und die hölzerne Treppe herab.

„Dank dir, mein Guter,“ flüsterte es hinter dem Schleier, „daß du dich meiner wieder —“

„Erlaube,“ sprach Keragovitsch, der bei dem Geräusche des auf seinen Schirm niederprasselnden Regens die Worte gar nicht hörte, „erlaube, daß ich dir diese kleine Gabe darbringe. Es sind ein Paar Nanule. Wenn du es gestattest, werde ich sie dir gleich anlegen. Halte indes meinen Schirm.“

Die Verschleierte nahm ihm schweigend den Schirm ab, zog ihre eigenen Nanule aus und hielt dann Keragovitsch den einen Fuß hin.

Der Mann bückte sich schwerfällig und streifte dann die Nanule auf die ihm dargebotenen Füße, die er sich, wie er sich insgeheim gestand, etwas kleiner vorgestellt hatte.

Hierauf richtete er sich stöhnend wieder auf. Eingedenk der Mahnung des Derwisches, ja nicht lange zu verweilen, sagte er: „Verzeihe, meine Seele, wenn ich schon aufbreche, aber ich habe noch einige dringende Geschäfte zu besorgen. Lebe wohl.“

„Lebe wohl,“ flüsterte die Verschleierte, „Dank für dein Geschenk. Du hast mich dadurch glücklich gemacht.“

„Es wirkt schon,“ dachte Keragovitsch, nahm den Regenschirm zurück und entfernte sich mit raschen Schritten.

Subra aber eilte in das Haus zurück, entledigte sich in einer dunklen Kammer ihres Schleiers und trat sodann in das anstoßende, hellerleuchtete Zimmer. Dort saßen

die Gattin Achmed Bunisehs, eine dicke Frau in mittleren Jahren, und ihre Tochter Asirah auf hohen Polstern, beide im doppelten Scheine einer von der Decke herabhängenden Lampe und der Kerzen eines dreiarmigen Leuchters mit Stickarbeiten beschäftigt.

„Ei, Subra," rief Asirah, ihr schönes Antlitz der Eintretenden zuwendend, „wo bleibst du denn so lange? Komm schnell, du mußt mir helfen, dieses Rosenblättchen zu untersticken."

„Gleich, gleich, mein Täubchen," sprach Subra und ließ sich auf einem Polster neben ihrer Nichte nieder, „zeige her."

„Hier, sieh nur — ach, wie ungeschickt!" unterbrach sie sich, denn das Seidentuch war ihrer Hand entglitten und auf den Boden gefallen. Als sie sich nun bückte, es wieder aufzuheben, blieb ihr Blick überrascht auf den Füßen Subras haften.

„Tante, wie kommst du zu meinen Nanule?"

„Deine Nanule?" entgegnete Subra, in höchstem Erstaunen die Sandalen betrachtend. „Nicht möglich!"

„Ei, ich werde doch die schönen Nanule kennen, die mein Großvater mir vor drei Jahren schenkte und die ich immer so wert hielt —"

„Guten Abend," ertönte in diesem Augenblicke die Stimme des Hausherrn, der eben mit freundlichem Gruß ins Zimmer trat. „Nun, was wird denn da so eifrig verhandelt?"

„Tante Subra hat meine Nanule, die ich vor einigen Tagen verlor, und leugnet, daß sie mir gehören."

„Es sind in der That Asirahs Nanule," bestätigte Achmed. „Sprich, Schwägerin, wo hast du sie denn gefunden?"

„Ich —" stotterte Subra, während ihr hübsches, wenngleich schon etwas zu rundliches Antlitz erglühte, „ich —

ich habe sie nicht gefunden — Hadschi Keragovitsch hat sie mir heute abend beim Aschyklik geschenkt."

„Keragovitsch?" rief Achmed erstaunt aus. „Wie? Hat er nicht um Asirah gefreit?"

„Er beteuerte mir aufs neue seine Liebe," rief Subra zuversichtlich.

„Nun, der Sache muß ich gleich auf den Grund kommen. Und wie gelangten überhaupt die Nanule in seinen Besitz? Gieb sie mir her. Sogleich gehe ich zu ihm hinüber."

Er machte sich unverzüglich auf den Weg und traf Keragovitsch, dessen Sohn Oman und den Derwisch gerade beim Abendessen.

„Freund," wandte er sich ohne weitere Einleitung zu ersterem und zog die Nanule unter seinem Mantel hervor, „kennst du diese Nanule?"

„Gewiß," antwortete der Gefragte, „ich habe sie heute abend beim Aschyklik deiner Tochter Asirah geschenkt."

„Was du da nicht sprichst," entgegnete Achmed, „nicht meiner Tochter, sondern meiner Schwägerin Subra gabst du sie. Ich sah sie ja an ihren Füßen."

„Was! Subra?" rief Keragovitsch emporfahrend. „Derwisch — das ist Betrug! Sagtest du mir nicht, daß Asirah heute abend in den Garten kommen werde?"

„Asirah?" versetzte der Derwisch scheinbar erstaunt. „Erinnere dich, Freund, daß du mir den Namen gar nicht nanntest. Was weiß ich von Asirah und Subra! Ich prophezeite dir nur, daß beim Aschyklik das dir von Allah zur Gemahlin bestimmte Weib erscheinen werde —"

„Ich will aber Subra nicht heiraten," rief Keragovitsch wütend.

„So trifft dich Gottes Zorn," mahnte der Derwisch. „Denke an meine Warnung an jenem Abend!"

„Ich verſtehe kein Wort von dem allen," ſagte Achmed Buniſeh. „Erkläre mir doch vor allem, Keragovitſch, woher du die Nanule haſt?"

„Allah ſelbſt hat ſie ihm geſendet," rief Mehmed mit

einem Blicke nach oben, „und, wie ich jetzt aus deinem Munde vernahm, mit ihrer Hilfe in wunderbarer Weise meinen edlen Wirt mit der ihm bestimmten Lebensgefährtin vereinigt."

„Nun," sprach Keragovitsch resigniert, „wenn es denn so geschrieben steht, beuge ich mich des Allmächtigen Willen. Achmed Bunifeh, gieb mir denn Subra zum Weibe."

„Nimm sie, mein Freund," rief jener hoch erfreut, „du hast nicht recht gethan, die Brave der aufblühenden Asirah halber zu verlassen. Aber nun machst du alles wieder gut."

„Vater," sagte jetzt Oman, „da du schon im Werben bist, so freie auch für mich um Asirah."

„Was, du Schlingel!" rief Keragovitsch. „Was kümmert dich das Mädchen?"

„Ei," antwortete der junge Mann, „wir lieben uns ja schon seit langer Zeit."

„Ein Wunder Allahs!" murmelte der Derwisch.

„Nun," sprach Achmed, „dann sei sie dein Weib. O, diese Freude! Ich eile gleich nach Hause."

„Halt, meine Freunde," rief der Derwisch, „vergeßt nicht, die große Güte und Macht des Allewigen und Allbarmherzigen zu preisen, der alles so wohl gefügt und zwei glückliche Paare zusammengeführt hat fürs Leben. Und wollt ihr diesen bedeutungsvollen Abend noch mit einem guten Werke krönen, so gebt mir ein weniges von eurem irdischen Ueberflusse, und Allahs reichster Segen wird euch eure Freigebigkeit nach Gebühr vergelten!"

Am kommenden Morgen machte der Derwisch sich reisefertig, nahm von Keragovitsch und Oman Abschied und verließ das Haus.

Bei einer Wegbiegung blieb er ſtehen, überzählte ſorgfältig ſeine Goldſtücke und ſprach ſodann, ſchelmiſch gegen den Himmel zwinkernd: „Allah, großer Allah! Dank dir, daß du mein Gebet erhört haſt, das ich drüben am Berge brünſtigen Herzens zu dir richtete. O geſegnete Nanule!“

Und fröhlich ſchritt er fürbaß.

Diamanten.

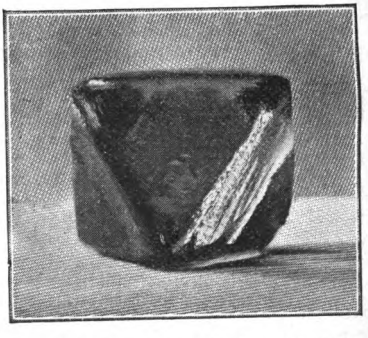
Technische Skizze von Prof. E. Koller.

Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Bei dem gegenwärtig in Südafrika tobenden Kriege ist vor allem auch die Diamantenstadt Kimberley in den Vordergrund des Interesses getreten, und sie spielt in der That in diesem Drama eine wichtige Rolle. Liegt doch die Entstehungsursache des Konfliktes zwischen dem britischen Reiche und Transvaal zum großen Teile in der Auffindung jener blitzenden, von den Kulturmenschen so hoch bewerteten Steine, die, wie die Entdeckung der Goldfelder, einen Strom englischer Abenteurer nach Südafrika lockte und die gewaltigsten Spekulationen hervorrief, an denen selbst eine Anzahl der einflußreichsten und höchstgestellten Männer Englands beteiligt sind.

Der Diamant, der nach der Bedeutung seines vom griechischen und lateinischen adamas abgeleiteten Namens „Unbezwingliche", gehört zu den ältesten Gesteinen der Erde, dem kristallinischen, aus Granit, Gneis, Quarz, Feldspat, Glimmer und anderen Mineralien bestehenden Urgestein, welches den inneren Kern der meisten großen Gebirge bildet. Da, wo dieser durch gewaltige vulkanische Kräfte gehoben worden ist und die auf ihm lagernden, jüngeren Schichten durchbrochen hat, verwittert er allmählich infolge der mannigfachen atmosphärischen Ein-

flüſſe. Die losbröckelnden Felstrümmer ſtürzen zerſchellend zu Thal, werden von den reißenden Bergbächen fortgeſchwemmt und abgeſchliffen und bilden nach und nach mächtige Geröllablagerungen. Die im Urgeſtein eingeſchloſſenen und mit ihm abſtürzenden Diamanten teilen dasſelbe Schickſal, nur bleiben ſie infolge ihrer Unzerſetzbarkeit und außerordentlichen Härte wohl erhalten, während die übrigen Mineralien immer mehr verkleinert und ſchließlich zu Kies und Sand zerrieben werden.



Natürliche Grösse eines 250 Karat wiegenden rohen Diamanten.

In ſolchen Flußanſchwemmungen wurden im grauen Altertum am Oſtabhang des Dekhangebirges in Indien die erſten Diamanten entdeckt. Der ergiebigſte Fundort war Golkonda, in deſſen einſt berühmten, jetzt aber verlaſſenen Gruben die Mehrzahl der bekannten großen Diamanten gewonnen wurde. Auch der urſprünglich größte Diamant, der „Kohinur", das heißt Lichtberg, deſſen Rohgewicht von angeblich 793 Karat ſich durch das Ungeſchick eines Steinſchleifers auf 280 Karat und durch nochmaliges Schleifen in Brillantform auf 106 Karat verringert hat, ſtammt aus Indien und ſoll nach einer Sage ſchon vor fünftauſend Jahren von einem indiſchen Kriegshelden getragen worden ſein. Ferner wurden in Golkonda der im Beſitze des Schah von Perſien befindliche „Großmogul" (roh 780 Karat, geſchliffen 280 Karat), der einem indiſchen Radſcha gehörige „Nizam" (340 Karat) und der

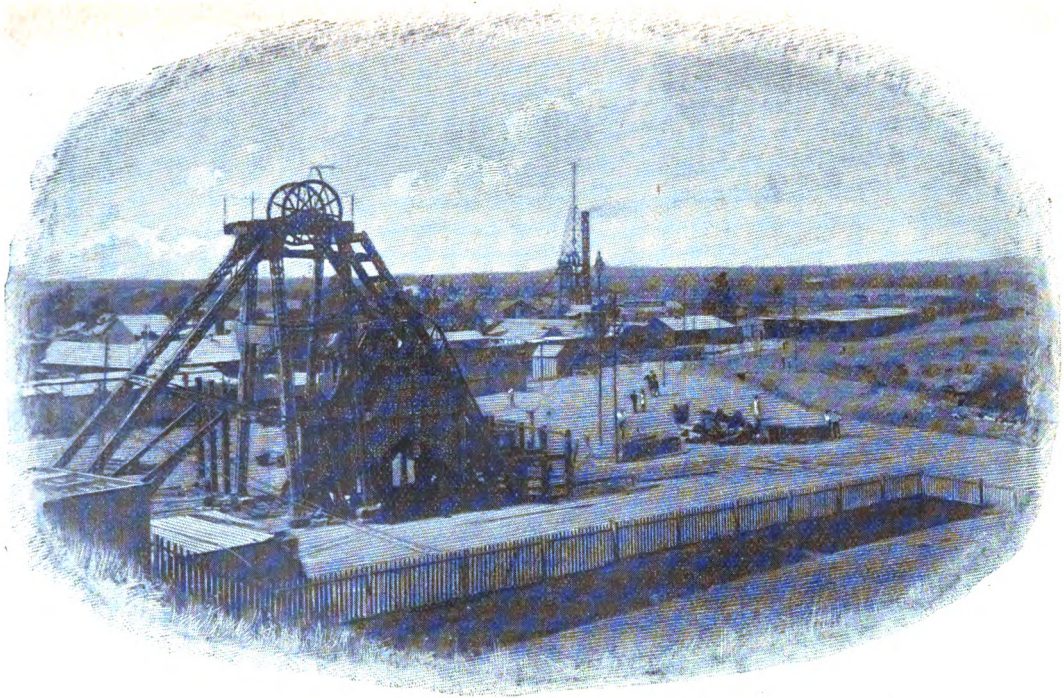
„Regent", der bekannte große Brillant des französischen Staatsschatzes (roh 410 Karat, geschliffen 136¼ Karat), gefunden. In ähnlichen Lagerstätten wie in Indien kommt der Diamant auch auf den Inseln Sumatra und Borneo vor, auf welch letzterer ein großer, noch ungeschliffener, 367 Karat wiegender Stein gefunden wurde.

In neuester Zeit ist in Indien, wie P. Groth in seinem „Grundriß der Edelsteinkunde" anführt, eine unzweifelhaft ursprüngliche Lagerstätte des Diamanten in Feldspatgestein, also nicht in Flußanschwemmungen, welche nur sekundäre Lagerstätten bilden, nachgewiesen worden. Den dortigen Eingeborenen war allerdings dieses Vorkommen schon seit langer Zeit bekannt, denn sie sammelten jedes Jahr unmittelbar nach der Regenzeit, wenn wieder neue Massen des stark verwitterten Gesteins herabgeschwemmt worden waren, Diamanten in den losen Schuttablagerungen am Fuße der Felsen.

In Brasilien wurden die ersten Diamanten im Jahre 1725 im Flußsande von Goldsuchern gefunden, worauf eine regelmäßige, jetzt noch fortdauernde Ausbeutung der dortigen, aus Sand- und Sandsteinschichten bestehenden Lagerstätten begann. Seither sind aus Brasilien für mehr als 400 Millionen Mark Diamanten auf den europäischen Markt gebracht worden, darunter jedoch nur wenige große Exemplare; der größte derselben, der „Stern des Südens" (roh 254½ Karat, geschliffen 125½ Karat), ist jetzt im Besitze eines indischen Radscha.

Das Vorkommen der Diamanten in Mexiko, Nordamerika und im Ural hat geringe Bedeutung; dagegen sind in Australien schon ziemlich viele, aber nur kleine Steine gefunden worden.

In Afrika wurde der erste Diamant im Jahre 1867 auf einer am Oranjefluß gelegenen Farm entdeckt. Diese Geschichte ist charakteristisch für die Buren. Ein umher-



De Beers-Diamantgruben bei Kimberley.

ziehender Händler sah daselbst Kinder mit einem glänzenden Kieselstein spielen, der ihm auf seine Bitte ohne weiteres überlassen wurde. Der Stein wurde als ein Diamant erkannt und für 10,000 Mark an den Gouverneur der Kapkolonie verkauft. Infolge dieser Entdeckung zogen massenhaft Engländer nach den Ufern des Oranjeflusses, um nach Diamanten zu graben; jedoch war der Erfolg sehr gering. Zwei Jahre später wurde am Vaal, einem Nebenflusse des Oranjestromes, von einem Neger ein großer Diamant (83½ Karat) gefunden, der den Namen „Stern von Südafrika" erhielt, für 230,000 Mark verkauft und kurz nachher auf 500,000 Mark geschätzt wurde. Nun wanderten wieder Tausende nach dem Vaal, jedoch abermals ohne Erfolg. Im Dezember 1870 machte ein in jener Gegend umherstreifender Abenteurer zufällig die Entdeckung, daß die Kinder eines etwa 40 Kilometer vom Vaal entfernt wohnenden Buren mit vielen kleinen Diamanten spielten, und daß der Boden der Du Toits Pan genannten Farm selbst diamanthaltig war. Nun strömte alles nach dieser vielversprechenden Gegend. Der Farmer verkaufte seinen Boden um den Preis von 7 Mark für eine Fläche von etwa einem Ar. Im nächsten Jahre entdeckte man drei weitere Diamantfelder, Bultfontein im Oranje-Freistaat, De Beers und Kimberley, und in kürzester Zeit erhob sich auf der zuletzt genannten Farm eine Stadt von 25,000 Einwohnern; gleichzeitig stieg der Preis einer Parzelle von 7 bis auf 80,000 Mark.

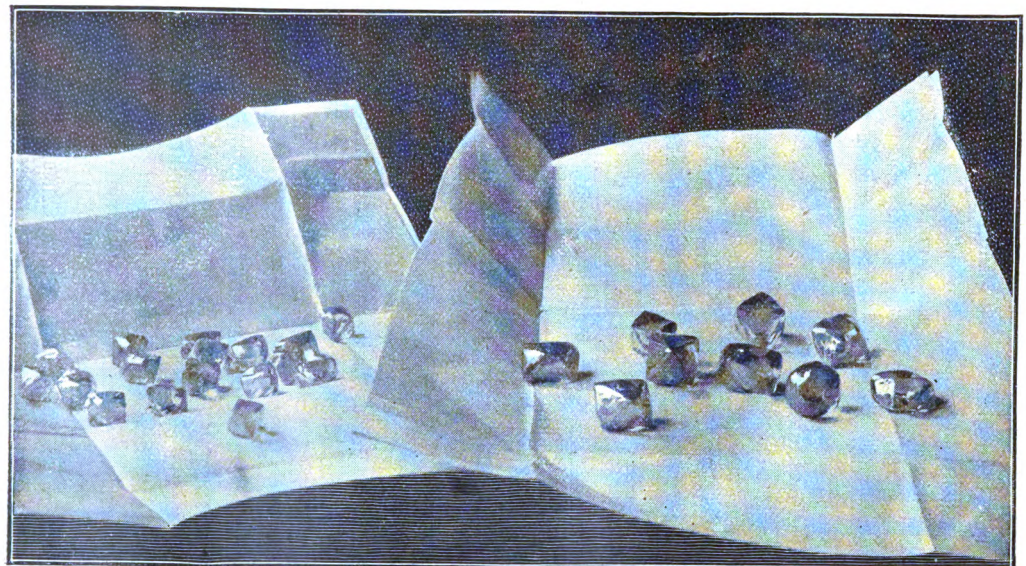
Diese sogenannten trockenen Gruben unterscheiden sich von allen bisher bekannten Lagerstätten dadurch, daß sie nicht durch Flüsse angeschwemmt sind, sondern auf einer wasserarmen Hochebene, welche aus horizontalliegenden Schichten von Sandstein, Schiefer und granitischem Gestein besteht, kraterartige Einsenkungen von 200 bis 300 Meter Durchmesser und noch unbekannter Tiefe infolge

Durchsuchungstische der Diamantgruben von De Beers.

gewaltiger, vielleicht vulkanischer Hebung ausfüllen. Das diamantführende Gestein ist eine harte, dunkle, grünlichblaue, tuffähnliche Masse, gemengt mit einer Unzahl von Felstrümmern und Gesteinsbrocken.

Die Ausbeutung der Diamantparzellen war anfänglich sehr einfach, da man nur die oberste, etwa 20 Meter tiefe und stark verwitterte Bodenschicht, den sogenannten gelben Grund, abzuheben, zu zerkleinern und zu durchsuchen brauchte. Größere Schwierigkeiten bereitete die untere, harte, aber desto reichere Schicht, der sogenannte blaue Grund, in welchem man mit Bohrarbeit und Dynamit vorgehen mußte. Infolge der Ausgrabungen und Sprengungen stürzten die etwa 4 Meter starken Parzellenwände oft ein; auch kamen häufige Rutschungen des den Krater umgebenden Schiefergesteins vor, wodurch viele Unglücksfälle verursacht wurden. So stürzte zum Beispiel im Jahre 1886 in Du Toits Pan eine etwa 100,000 Kubikmeter enthaltende Masse Schiefergesteins in die bis zu einer Tiefe von 55 Meter ausgebeuteten Gruben und verschüttete über 80 Parzellen.

Seit der Gründung verschiedener Aktiengesellschaften, welche eine bedeutende Anzahl Parzellen erworben und sich in neuester Zeit zu einer einzigen, unter dem Namen „De Beers-Minengesellschaft" vereinigt haben, ist eine rationellere, bergmännische Abbaumethode zur Geltung gekommen, ohne daß jedoch dadurch die genannten Uebelstände vollständig beseitigt worden wären; es kam sogar noch ein neuer hinzu. Während man in den ersten Jahren auf der dürren Hochebene an Wassermangel gelitten hatte, was wegen des notwendigen Schlämmens der Diamanterde sehr störend war, wurde man später an der ferneren Ausbeutung der tiefen Gruben durch große Wasseransammlungen verhindert, deren Entfernung vermittelst mächtiger Pumpwerke beträchtliche Kosten verursachte. So hatte



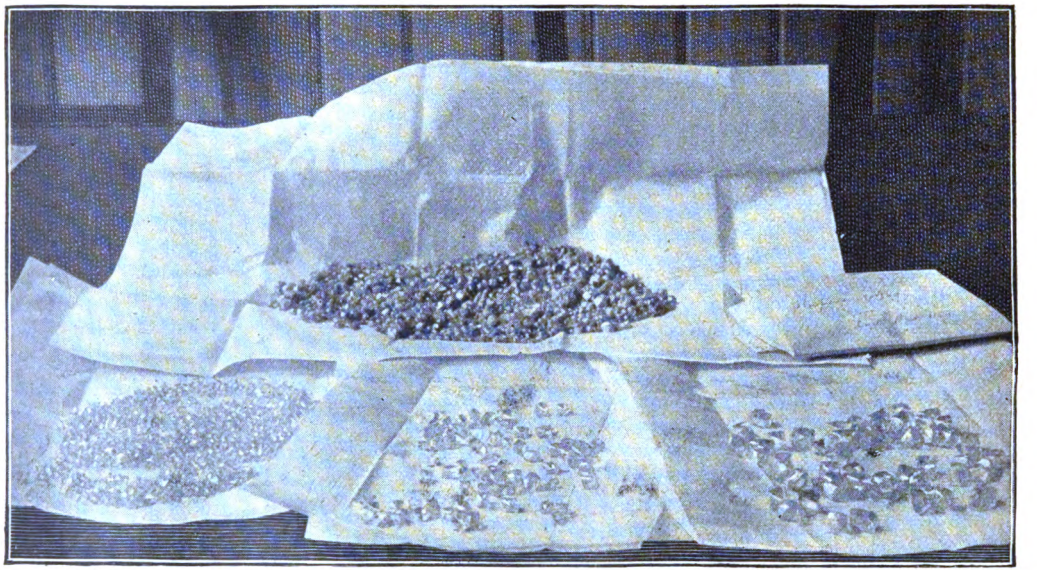
Rohe Diamanten.

zum Beispiel die Kimberleygrube in den fünf Jahren 1879 bis 1883 für das Wegschaffen von eingestürztem Schiefergestein und Schutt 2,660,000 Mark und für das Auspumpen von Wasser 1,330,000 Mark Unkosten.

Um die Diamanten aus der Unmasse von taubem Gestein auszuscheiden, wird letzteres auf großen, mit Steinen gepflasterten Flächen ausgebreitet, wo es mehrere Monate lang liegen bleibt, von Zeit zu Zeit mit Wasser begossen, mit schweren Rollen gewalzt und wieder umgeschaufelt wird, um die ganze Masse möglichst zu zerkleinern und aufzulockern. Hierauf kommt dieselbe in die Trommelsiebe und nachher in die trogförmigen Waschmaschinen. Was sich am Boden der letzteren absetzt, wird herausgenommen, auf Tische ausgebreitet und sorgfältig nach den darin enthaltenen Diamanten durchsucht.

Der durchschnittliche Jahresertrag der südafrikanischen Gruben beläuft sich auf 40 bis 50 Millionen Mark. Dieser reichen Ausbeute ist es namentlich zuzuschreiben, daß in den letzten zwanzig Jahren an den Hauptplätzen des Diamantenhandels, London, Paris und Amsterdam, ein jährlicher Umsatz bis zu 100 Millionen Mark stattgefunden hat.

Der Großhandel mit rohen Diamanten hat gegenwärtig seinen Hauptsitz in London, wo in neuerer Zeit auch Schleifereien errichtet worden sind, die denen von Amsterdam und Antwerpen bedeutende Konkurrenz machen. Die Kunst, den Diamanten mittels seines eigenen Pulvers zu schneiden und dadurch in beliebige Form zu bringen, wurde erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts von Louis v. Berguem in Brügge erfunden, dem auch der Schliff zweier berühmten Diamanten, des damals im Besitze Karls des Kühnen befindlichen „Sancy“ (53 Karat) und des „Florentiners“, des größten Diamanten des österreichischen Kronschatzes (139½ Karat), zugeschrieben wird. Die damals geschliffenen Steine sind größtenteils sogenannte



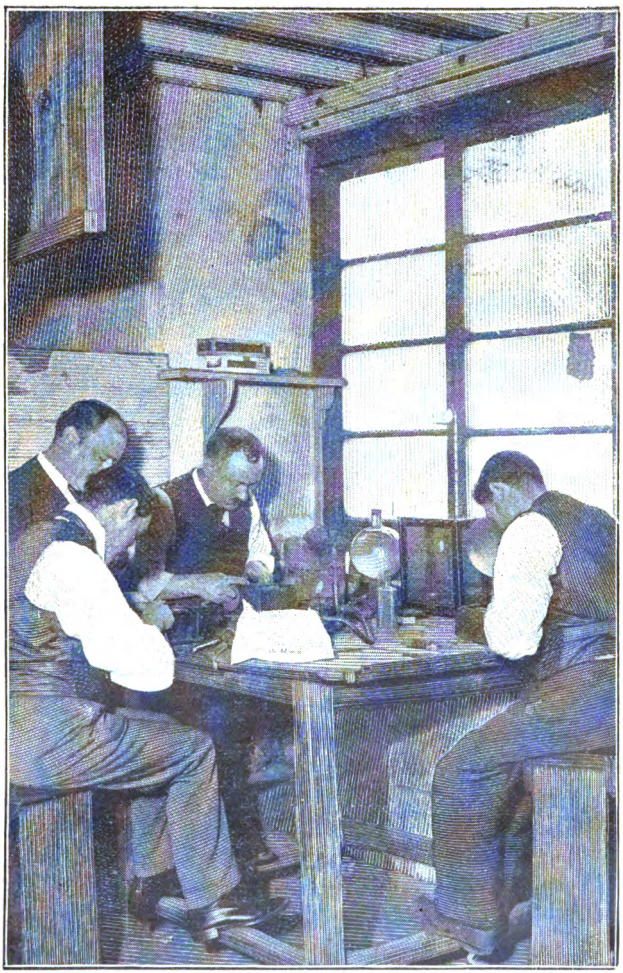
Diamantenpakete.

Die dunkleren Steine sind minderwertig und dienen zum Schneiden und Polieren der besseren Sorten. (1/2 der natürlichen Größe.)

„Rosetten" oder „Rauten"; erst zwei Jahrhunderte später, zur Zeit Mazarins, wurde in Paris die Form des Schliffes erfunden, welche die optischen Eigenschaften des Diamanten am meisten zur Geltung bringt, nämlich die des aus zwei abgestumpften, an ihrer Grundfläche vereinigten Pyramiden bestehenden „Brillanten". Die seither gemachten Fortschritte betreffen weniger die verschiedenen Formen, die seit zwei Jahrhunderten so ziemlich dieselben geblieben sind, als die Art der Bearbeitung; und um unsere Leser mit der letzteren bekannt zu machen, statten wir einer Londoner Diamantenhandlung und einer Schleiferei einen kurzen Besuch ab.

Die aus Südafrika in kleinen, eingeschriebenen und versicherten Postpaketen angekommenen rohen Diamanten werden nach Größe, Reinheit und Farbe (weiß, gelblich, bläulich, rötlich) sortiert, in Papier eingewickelt und in feuersicheren Schränken aufbewahrt. In diesen kleinen, Sodastückchen ähnlichen Steinen würde das ungeübte Auge wohl schwerlich den schönsten aller Edelsteine erkennen, und um erst deren Wert bestimmen zu können, ist eine langjährige Uebung erforderlich, denn außer Größe und Gewicht kommen noch verschiedene Eigenschaften und oft auch Fehler in Betracht, so daß der Preis für ein Karat = 205 Milligramm zwischen 6 Mark und 800 Mark schwanken kann.

Die rohen Diamanten erhalten die gewünschte Form in den Schleifereien, wo sie, wenn erforderlich, zuerst gespalten werden. Der Diamantkrystall besitzt eine Spaltbarkeit nach seinen acht Oktaëderflächen, und um ihn zu „klieven" (spalten), wird er mit einer Mischung von Kolophonium und Mastix mit sehr feinem Sande in einer Metallhülse mit hölzernem Griff (Kittstock) eingekittet und mit ebenso befestigten, scharfkantigen Diamantstücken so lange gerieben, bis eine Rinne entsteht; alsdann wird



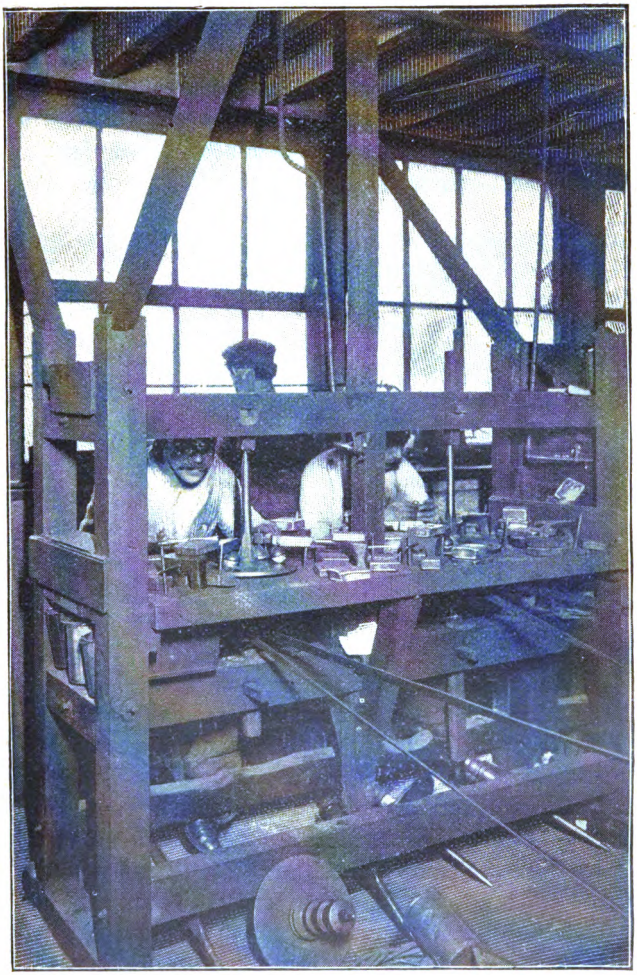
Das Spalten und „Grauen“ der Diamanten.

in diese ein Meißel eingesetzt und durch einen Hammerschlag auf dessen Rücken der Stein gespalten. Bei sehr kostbaren Exemplaren wird diese Arbeit durch das weit mühsamere, aber dafür sicherere Absägen mittels eines mit Diamantpulver bestrichenen Metalldrahtes ersetzt.

Die zweite Arbeit, das „Grauen" oder Graumachen, besteht darin, daß zwei in Kittstöcken befestigte Diamanten langsam, aber kräftig aneinander gerieben werden, bis sie annähernd die schließlich zu erzeugende Form haben. Das hierbei abfallende Pulver wird von der Schneidebüchse aufgenommen und zur Bearbeitung anderer Steine verwendet. Die so vorbereiteten Steine erhalten schließlich den eigentlichen Schliff und die Politur der Facetten auf eisernen, durch Dampfkraft getriebenen Schleifscheiben, welche beständig mit Diamantpulver und Olivenöl bestrichen werden und in der Minute 2500 Umdrehungen machen.

Der zu schleifende Diamant, sagt P. Groth, wird mittels eines Lotmetalls in der halbkugelförmigen Höhlung eines Griffels befestigt, welcher in eine Art Zange so eingespannt wird, daß man ihm verschiedene Stellungen zu geben im stande ist. Diesem Griffel wird nun eine bestimmte Richtung erteilt und durch ein belastendes Gewicht der an seinem Ende befindliche Stein gegen die kreisende Scheibe gedrückt; ist hierdurch in der betreffenden Richtung eine Facette von der erforderlichen Größe hervorgebracht worden, so giebt man dem Griffel eine andere Stellung und schleift eine benachbarte Facette und so fort, bis das aus dem Metall herausragende Ende des Steines seine Facetten erhalten hat. Alsdann wird das Lot erwärmt, der Diamant in einer anderen Stellung darin festgekittet und so fortgefahren, bis der Schliff auf allen Seiten vollendet ist.

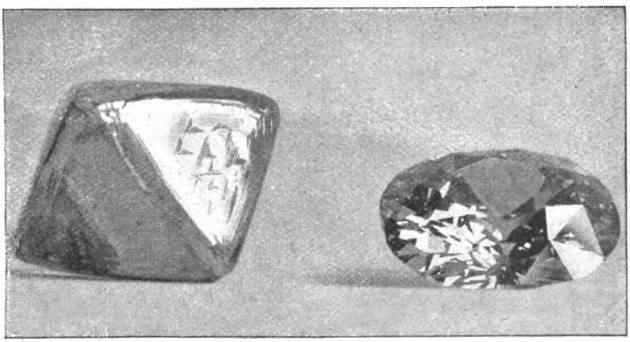
Infolge der modernen Betriebsverbesserungen erfordert



Das Schleifen und Polieren der Diamanten.

das Schleifen jetzt viel weniger Zeit als früher. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts brauchte man, um den „Regent" zu schleifen, zwei Jahre; jetzt ließe sich dieselbe Arbeit in weniger als zwei Monaten verrichten.

Das Spalten, Grauen und Schleifen hat notwendigerweise eine bedeutende, zwischen 30 und 55 Prozent schwankende Gewichtsverminderung des Steines zur Folge. Ein

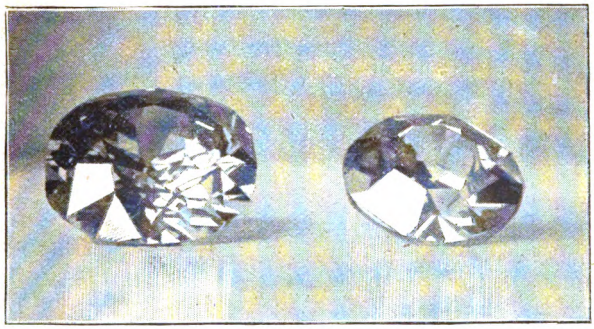


Roher Diamant. (Gewicht 251¼ Karat.) Derselbe als Brillant geschliffen. (115½ Karat.)
Natürliche Größe.

geschliffener Diamant setzt also ein etwa doppelt so schweres Rohmaterial voraus, und wenn man zu den beträchtlichen Schliffkosten noch die Zinsen und Kommissionsgebühren rechnet, so läßt sich leicht ersehen, daß der Preis des Rohmaterials dem Gewichte nach höchstens ein Viertel von dem der geschliffenen Ware betragen kann. Daß indessen bei der Preisbestimmung nicht das Gewicht allein, sondern die Gesamtheit der Eigenschaften eines Steines maßgebend ist, veranschaulicht unser Bild auf S. 107, welches links einen orangefarbigen geschliffenen Diamanten von 100 Karat im Werte von 80,000 Mark darstellt, während der blauweiße, nur zur Hälfte geschliffene

bei einem Gewichte von nur 50 Karat einen Wert von 200,000 Mark besitzt.

Nachdem der prächtige Glanz und das wundervolle Farbenspiel des Diamanten durch Schliff und Politur zur richtigen Geltung gelangt sind, wandert derselbe zum Edelsteinfasser, dessen Bestreben dahin geht, durch zweckentsprechende Anordnung und Anwendung geeigneter Mittel



Orangefarbiger geschliffener Diamant. (Gewicht: 100 Karat. Wert: 80,000 Mark.)

Blauweisser, teilweise polierter Diamant. (Gewicht: 50 Karat. Wert: 200,000 Mark.)

die Vorzüge desselben zur größtmöglichen Wirkung zu bringen. Da diese schwierige Arbeit außer dem nötigen Geschmack und Verständnis auch eine jahrelange Uebung erfordert, so hat in den größeren Geschäften jeder Fasser seine Spezialität, für die er sich von Jugend auf besonders ausgebildet hat. Nachdem die für einen Schmuck, zum Beispiel einen Ring, bestimmten Steine sorgfältig ausgewählt worden sind, wird zuerst der Goldring zweckentsprechend geformt, ziseliert und poliert, worauf ihn der Diamantfasser erhält, aus dessen Händen er schließlich als kostbarer Brillantring hervorgeht. In ähnlicher Weise

Edelsteinfasser bei der Arbeit.

werden von Juwelierspezialisten auch sonstige Diamantschmucksachen hergestellt, die dazu bestimmt sind, durch ihren funkelnden Strahlenglanz den Reiz weiblicher Schönheit zu erhöhen oder sogar, wie es dem „Könige der Edelsteine" gebührt, Scepter und Kronen zu zieren, denn, wie Goethe sagt:

„Ein leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht
Die Schönheit wie die Majestät."

Den Nimbus der Unbezwinglichkeit, der den Diamanten im Altertum umgab, hat ihm die moderne Wissenschaft übrigens geraubt: sie hat nachgewiesen, daß er aus reinem Kohlenstoff besteht und als solcher in sehr großer Hitze unter Luftabschluß in Graphit verwandelt und unter Luftzutritt sogar vollständig verbrannt werden kann. Sie hat seine krystallographischen und optischen Eigenschaften erforscht, und es ist ihr auch gelungen, ihn in ganz kleinen Mengen künstlich herzustellen; ein Rätsel jedoch ist noch nicht gelöst, nämlich das der natürlichen Entstehung dieses härtesten aller Körper.

Infolge seiner unübertroffenen Härte findet der Diamant auch in technischer Beziehung mannigfache Verwendung. So benutzt man ihn zum Schneiden des Glases, zum Gravieren feiner Schrift in der Lithographie, zum Einschneiden der feinsten Linien in der Stahl- und Kupferstecherei, zum Abdrehen von harten Metallgegenständen und zum Besetzen von Steinschneidescheiben und Gesteinsbohrern. Die größten Tunnels in den härtesten Felsarten werden mit Diamanten gebohrt, so daß wir also in diesem Edelstein ein unschätzbares Mittel besitzen, nicht nur um ihn selbst zu bezwingen, sondern auch um das mächtige Urgebirge zu durchdringen, dem er entstammt, und auf diese Weise die den Weltverkehr hemmenden Hindernisse zu bewältigen.

Miss Ada Robin.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

1.

Das Zimmerchen iſt reizend — ganz nach meinem Geſchmack! Und ich geſtehe Ihnen offen, daß ich es behalten würde, auch wenn Sie den doppelten Preis dafür gefordert hätten. Iſt es Ihnen recht, wenn ich heute noch einziehe?"

Die verwitwete Frau Profeſſor Boretius und ihre Tochter Helene hatten ſeit einer Viertelſtunde mit beſtändig wachſendem Erſtaunen dem Gebaren der fremden jungen Dame zugeſehen, die ſich auf ihr Zeitungsinſerat, daß ſie ein möbliertes Zimmer zu vermieten hätten, als die einzige Reflektantin gemeldet hatte. Als Fräulein Helene ihr die Thür geöffnet und den Zweck ihres Kommens erfahren hatte, war ſie feſt überzeugt geweſen, daß die Unbekannte beim Anblick des überaus beſcheidenen, nach einem ziemlich lichtarmen Hofe hinaus gelegenen Stübchens ſogleich wieder umkehren würde. Denn ſie ſah nicht aus wie jemand, der gewöhnt iſt, in ſo dürftiger Umgebung zu leben. Nicht ſo ſehr ihre bei aller Eleganz im Grunde doch einfache Kleidung, als vielmehr eine gewiſſe unbeſchreibliche und doch unverkennbare Vornehmheit in ihrer

Haltung, ihren Bewegungen, ihrem ganzen Auftreten hatten in Fräulein Helene die Vorstellung erweckt, daß sie es da mit einer Dame aus der allerbesten Gesellschaft zu thun haben müsse. Die Fremde war gewiß noch nicht mehr als einundzwanzig Jahre alt. Ihre hohe, biegsame Gestalt war von tadellosem Ebenmaß der Formen, und ihr feines Gesicht, belebt durch ein Paar sprühende Augen und ein in jeder Sekunde wechselndes Mienenspiel, erschien den beiden Frauen anmutiger, als sie je zuvor eines gesehen. Sie sprach das Deutsche sehr korrekt und geläufig, doch mit einem Tonfall, der schon beim ersten Wort die Ausländerin erkennen ließ.

Und unter den vielen Dingen, die sie in ihrer lebhaften Weise während dieser kurzen Viertelstunde bereits vorgebracht, war denn auch die Mitteilung gewesen, daß sie Amerikanerin sei und sich halb ihres Vergnügens und halb ihrer künstlerischen Ausbildung wegen vorübergehend in Deutschland aufhalte. Welcher Art die von ihr gepflegte Kunst sei, hatte sie freilich nicht gesagt, aber der silberhelle Klang ihrer Stimme und namentlich ihr häufiges, bestrickend melodisches Lachen hatten die Frau Professor auf die Vermutung gebracht, daß es die Kunst des Gesanges sein müsse.

Schon als sie von der Schwelle aus ihre glänzenden Augen mit raschem Blick über das kleine Gemach hatte hinfliegen lassen, war sie zur aufrichtigen Ueberraschung der beiden Damen ganz entzückt gewesen von der — wie sie sagte — so anheimelnden und gemütlichen Einrichtung, von dem verkümmerten, halb abgestorbenen Kastanienbaum unten im Hofe, der ängstlich seine letzten welken Blätter festzuhalten schien, ja selbst von den Blumentöpfen am Fenster und von dem zwitschernden Kanarienvogel neben dem Ofen.

„Das, gerade das ist es, was ich mir gewünscht habe,

und was keine dieser sogenannten vornehmen Pensionen mir zu bieten vermochte," hatte sie ein Mal über das andere versichert. Und dann hatte sie begonnen, das Zimmer einer genauen Musterung zu unterziehen, indem sie von einem Möbel zum anderen eilte, die Familienbilder an den Wänden ebenso aufmerksam betrachtend wie die Titel auf den Bücherrücken in der als ein Heiligtum gehüteten kleinen Bibliothek des verstorbenen Professors und die zierlichen Handarbeiten, die der Kunstfertigkeit Helenens ihre Entstehung verdankten. Ueberall fand sie etwas zu loben, und selbst an den unscheinbarsten Dingen entdeckte sie Vorzüge, die bisher sogar ihren Besitzern nicht zum Bewußtsein gekommen waren.

Die Frau Professor, eine sanft und etwas vergrämt aussehende Matrone von fünfzig Jahren, hatte nur zögernd und beklommen den Mietpreis des Zimmers genannt, für das sich bisher kein Liebhaber hatte finden wollen, obgleich es das beste der Wohnung war, und obgleich man in Wahrheit alles gethan hatte, es nett und behaglich zu machen. Nun wechselten Mutter und Tochter einen Blick freudigsten Erstaunens, da die liebenswürdige Fremde nicht nur keine Einwendungen erhob, sondern sogar ganz offen ihrer Verwunderung über die Bescheidenheit des verlangten Preises Ausdruck gab.

„Gewiß können Sie noch heute einziehen, mein Fräulein," erklärte Frau Boretius zuvorkommend. „Sie sehen, es ist alles zu Ihrer Aufnahme bereit."

„Nun wohl, so werde ich unverzüglich meine Sachen aus dem Hotel hierher bringen lassen. — Aber noch eine Frage! Ich habe sehr viel freie Zeit und bin hier ganz fremd. Da es mir jedoch geradezu ein Lebensbedürfnis ist, immer jemand um mich zu haben, mit dem ich plaudern kann, so müssen Sie mir nicht nur einen Platz in Ihrer Wohnung, sondern auch ein Plätzchen an Ihrem

Tische einräumen. Werden Sie dazu bereit sein, meine Damen? — Ein Plätzchen in Ihren Herzen werde ich mir dann schon selbst zu erobern wissen."

Es wäre ganz unmöglich gewesen, diesem allerliebsten, graziösen Geschöpf etwas abzuschlagen. Die alte Dame gab zwar der Befürchtung Ausdruck, daß ihre bescheidene Lebensweise den Ansprüchen einer verwöhnten jungen Dame schwerlich genügen werde; die Amerikanerin aber erklärte lachend, man könne es ja immerhin auf einen Versuch ankommen lassen, und so war man in kürzester Zeit über alle für das neue Verhältnis in Betracht kommenden Dinge einig geworden.

„In einer Stunde bin ich wieder da," sagte die Fremde, die sich inzwischen als Ada Robin aus St. Louis vorgestellt hatte. „Und nun, da der Vertrag abgeschlossen ist, darf ich Ihnen ja auch sagen, daß ich das Zimmer, wie reizend es immer sein mag, keinenfalls genommen hätte, wenn mir nicht Ihr Gesicht, verehrte Frau, ebenso wie das Ihrer Tochter von vornherein so sympathisch gewesen wäre. Ich bin nun einmal gewöhnt, der Stimme meines Herzens ohne viel Zaudern und Ueberlegen zu folgen, und sie hat mich bisher noch niemals schlecht beraten. Wir werden bald gute Freunde sein, dessen bin ich ganz gewiß."

Sie reichte beiden die Hand und ging.

Helene, die während der letzten zehn Minuten kaum noch ein Wort gesprochen, sondern immer nur voll aufrichtiger Bewunderung auf die schöne Fremde geblickt hatte, wandte sich jetzt an ihre Mutter. „Welch ein herrliches Geschöpf! Gebe der Himmel, daß es ihr in unseren beschränkten Verhältnissen gefällt, und daß wir sie nicht gar zu bald wieder verlieren! Mir ist, als wäre es hier dunkler geworden, seitdem sie fort ist."

„Ja, in ihrem Aussehen und in ihrem Wesen ist etwas, das ihr die Herzen der Menschen im Fluge gewinnen

muß," stimmte die Mutter bei. „Aber wenn sie, wie ich glaube, ein vom Glück verwöhntes Wesen ist, so bedeutet die Zuneigung, die sie uns entgegenzubringen scheint, vielleicht nicht mehr als eine flüchtige Laune, die ebenso schnell vergeht, als sie entstanden ist. Die Erfahrungen meines Lebens haben mich einigermaßen mißtrauisch gemacht, wenn es sich um eine scheinbar günstige Wendung unseres Schicksals handelt."

Helene senkte den Kopf und schwieg. Still ging sie den durch Miß Robins Besuch unterbrochenen häuslichen Verrichtungen nach, in die sie sich mit einer alten, halb tauben Aufwärterin teilte. Auch sie war noch jung, wenn auch vielleicht um vier oder fünf Jahre älter als die Amerikanerin. Aber sie hatte in ihrem Aeußeren nichts von den blendenden und bestechenden Vorzügen der neuen Hausgenossin. Wenigstens nicht auf den ersten Blick. Ein aufmerksamerer Beobachter würde ihr schmales, sanftes Gesichtchen indes vielleicht doch recht anmutig gefunden haben, zumal wenn er Phantasie genug besessen hätte, sich ein paar schmerzliche Linien an den Mundwinkeln hinwegzudenken. Auch die mittelgroße, zierliche Gestalt, die jetzt in dem einfachen und offenbar von wenig geübten Händen angefertigten Hauskleide unbedeutend und unscheinbar wirkte, wäre vielleicht ganz anders zur Geltung gekommen, wenn die Aufgabe, ihre Reize in das rechte Licht zu setzen, der geschickten Schneiderin der Amerikanerin zugeteilt worden wäre. Gegenwärtig aber hätte Helene Boretius in einem Schönheitswettbewerb mit Miß Ada sicherlich schlecht bestanden, und das bewundernde Staunen, in das jene andere sie versetzt hatte, bewies am besten, wie wenig sie selbst daran dachte, sich auch nur entfernt mit ihr zu vergleichen.

Die verabredete Stunde war noch nicht um, als die neue Mieterin mit ihrem Gepäck zurückkehrte. Wenn schon

ihre Erscheinung die günstigste Meinung von ihren Vermögensverhältnissen hatte erwecken müssen, so beseitigte die Beschaffenheit des Gepäcks jedenfalls auch den letzten Zweifel an ihrer beneidenswert glücklichen Lebenslage. Nicht weniger als drei große, funkelnagelneue Koffer mit blitzenden Messingbeschlägen waren es, die über die engen Treppen zur Wohnung der Professorin hinaufgetragen wurden, und da Miß Ada, die augenscheinlich ein Bedürfnis fühlte, sich sogleich häuslich einzurichten, die zaghaft angebotene Hilfe Helenens beim Auspacken nicht zurückwies, so konnte das junge Mädchen sich mit eigenen Augen davon überzeugen, wie kostbar und prächtig der Inhalt dieser drei Koffer war.

Sie, die in einer kleinen Stadt als die Tochter eines vermögenslosen Gymnasiallehrers aufgewachsen war und seit der erst nach des Vaters Tode erfolgten Uebersiedelung an den großen Hafenplatz mit ihrer Mutter ganz das einsame, zurückgezogene Leben armer, alleinstehender Frauen führte, hatte bisher kaum jemals Gelegenheit gehabt, so elegante Kleider, so feine, mit Spitzen und Stickereien überreich geschmückte Leibwäsche und eine solche Unzahl der mannigfaltigsten Toilettengegenstände zu sehen, von denen sie vielfach weder Namen noch Bestimmung kannte.

Sie sprach nicht viel, während sie der Amerikanerin bei der Unterbringung dieser Schätze behilflich war; aber es bedurfte dessen auch nicht, denn Miß Ada hatte ohne Zweifel nur die Wahrheit gesprochen, als sie sagte, daß es ihr ein Lebensbedürfnis sei, mit irgend jemand zu plaudern. Voll sprühender, wirbelnder Lebhaftigkeit schwatzte sie während des Auspackens von tausend verschiedenen Dingen, oft ganz unvermittelt von einem Gegenstand zu dem anderen springend, aber immer anmutig, heiter und bezaubernd liebenswürdig. Daß Helene ihr nur schüchterne und einsilbige Antworten gab, schien sie nicht zu bemerken oder doch nicht unangenehm zu empfinden; war ja

auch der Ausdruck des sanften, blassen Gesichts Beweis genug dafür, daß diese Schweigsamkeit lediglich Befangenheit, nicht aber Mangel an Aufmerksamkeit und Interesse sei.

Als zwei der Riesenkoffer ihres Inhaltes bis auf den Boden entleert worden waren, reckte die Amerikanerin ihre geschmeidige Gestalt in allen Gelenken und sagte mit einem drolligen Seufzer: „Ach, wie anstrengend das ist! Hoffentlich brauche ich mich der abscheulichen Arbeit nicht so bald wieder zu unterziehen. Soweit es auf mich ankommt, werde ich diesen reizenden Zufluchtsort vor meiner Rückkehr nach Amerika gewiß nicht mehr verlassen."

„Und wir werden alles thun, was in unseren Kräften steht, ihn für Sie angenehm und behaglich zu machen," wagte Helene schüchtern zu erwidern.

Ada, die sich in das altmodische Sofa geworfen hatte, erfaßte ihre beiden Hände und zog sie neben sich auf das verschlissene Polster nieder. „Werden Sie das wirklich? Ah, das ist hübsch von Ihnen! Und wir werden Freundinnen sein — nicht wahr?"

„Sie sind sehr gütig gegen mich, Fräulein Robin; aber Sie kennen mich noch so wenig, und ich fürchte, daß ich Ihnen nichts bieten kann, was meine Freundschaft für Sie wertvoll und begehrenswert zu machen vermöchte."

„Das zu entscheiden, lassen Sie nur einzig meine Sache sein," lachte die Amerikanerin. „Aber ich weiß bis jetzt nicht einmal, wie ich Sie anreden soll. Ich heiße für Sie natürlich nur noch Ada, von Ihnen aber kenne ich bisher nur den Familiennamen, der mir viel zu steif und umständlich ist. Ich will Sie so nennen, wie Sie von Ihrer Mutter genannt werden und von Ihrem Herzallerliebsten, den Sie doch sicherlich haben."

Das zarte Antlitz der anderen war plötzlich wie mit Blut übergossen. „Ich heiße Helene," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, „aber —"

„Helene — ein wunderhübscher Name," rief Ada, ohne das Ende des Satzes abzuwarten. „Man hätte einem so sanften Wesen wirklich keinen besseren geben können. Aber wie rot Sie geworden sind, lieber Schatz! Und wie reizend es Ihnen steht! Wahrhaftig, Sie müßten immer so rosige Wangen haben. — Uebrigens hat meine scherzhafte Bemerkung Sie doch hoffentlich nicht gekränkt?"

Helene schüttelte den Kopf. „Nein, gewiß nicht," versicherte sie. „Es ist ja auch jetzt kein Geheimnis mehr, daß ich verlobt bin."

„Schade! Denn wenn es ein Geheimnis wäre, würde ich mich Ihnen sofort als Vertraute aufgedrängt haben. — Sie werden also bald heiraten und uns verlassen?"

„O, das liegt wohl noch in einiger Ferne; vor Ablauf eines Jahres wird es sicherlich nicht geschehen."

Ada wollte antworten, doch da wurde an die Thür geklopft, und Frau Boretius fragte, ob Fräulein Robin schon heute an dem bescheidenen Mittagsmahl teilnehmen wolle. Die Amerikanerin stimmte bereitwillig zu und erklärte in ihrer lebhaften Weise, die so ganz das Gepräge der lautersten Aufrichtigkeit trug, sie freue sich wie ein Kind, endlich einmal wieder an einem gemütlichen Familientische zu sitzen, statt an der steifen, tödlich langweiligen Wirtstafel.

Selbst bei dem stärksten Mißtrauen wäre es unmöglich gewesen, dies alles nur für artige Schauspielerei zu halten, und auch die Professorswitwe öffnete dem liebenswürdigen neuen Hausgenossen angelweit alle Pforten ihres Herzens, als sie sich während des Essens überzeugen durfte, wie anspruchslos, einfach und natürlich diese durch den glücklichsten Zufall unter ihr Dach geführte Amerikanerin war. Ohne jeden Anflug von Prahlerei, nur wie etwas ganz Belangloses und Nebensächliches hatte Ada im Laufe der Unterhaltung erwähnt, daß ihre Vermögensumstände und

ihre Familienverhältniſſe ihr erlaubten, ganz nach Neigung und Laune zu leben. Sie hatte hinzugefügt, daß ſie ſich ſchon ſeit einigen Monaten in Deutſchland aufhalte, aber weder an Berlin noch an Dresden rechtes Gefallen habe finden können, und daß ſie nun hierher gekommen ſei, weil man ihr eine in dieſer Stadt lebende Geſanglehrerin als beſonders tüchtig gerühmt habe.

Die Vermutung der Frau Profeſſor war alſo zutreffend geweſen, und als ſie der Hoffnung Ausdruck gab, Fräulein Robin bald einmal ſingen zu hören, erwiderte Ada mit lächelnder Bereitwilligkeit: „Natürlich, ſobald Sie wollen. Meinetwegen noch heute abend. Denn ich ſinge am liebſten des Abends, wo ich meiſt poetiſcher geſtimmt bin als am Tage.“

Wie hätte man ſich bei ſo viel Liebenswürdigkeit zurückhaltend und verſchloſſen zeigen können, als Ada nun ihrerſeits zu fragen begann und ganz unbefangen ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß eine ſo vornehme Dame, die Witwe eines ohne Zweifel ſehr gelehrten und verdienſtvollen Mannes, genötigt ſei, um des Broterwerbs willen Zimmer zu vermieten. Frau Boretius ſeufzte ein wenig und legte ihr verhärmtes Geſicht in noch ſchmerzlichere Falten, wie immer, wenn ſie veranlaßt wurde, von der Vergangenheit zu ſprechen. Die Beredſamkeit aber, mit der ſie nun dieſe Vergangenheit mit all ihren traurigen Fügungen und Zufällen ſchilderte, mußte doch den Verdacht nahe legen, daß es ihr einiges Vergnügen bereite, eine neue, willige Zuhörerin für das wahrſcheinlich ſchon ſehr oft geſungene Klagelied gefunden zu haben.

Was ſie erzählte, war eine im Grunde recht alltägliche Geſchichte, die Geſchichte von dem armen Philologen, der nach langem Brautſtand die Erwählte ſeines Herzens heimführt, um im engſten Kreiſe ſein ſtilles, ſorgenreiches und freudenarmes Daſein weiterzuſpinnen, bis ihn eines

Tages der Tod vom Katheder herabholt, und Frau und Tochter sich für ihren Lebensunterhalt auf die Witwenpension angewiesen sehen, die eben hinreicht, um die allerdringendsten Bedürfnisse kümmerlich zu befriedigen.

„Ersparnisse hatten wir nicht machen können," seufzte die Witwe, „denn sobald es uns einmal gelungen war, ein paar hundert Mark auf die Seite zu bringen, kam eine Krankheit oder irgend ein anderes Unglück, wobei sie wieder aufgingen. Wenn wir nun nicht hungern wollen, bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als uns mit Zimmervermieten einen kleinen Nebenerwerb zu schaffen."

„Aber warum hat Helene nicht irgend einen Beruf ergriffen?" fragte die Amerikanerin. „Es stehen den Frauen doch heutzutage so viele Arbeitsgebiete offen."

Helene blickte verlegen auf ihren Teller nieder und schwieg.

Die Mutter begann endlich entschlossen: „Wozu sollen wir da lange Versteckens spielen? Sie würden ja doch sehr bald erfahren, wie die Dinge liegen. Gewiß hätte meine Tochter irgend eine praktische Thätigkeit erlernen oder eine Stellung annehmen können, wenn nicht die Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung ihres Verlobten es ihr verboten hätte. Von allem Unglück, mit dem der Himmel uns heimgesucht hat, ist eben diese Verlobung vielleicht das allergrößte."

„Liebe Mutter!" bat das junge Mädchen leise, und zwei große Thränen zitterten an ihren gesenkten Wimpern.

Frau Boretius schien denn auch das allzu harte Wort zu bereuen, da sie in wesentlich milderem Tone fortfuhr: „Nun ja, ich habe mich ja darein gefunden, und es sieht, Gott sei Dank, endlich so aus, als ob sich alles zum guten wenden würde. Aber Sie werden mir zugeben, Fräulein Robin, daß es eine schwere Prüfung für mich war, mit ansehen zu müssen, wie meine Tochter eine

ganze Anzahl sehr vorteilhafter und in jeder Hinsicht annehmbarer Anträge ausschlug, nur um an einem Manne festzuhalten, von dem man nicht einmal wissen konnte, ob er jemals im stande sein würde, sie zum Altar zu führen."

„Eine romantische Liebe also!" rief Ada fröhlich. „Ah, das ist reizend! Als ich den schmerzlichen Zug in ihrem Gesichtchen sah, dachte ich's mir gleich, daß etwas Derartiges ihn verschuldet habe. Sie müssen mir alles anvertrauen, ich habe eine wahre Leidenschaft für solche kleinen Romane."

Und obwohl Helene ihrer Mutter einen flehenden Blick zuwarf, ließ diese sich doch nicht abhalten, bereitwillig den Wunsch der neuen Hausgenossin zu erfüllen. Sie erzählte, daß ihre Tochter vor etwa sechs Jahren auf einem Balle die Bekanntschaft eines jungen Offiziers gemacht habe, der sogleich ein sehr lebhaftes Interesse für sie an den Tag legte. Er hieß Bruno v. Salbern und stand als Leutnant bei dem Regiment, das in dem Wohnorte des Professors lag. Es war ihm gelungen, Helene ohne Vorwissen ihrer Eltern öfter zu sehen, und als der Professor eines Tages die Heimlichkeiten seines Töchterchens entdeckte, war das Herzensverhältnis bereits so weit gediehen, daß Helene auf die Vorhaltungen ihrer Eltern mit aller Bestimmtheit erklärte, niemals von dem Manne ihrer Liebe zu lassen. Und noch an demselben Tage erschien der junge Offizier, um für sein Verhalten die Verzeihung des Professors zu erbitten und zu versichern, daß es sein fester Entschluß sei, Helene zu seiner Gattin zu machen. Aber die Verhältnisse verböten ihm freilich, es schon in nächster Zukunft zu thun oder auch nur das Verlöbnis sogleich öffentlich bekannt zu machen. Er sei ohne Vermögen, und seine Mutter, die Witwe eines im Kriege gefallenen Majors, befinde sich nicht in der Lage, die für die Heiratserlaubnis

erforderliche Kaution zu stellen. Zwar wäre er für seine eigene Person mit Freuden bereit, um seiner Liebe willen den Militärdienst zu verlassen und sich einem bürgerlichen Berufe zuzuwenden, der ihm früher als die soldatische Laufbahn gestatten würde, sich einen eigenen Herd zu errichten; aber er würde durch einen solchen Schritt seiner seit Jahren sehr kränklichen Mutter einen schweren, vielleicht tödlichen Kummer bereiten, und er fühle sich deshalb verpflichtet, seiner Kindespflicht vorläufig noch das Opfer seines Glückes zu bringen.

Natürlich waren diese Erklärungen nicht danach angethan gewesen, die Familie Boretius sonderlich zu erfreuen; der Professor hatte dem Liebesverhältnis rundweg seine Zustimmung verweigert und dem Leutnant v. Saldern jeglichen weiteren Verkehr mit seiner Tochter untersagt. Die Liebenden hatten sich scheinbar dem väterlichen Machtgebot gefügt, und erst als Helene mehrere Bewerbungen um ihre Hand trotz des lebhaftesten elterlichen Zuredens ausschlug, war man innegeworden, daß die alte Neigung mit unverminderter Stärke in ihrem Herzen weiterlebte.

Dann war der Professor gestorben, und Saldern, der inzwischen zum Oberleutnant aufgerückt war, hatte sich der in ihrem ersten Schmerz ganz rat- und fassungslosen Witwe während jener schweren Wochen und Monate in so ritterlicher und taktvoller Weise zur Verfügung gestellt, daß sie es nicht über sich gewonnen hatte, seine Dienste zurückzuweisen, und daß schon damals etwas wie ein heimliches Verlöbnis erfolgt war. Aber die Aussichten für die baldige Vereinigung des jungen Paares hatten sich inzwischen nicht gebessert, und Saldern war zu ehrenhaft und aufrichtig gewesen, um die beiden Frauen darüber zu täuschen, daß die Einwilligung seiner Mutter zu der Heirat mit dem unbemittelten, bürgerlichen Mädchen

schwerlich anders als nach langem Kampfe zu erreichen sein würde. Frau Boretius hatte unter solchen Umständen ihre Nachgiebigkeit bald bereut und Helene auf jede nur erdenkliche Weise zu einer Lösung des Verhältnisses zu bewegen gesucht, um so mehr, als sich wieder ein wohlhabender und angesehener Mann in unzweideutigster Weise um die Gunst des jungen Mädchens bewarb. Alle Bemühungen aber waren an der unerschütterlichen Standhaftigkeit gescheitert, mit der Helene an ihrer Liebe festhielt.

Jene bitteren Jahre des unaufhörlichen Kampfes mochten es gewesen sein, die den leidvollen Zug in ihr Antlitz eingezeichnet und ihren jugendlichen Frohsinn in das jetzige stille und gedrückte Wesen verwandelt hatten.

Der vor etwa anderthalb Jahren erfolgte Tod der Frau v. Saldern hatte dann abermals eine entscheidende Wendung herbeigeführt. Bruno v. Saldern, durch keine Rücksicht kindlicher Pietät mehr gebunden, hatte unverzüglich seinen Abschied genommen und war auf die warme Empfehlung seiner Vorgesetzten hin in den Polizeidienst der großen Hafenstadt übergetreten, wo ihm nach zweijähriger Probezeit auf einem allerdings sehr schwierigen und verantwortlichen Posten feste, lebenslängliche Anstellung mit auskömmlichem Gehalt in sicherer Aussicht stand. Nun erst hatte Frau Boretius ihren Widerstand aufgegeben und sich auf Salderns dringende Bitte sogar bereit gefunden, mit ihrer Tochter ebenfalls nach der Hafenstadt überzusiedeln. Nur eine kleine Anzahl von Monaten noch trennte Helene von der Erfüllung ihrer seit sechs langen Jahren gehegten sehnlichen Wünsche; denn es war vereinbart worden, daß die Hochzeit unverzüglich erfolgen sollte, sobald Saldern seine Anstellung erhalten, was nächstens erfolgen mußte.

Ada Robin hatte die lange und weitschweifige Erzäh-

lung der Witwe, die von Helene nicht ein einziges Mal unterbrochen worden war, mit liebenswürdigster Aufmerksamkeit angehört.

„Das ist wirklich eine rührende Geschichte," sagte sie dann, „eine von denen, die sich nur zwischen deutschen Liebesleuten abspielen können. Drüben in Amerika pflegt man sich sein Glück doch etwas resoluter zu erkämpfen. Aber weshalb, liebste Helene, da nun doch alle Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, weshalb lassen Sie noch immer so schwermütig das Köpfchen hängen? Das ist durchaus nicht die Miene einer glücklichen Braut, und ich meine, Ihr Verlobter hätte eigentlich einigen Anspruch darauf, daß Sie ihm hellere Augen und rosigere Wangen zeigen."

„Ich kann mich doch nicht anders machen, als ich bin," erwiderte das junge Mädchen leise und wie beschämt, „Bruno glaubt mir wohl auch ohne das, wie ich ihn liebe und wie glücklich ich in dieser Liebe bin."

„Gewiß, er muß es Ihnen wohl glauben, nachdem Sie ihm so aufopfernde Treue bewahrt haben. Aber am Ende sind Sie während Ihres langen Brautstandes doch nicht jünger geworden, und es ist niemals gut, den Mann, den man liebt, an die Vergänglichkeit weiblicher Jugend und Schönheit zu erinnern. Nicht um eine Ehrenpflicht zu erfüllen, soll er Sie doch heiraten, sondern weil Ihr Besitz ihm noch immer als ein begehrenswertes Glück erscheint. Und deshalb, wenn ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben darf, müssen Sie sich Ihr hübsches Gesichtchen nicht durch diesen vergrämten Ausdruck, Ihre allerliebste Gestalt nicht durch eine so schrecklich plumpe Kleidung verderben. Geben Sie nur acht, was für ein reizendes Geschöpf ich aus Ihnen machen werde, wenn Sie mich gewähren lassen und sich gehorsam meinen Wünschen fügen."

Helene stand auf, und während sie die Amerikanerin mit einem großen und klaren Blick ansah, sagte sie kopfschüttelnd: „Nein, Fräulein Robin, ich werde mich niemals solcher Künste bedienen, um mich meinem Verlobten in einem vorteilhafteren Lichte zu zeigen. Ich würde mich damit an mir selbst wie an ihm zu versündigen glauben. Aber ich fühle, wie gut Sie es mit mir meinen, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre freundliche Absicht. Seien Sie versichert, daß ich das unverdiente Geschenk Ihrer Freundschaft nach seinem ganzen Werte zu würdigen weiß."

Die Miene der Mutter zeigte deutlich, wie wenig sie die Erwiderung ihrer Tochter billigte, und wie lebhaft ihre Befürchtung war, daß Fräulein Robin sich durch die unumwundene Zurückweisung ihres liebenswürdigen Anerbietens beleidigt fühlen könnte. Vielleicht sogar hatte sie ein tadelndes Wort auf den Lippen, aber die Amerikanerin ließ sie nicht dazu kommen, es auszusprechen. Mit ihrem bezaubernden, silberhellen Lachen war sie aufgesprungen, hatte den Arm um Helene geschlungen und das junge Mädchen, das ersichtlich kaum wußte, wie ihr geschah, stürmisch auf beide Wangen geküßt.

„Wahrhaftig, das deutsche Gretchen, ganz so, wie es die Dichter besingen!" rief sie fröhlich aus. „Nun, ich will gewiß nicht die böse Verführerin spielen. Wer weiß, ob Sie nicht noch mehr meine Lehrmeisterin werden, als ich die Ihre!"

Frau Boretius war entzückt, und auch Helene blickte in ihrer Verwirrung dankbar zu der schönen Fremden auf. Diese aber machte der kleinen gefühlvollen Scene nun rasch ein Ende, indem sie nach einem Blick auf ihre kostbare Taschenuhr erklärte, sie habe noch einige Besorgungen zu machen, werde aber zum Abendessen wieder zurück sein und dann auch ihr vorhin gegebenes Versprechen einlösen.

„Uebrigens," rief sie, schon auf der Schwelle ihres Zimmers stehend, noch einmal zurück, „werde ich nicht auch einmal das Vergnügen haben, Ihren Verlobten kennen zu lernen, liebe Helene? Nachdem Sie mich in Ihren Herzensroman eingeweiht haben, möchte ich den Helden desselben doch gern einmal von Angesicht zu Angesicht sehen."

Die Mutter war es, die statt ihrer Tochter antwortete: „Wir erwarten ihn heute abend, denn es ist sein dienstfreier Tag."

„Nun, dann werde ich um so sicherer kommen," gab die Amerikanerin schelmisch zurück, und nachdem sie Helenen noch einmal mit ihrem herzbezwingenden Lächeln zugenickt hatte, zog sie die Thür hinter sich zu.

2.

Ueberrascht blieb Bruno v. Saldern auf der Schwelle stehen, als er beim Betreten des Zimmers der unbekannten weiblichen Erscheinung ansichtig wurde. Ob Ada nun zufällig oder absichtlich ihren Platz am Tische so gewählt hatte, daß das Licht der Hängelampe voll auf ihr reiches, goldschimmerndes Haar und ihr reizendes Gesicht fiel, oder nicht, jedenfalls sah sie in dieser Beleuchtung bezaubernd aus, und es war wohl begreiflich, daß der Blick des jungen Mannes auffallend lange und bewundernd an ihr hing, ehe er sich Helenen zuwandte. Diese war ihm um einige Schritte entgegengegangen, und er trat jetzt rasch auf sie zu, um einen Begrüßungskuß auf ihre Lippen zu drücken und sich dann von ihr der neuen Hausgenossin vorstellen zu lassen.

Wenn in Adas Bewunderung für die rührende Beharrlichkeit und Treue ihrer sanften Freundin vorhin doch immer ein kleiner Anflug von Ironie gewesen war, so mochte sie jetzt, nachdem sie ihren Verlobten gesehen, dar-

über wohl anderer Meinung geworden sein; denn mit einem so offenkundigen Wohlgefallen, wie es am Ende nur eine in freieren Anschauungen erzogene Amerikanerin einem fremden jungen Manne zeigen darf, ruhten ihre Augen auf der hohen Gestalt und dem trotz des kühn geschnittenen Profils und des Schnurrbarts überaus liebenswürdigen und sympathischen Gesicht des ehemaligen Offiziers. Vom ersten Moment an zeigte ihr Benehmen gegen ihn dieselbe heitere Unbefangenheit, dieselbe in ihrer natürlichen Anmut geradezu unwiderstehliche Vertraulichkeit, durch die sie sich so schnell die Herzen der beiden Frauen gewonnen hatte.

Und Bruno v. Saldern, der in seiner neuen Thätigkeit die Umgangsformen seines früheren Standes nicht abgelegt hatte, wußte auf den von ihr angeschlagenen Ton mit der Gewandtheit des schlagfertigen und geistvollen Weltmannes einzugehen. Nicht lange währte es, und die Unterhaltung wurde eigentlich nur noch zwischen den beiden geführt, während Frau Boretius mit unverhohlenem Vergnügen zuhörte, und Helene das dunkle Köpfchen immer tiefer in den Schatten zurücklegte.

Plötzlich aber schien Saldern sich zu erinnern, daß er seine Braut während der letzten halben Stunde zu sehr vernachlässigt habe, und er wandte sich in liebevollem Tone zu ihr. „Vergieb, liebes Herz, daß ich mich noch nicht einmal wegen meiner Unpünktlichkeit entschuldigt habe. Ich wollte eine Stunde früher kommen und hätte nicht auf mich warten lassen, wenn nicht im letzten Augenblick eine dienstliche Abhaltung gekommen wäre. Man fahndet von Berlin aus auf einen gefährlichen Verbrecher, der aller Voraussicht nach versuchen wird, über unseren Hafen die Neue Welt zu gewinnen. Als Vertreter des Inspektors der Hafenpolizei mußte ich sofort meine Beamten auf Grund der uns übersandten Mitteilungen unterweisen."

Helene war von dieser Erklärung offenbar vollkommen befriedigt, Ada aber zeigte die lebhafteste Wißbegierde.

„Ein gefährlicher Verbrecher, ah, das ist sehr interessant! Sie müssen uns mehr davon erzählen, Herr v. Saldern!"

„Nun, ich mache mich wohl keiner Verletzung eines Dienstgeheimnisses schuldig, wenn ich Ihnen mitteile, was teilweise bereits in allen Zeitungen gestanden hat," sagte dieser, von ihrer kindlichen Neugier sichtlich belustigt. „Es handelt sich um einen geriebenen Gauner, der durch einen schlauen Betrug ein großes Berliner Bankhaus mittels gefälschter Checks um eine Summe von zweihundertfünfzigtausend Mark geprellt hat."

In grenzenlosem Erstaunen schlug Frau Boretius die Hände zusammen. „Mein Gott, das ist ja eine Viertelmillion! Giebt es denn wirklich Menschen, denen so etwas möglich ist?"

„Jedenfalls müssen es Leute von außergewöhnlicher Schlauheit sein, wenn es ihnen gelingt," sagte Ada mit einem Ausdruck der Bewunderung, der Herrn v. Saldern abermals ein Lächeln abnötigte.

„Was nicht hindert, daß sie doch die größten Dummheiten machen," sagte er lächelnd, „wie zum Beispiel unser Checkfälscher."

„Was für eine Dummheit?" fragte Ada, deren glänzende Augen unverwandt an den Lippen des Sprechenden hingen. „Etwas, das zu seiner Ergreifung führen wird?"

„Etwas, das jedenfalls das Gelingen seiner Flucht sehr wesentlich erschwert. Er hat an dem Kassenschalter der bestohlenen Bank seine Brieftasche liegen lassen, der er die gefälschten Checks entnommen hatte."

„Ah, das ist allerdings eine beispiellose Ungeschicklichkeit! Und in dieser Brieftasche befanden sich seine Legitimationspapiere — nicht wahr?"

Der Polizeibeamte sah überrascht auf. „Wie gut Sie zu kombinieren verstehen, Fräulein Robin! Allerdings, so war es; man fand in der Brieftasche nicht nur Ausweispapiere auf den Namen, dessen sich der Verbrecher bei der Verübung des Betruges bedient hatte, sondern auch einen Paß und verschiedene andere Dokumente auf den Namen Thomas Webb, den er sich allem Anschein nach bei seiner Flucht hatte beilegen wollen. Sogar eine für Thomas Webb ausgestellte Ueberfahrtskarte nach einem südamerikanischen Hafen war bereits vorhanden. Der Gauner hatte seine Vorbereitungen also mit aller Umsicht getroffen, und es bedeutete ein nicht geringes Unglück für ihn, daß der Verlust seiner Brieftasche den ganzen, wohlangelegten Plan mit einem Schlage unausführbar machte."

Ada amüsierte sich allem Anschein nach köstlich über das Mißgeschick des Verbrechers; dann aber fügte sie hinzu: „Eigentlich sollte man ihn bemitleiden, denn es muß ein abscheuliches Gefühl sein, ein großes Unternehmen an einem so winzigen und lächerlichen Ungefähr scheitern zu sehen, nachdem alle Schwierigkeiten glücklich überwunden waren. Aber der Mann wird sich auch ohne seine Papiere zu helfen wissen. Schade, daß man wahrscheinlich niemals erfahren wird, wie er es angefangen hat."

„Oho, mein gnädiges Fräulein," protestierte Saldern, „Sie haben denn doch eine gar zu geringe Meinung von der deutschen Polizei. So viel wenigstens kann ich Ihnen verbürgen, daß dieser angebliche Mr. Webb, der übrigens einer Ihrer Landsleute zu sein scheint, von hier aus seine Reise über das Weltmeer nicht antreten wird."

„Woraus schließen Sie denn überhaupt, daß er sich gerade hierher gewendet hat?"

„Gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß er hier Verbindungen hat, die ihm vielleicht gestatten werden, sich bis zur Erlangung neuer Legitimationspapiere verborgen

zu halten. Eine sichere Fährte haben wir leider noch nicht. Die Beamten der Hafenpolizei aber sind durchweg tüchtige Leute, deren Blick durch eine lange Erfahrung geschult ist. Und da das betrogene Bankhaus überdies auf die Ergreifung des Gauners und die Herbeischaffung der gestohlenen Summe eine Belohnung von zehntausend Mark ausgesetzt hat, so brauche ich gewiß noch weniger als sonst zu fürchten, daß einer meiner Leute seine Pflicht vernachlässigen wird."

„Natürlich besitzen Sie ein genaues Signalement des Hochstaplers?"

„Gewiß, und da Sie so viel Teilnahme für ihn hegen, wird es Sie vielleicht auch interessieren, ein ungefähres Bild seiner äußeren Erscheinung zu erhalten. Da ist es!"

Er hatte seiner Brieftasche ein Blatt entnommen, von dem er die Personalbeschreibung des Verbrechers ablas, während die junge Amerikanerin in der Haltung einer aufmerksam Lauschenden, die Arme auf den Tisch gestützt und die Wange an die zusammengelegten Hände geschmiegt, dasaß.

„Alter: dreißig bis fünfunddreißig Jahre. Gestalt: groß und hager. Gesicht: scharf geschnitten und auffallend bleich. Großer brauner Vollbart und welliges, dichtes Haupthaar von derselben Farbe. Besonderes Kennzeichen: eine kleine tiefe Narbe über dem linken Auge. Sprache: gebrochenes Deutsch mit ausgeprägt englischem Accent. — Nun, was sagen Sie zu diesem Porträt Ihres Helden?"

„Ein Apoll scheint er allerdings nicht gerade zu sein," lachte Ada. „Aber bei so auffallenden äußeren Eigentümlichkeiten wird es ihm, wenn er sich wirklich hierher gewendet hat, nicht leicht werden, den Späherblicken Ihrer Polizisten zu entgehen."

Helene hatte während der ganzen Zeit nicht ein Wort gesprochen, und auch Frau Boretius schien durch das mit

so großer Ausführlichkeit behandelte Thema nachgerade gelangweilt zu werden. Sie erinnerte Fräulein Robin an das heute mittag gegebene Versprechen, und Ada stand mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit auf, um jedoch nach den ersten Schritten, die sie gegen das Klavier hin gethan hatte, zaudernd und mit einem unschlüssigen Blick auf Salbern innezuhalten.

„Als ich es Ihnen versprach, liebe Frau Professor, glaubte ich keine anderen Zuhörer zu haben als Sie und Fräulein Helene. Ich weiß wirklich nicht, ob ich —"

Bruno war aufgesprungen, um mit großer Wärme zu versichern, daß er untröstlich sein würde, wenn durch seine Anwesenheit den Damen der verheißene Genuß entgehen sollte.

Nun ließ die Amerikanerin sich nicht länger nötigen und setzte sich an das Instrument, das freilich selbst in seinen weit zurückliegenden, besten Tagen nur von sehr bescheidener Klangschönheit gewesen war.

Mit einer nicht sehr großen, aber glockenreinen und jugendlich frischen Sopranstimme sang sie ein schwermütiges Schumannsches Lied. Gewiß war sie keine vollendete Künstlerin, aber das reizende Bild, das ihre anmutige Gestalt und ihr Gesicht darboten, hätte wohl auch empfindlichere Mängel des Vortrages vergessen machen können. Wie durch eine magische Gewalt festgehalten, hing Salderns Blick an dem feinen Köpfchen und an den schlanken weißen Händen, die so graziös auf den Tasten lagen. Als sie geendet, gab er mit geradezu begeisterten Worten seinem Entzücken Ausdruck und bat sie dringend, noch etwas zu singen.

„Ja," sagte sie, indem sie lächelnd zu ihm aufsah, „aber nichts mehr von dieser Art. Diese deutsche Sentimentalität liegt mir nicht recht. Wollen Sie ein paar lustige amerikanische Liedchen hören?"

Die Antwort fiel natürlich bejahend aus, und von diesem Augenblick an war Ada in der That erst in ihrem eigentlichen Element. Die kleinen, musikalisch fast wertlosen Sachen, die sie da in englischer Sprache sang, gewannen durch ihren Vortrag einen ganz wundersam bestrickenden Reiz. Bruno, der sich vorhin nicht wieder gesetzt hatte, sondern an den Stuhl seiner Braut gelehnt stehen geblieben war, näherte sich dem Klavier, als würde er von einer unwiderstehlichen Macht dahin gezogen, und er selbst ahnte sicherlich nicht, wie deutlich sich in seinen Zügen die Bewunderung für Ada Robin malte, während er, kaum noch um zwei Schritte von ihr entfernt, auf sie herabsah.

Nun aber warf sie plötzlich den Deckel des Instruments zu, daß Frau Boretius bei dem Knall erschrocken zusammenfuhr, und sprang auf. „Jetzt ist's genug," rief sie, „Sie müssen überdies eine schöne Meinung von meiner Künstlerschaft gewonnen haben. Nein, nein — sagen Sie nichts! Ich liebe es nicht, Komplimente zu hören, wenn ich Zweifel in ihre Aufrichtigkeit setzen muß. — Gute Nacht, meine verehrte Frau Professor! Verzeihen Sie, wenn ich vielleicht etwas ausgelassener gewesen bin, als es sich für eine wohlerzogene junge Dame ziemt! Ich werde versuchen, mich zu bessern."

Sie reichte der Matrone, die auch nicht entfernt daran dachte, ihr zu zürnen, die Hand und wandte sich dann an die schweigsame Helene, um sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit zu umarmen.

„Gute Nacht, mein stilles, scheues Vögelchen! Vielleicht finden Sie die verlorene Sprache wieder, wenn der geschwätzige Störenfried nicht mehr da ist." — —

Für Bruno hatte sie nur ein leichtes Neigen des Köpfchens gehabt; aber es fiel ihm offenbar schwer, die Augen von der Thür loszureißen, durch die sie entschlüpft war.

Merkwürdig still und einsilbig ging es nun in dem noch soeben von heiterem Geplauder und Gesang erfüllt gewesenen Wohnstübchen zu. Saldern machte wohl ein paarmal den Versuch, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, und Helene antwortete ihm in ihrer sanften, freundlichen Weise; aber seine Gedanken waren offenbar bei ganz anderen Dingen als bei dem, wovon er sprach. Er verlor oft mitten im Satz den Faden oder hielt zerstreut in einer eben begonnenen Bemerkung inne, mit leerem Blick den Stuhl anstarrend, auf dem Ada Robin vorhin gesessen hatte. Aller drei Personen mußte sich zuletzt die peinliche Empfindung bemächtigen, daß sie sich Zwang anthaten, um den Pflichten der Höflichkeit zu genügen, und es war für jede von ihnen eine Erleichterung, als Saldern sich verabschiedete.

Wohl küßte er seine Braut auch heute zärtlich, aber es war dabei in seinen eigentümlich glänzenden Augen etwas Seltsames, Fremdes, als sähe er in Wirklichkeit nicht sie, sondern eine andere, die von all seinem Sinnen und Denken mit unumschränkter Gewalt Besitz ergriffen hatte.

„Sie ist ein himmlisches Wesen — diese Amerikanerin," sagte Frau Boretius, als sie sich mit ihrer Tochter in das Schlafzimmer zurückzog. „Ich glaube, kein Mensch könnte ihr widerstehen."

„Ja, Mutter, das glaube auch ich," erwiderte Helene, ohne daß der Klang ihrer weichen Stimme trauriger gewesen wäre als sonst. Aber sie sprach nichts weiter und lag noch immer mit offenen, thränenfeuchten Augen da, als die Mutter längst in das Reich der Träume hinübergeschlummert war.

3.

Das Verhältnis zwischen der jungen Amerikanerin und ihren Wirten schien sich während der beiden nächsten

Tage immer herzlicher zu gestalten. Wenigstens betrachtete sich Fräulein Robin unverkennbar ganz als zur Familie gehörig, und Frau Boretius versicherte immer wieder, daß sie sich um zehn Jahre verjüngt fühle, seitdem der verkörperte Frohsinn in der Gestalt dieses beweglichen, lebensprühenden Geschöpfchens seinen Einzug in ihr stilles Haus gehalten. Ja, sie fing bereits an, ihrer Tochter Vorwürfe darüber zu machen, daß sie das liebenswürdige Entgegenkommen Adas nicht mit der rechten Wärme zu erwidern wisse.

„Sie hat ganz recht, wenn sie dich mit deiner Schweigsamkeit und mit deinem gedrückten Wesen neckt. Das ist wahrhaftig nicht die richtige Art für ein Mädchen, sich begehrenswert zu machen."

Helene ließ diese und ähnliche Vorwürfe über sich ergehen, ohne auch nur ein Wort zu erwidern. Aber sie that auch nichts, um die Unzufriedenheit ihrer Mutter durch eine Veränderung in ihrem Benehmen zu beseitigen. Ruhig und freundlich wie immer ging sie ihren häuslichen Arbeiten nach, und wenn ihr Verlobter erschien, begrüßte ihn immer dasselbe sanfte, blasse Gesicht, in dem die von jahrelangem Herzeleid eingezeichneten Linien verschwiegenen Harms nur vielleicht um ein weniges schärfer hervortraten als sonst.

Die Anforderungen, welche der Dienst an Bruno stellte, schienen gerade in diesen Tagen erheblich geringer zu sein; denn während er sonst höchstens dreimal in der Woche gekommen war, hatte er sich seit seinem ersten Zusammentreffen mit Ada Robin allabendlich eingefunden. Und er hatte bereits Gelegenheit gehabt, ihr allerlei kleine Gefälligkeiten und Ritterdienste zu erweisen. Auf ihren Wunsch hatte er selbst die vorgeschriebene Anmeldung bei der Polizeibehörde besorgt, und aus den Legitimationspapieren, die sie ihm zu diesem Zwecke übergeben, hatte

er ersehen, daß sie wirklich erst zwanzig Jahre alt und die Tochter eines Arztes in St. Louis war. Am dritten Abend hatte er ihr sodann einige Noten mitgebracht, um deren Beschaffung sie ihn ersucht hatte, und er war dafür durch einige neue Gesangsvorträge belohnt worden, die allem Anschein nach einen noch tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatten als die ersten.

So vertraulich hatte sich der Verkehr zwischen ihnen bereits gestaltet, daß Saldern es wagen konnte, sie zu der Teilnahme an einer Festlichkeit einzuladen, die er demnächst mit seiner Braut zu besuchen gedachte. Es handelte sich um das Stiftungsfest eines Vereins, das durch einen großen Ball begangen werden sollte. Frau Boretius, die in übergroßer Pietät seit dem Tode ihres Gatten an keinerlei öffentlichen Vergnügungen mehr teilnahm, wollte den betreffenden Abend bei einer Bekannten zubringen, da sie nach ihrer Ueberzeugung Helene unbedenklich dem Schutze ihres Verlobten anvertrauen konnte. Den Mut, auch Ada einzuladen, hatte Saldern aus einer gelegentlich hingeworfenen Aeußerung der Amerikanerin geschöpft, und der freudige Eifer, mit dem sie sogleich auf die Sache einging, hatte ihn unverkennbar beglückt.

Fräulein Robin schien seitdem überhaupt an nichts anderes mehr zu denken als an den bevorstehenden Ball. Aber sie dachte dabei nicht allein an sich selbst, sondern noch mehr an Helene, für deren vorteilhafte Erscheinung auf dem Feste sie die lebhafteste Teilnahme bekundete. Auf ihr ungestümes Drängen hatte das junge Mädchen das einfache Kleid anlegen müssen, das sie an jenem Abend zu tragen gedachte, und mit größter Bestimmtheit hatte Ada sogleich erklärt, daß sie in diesem abscheulichen Kostüm unter keinen Umständen gehen dürfe.

„Aber es wird unmöglich sein, in der kurzen Zeit ein anderes anfertigen zu lassen," wandte Bruno zögernd ein,

obwohl er Adas Meinung vollkommen teilte und das Kleid, das ihm seltsamerweise bei einigen früheren Gelegenheiten recht gut gefallen hatte, ebenfalls ganz unmöglich fand. Doch Ada machte in ihrer schlagfertigen Weise allen Bedenklichkeiten rasch ein Ende.

„Nein, dazu wäre es freilich zu spät," erklärte sie, „und es würde auch vielleicht nichts dabei herauskommen, denn ich sehe ja an den Damen, die mir auf der Straße begegnen, daß man hier nicht zu arbeiten versteht. Aber ich habe mir ein paar neue Ballkleider aus Amerika mitgebracht, und das eine oder das andere wird wohl für Helene passen. Eine kleine Aenderung, die sich vielleicht als notwendig erweisen könnte, ist rasch bewirkt, und wenn wir keine Schneiderin finden, die geschickt genug dazu ist, so mache ich's eben selbst. Denn Sie dürfen nicht glauben, Herr v. Saldern, daß ich mich nur aufs Trällern und Faulenzen verstehe."

Der junge Mann hielt es für seine Pflicht, ihr die Hand zu küssen und sich im Namen seiner Braut, die stumm dabei saß, für das liebenswürdige Anerbieten zu bedanken. Während nun aber Ada in ihr Zimmer ging, um sogleich die Auswahl unter ihren Toiletten zu treffen, erklärte Helene in einem Tone, dessen herbe Entschiedenheit ihren Verlobten unangenehm überraschte, daß sie niemals in einem geliehenen Kleide ausgehen werde.

„Was für eine übertriebene Zimperlichkeit das nun wieder ist," meinte Frau Boretius, die das Stirnrunzeln ihres zukünftigen Schwiegersohnes sehr wohl bemerkte, unmutig. „Das Fähnchen da ist in den sechs Jahren, seitdem es von unserer kleinstädtischen Schneiderin angefertigt wurde, wahrhaftig nicht moderner und hübscher geworden. Du würdest darin vielleicht nur den Spott der anderen Damen herausfordern, und ich meine, du

hätteſt alle Veranlaſſung, dich Fräulein Ada für ihre Liebenswürdigkeit erkenntlich zu zeigen."

Helene antwortete nicht, aber es ſtand ihr auf dem Geſicht geſchrieben, daß ſie auch durch den mütterlichen Einſpruch nicht anderen Sinnes geworden war.

Da miſchte ſich Saldern ein, indem er in ſehr nachdrücklichem Tone ſagte: „Wenn du das freundliche Anerbieten zurückweiſen wollteſt, hätte es auf der Stelle geſchehen müſſen. Jetzt, nachdem ich mich durch dein Schweigen berechtigt geglaubt habe, es für dich anzunehmen, würde die nachträgliche Ablehnung geradezu einer Beleidigung gleichkommen, und ich würde um einer bloßen Laune willen in die peinlichſte Situation geraten."

Sie erhob die Augen und ſah ihn an. Es war ein tief ſchmerzlicher Blick, der ihm das Blut in die Wangen trieb und ihn die Unfreundlichkeit ſeiner letzten Worte offenbar ſchon bereuen ließ. Aber er hatte nicht mehr Zeit, ſie durch irgend eine Hinzufügung zu mildern; denn ſchon ſtand die Amerikanerin wieder auf der Schwelle, ein zartfarbiges, duftiges Gebilde von Tüll und Spitzen in den Händen.

„Das wird das Rechte ſein," rief ſie heiter, ohne dem Anſchein nach etwas von der Verlegenheit auf den Geſichtern der anderen zu bemerken. „Die Farbe muß Ihnen prächtig zu Geſicht ſtehen, und ich verpflichte mich, Sie zur bewunderten Ballkönigin zu machen, wenn Sie mich ungehindert gewähren laſſen."

Helene erhob jetzt keine Einwendungen mehr und gewann es ſogar über ſich, Ada mit leiſer Stimme einige Dankesworte zu ſagen. Saldern, der die Angelegenheit aufs beſte erledigt glaubte, äußerte den Wunſch, ſeine Braut ſogleich in dem Koſtüm zu ſehen, das eine ſo zauberhafte Wirkung hervorbringen ſolle. Aber Ada ſchüttelte verſagend den Kopf.

„Das wird eine Ueberraschung, die Sie sich nicht durch allzu große Neugier verderben dürfen.“

Und da auch Frau Boretius ihr zustimmte, während Helene selbst sich ganz teilnahmslos verhielt, mußte Saldern sich wohl ihrem Gebote fügen. Zum erstenmal fühlte er etwas wie eine ernste Verstimmung gegen seine Braut. Der Eindruck, den ihr schmerzlich-vorwurfsvoller Blick auf ihn hervorgebracht, hatte sich unter der bestrickenden Wirkung von Adas Geplauder rasch wieder verwischt, und es war nur die Empfindung in ihm zurückgeblieben, daß sie nahe daran gewesen sei, durch ihre Weigerung einen Mißton in den bisher so heiteren und anregenden Verkehr mit der reizenden jungen Amerikanerin zu bringen.

Vielleicht zeigte er diese Unzufriedenheit mit ihrem Benehmen deutlicher, als es eigentlich seine Absicht war. Jedenfalls machte er sich kein Gewissen daraus, an diesem Abend nur noch mit Ada zu plaudern und ihr durch verdoppelte Galanterie all ihre kleinen Neckereien zu vergelten, die sich zum nicht geringen Teil auf den noch immer nicht ergriffenen Bankdieb und auf die von ihm allem Anschein nach sehr mit Unrecht gerühmte Findigkeit der deutschen Polizei bezogen.

Wie es ihre Gewohnheit war, sprang sie dann mitten im lustigsten Geplauder auf, um sich nach freundschaftlicher Verabschiedung von den beiden Damen zurückzuziehen. Aber in diesem Augenblick erinnerte sich Frau Boretius, daß sie bisher versäumt habe, ihr einen am Nachmittag für sie eingetroffenen Brief zu übergeben. Sie that es mit einigen entschuldigenden Worten.

Ada aber rief, sobald sie einen Blick auf die Handschrift der Adresse geworfen, mit allen Anzeichen freudiger Ueberraschung: „Von meinem Bruder, ah, das ist hübsch! Ich hatte so lange vergebens auf ein Lebenszeichen von ihm gewartet.“

Sie trat in den Lichtkreis der Lampe und löste den Umschlag. Aber während sie las, flog ein Schatten über ihr eben noch so fröhliches Gesicht.

„Das sind allerdings andere Neuigkeiten, als ich erhofft hatte," sagte sie, indem sie das Blatt langsam wieder zusammenfaltete. ' „Ich fürchte beinahe, verehrte Frau Professor, daß ich Sie gegen meinen Willen nun doch sehr bald wieder werde verlassen müssen."

Frau Boretius war ganz bleich geworden vor Bestürzung. „Aber mein liebes Fräulein — Ihrem Herrn Bruder ist doch hoffentlich kein Unglück widerfahren?"

„Er hatte die Absicht, diesen Winter zum Studium der Kunstschätze in Rom und Florenz zuzubringen. Aber er schreibt mir nun, daß er seit einigen Wochen sehr leidend sei und seinen Plan aufgegeben habe, um statt dessen schon in allernächster Zeit nach Amerika zurückzukehren. Zuvor jedoch will er noch einige Tage oder Wochen in meiner Gesellschaft verbringen, und er bittet mich, ein geeignetes Quartier zu besorgen, wo wir beide ganz still und zurückgezogen miteinander leben können. Schon morgen trifft er hier ein, und es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich sofort nach einer Wohnung umzusehen, da ich Ihnen doch unmöglich zumuten kann, auch noch meinen leidenden Bruder hier bei sich aufzunehmen."

„O, wir thäten es mit tausend Freuden, wenn es sich nur auf irgend eine Weise ermöglichen ließe," versicherte Frau Boretius. „Aber der einzige Raum, den wir noch abtreten könnten, ist ein kleines, einfensteriges Stübchen, fast nur eine Kammer, die den Ansprüchen Ihres Herrn Bruders gewiß nicht genügen würde."

Ada Robin schien nachzudenken. „Man könnte doch vielleicht den Versuch machen, ob es geht," sagte sie dann. „Mein Bruder ist ganz und gar nicht verwöhnt und hat von jeher auf äußeren Komfort sehr wenig Gewicht ge-

legt. Er wäre gewiß mit allem zufrieden, aber ich weiß nicht recht, ob ich Ihnen ansinnen darf, ihm Unterkunft zu gewähren. Denn er ist infolge seiner Kränklichkeit ein Sonderling geworden, der oft tagelang mit niemandem ein Wort spricht und sich am liebsten ganz in die Einsamkeit vergräbt. Einen erheiternden Zuwachs Ihres kleinen Hauswesens würde er gewiß nicht abgeben."

Der Schrecken, den der Witwe die Aussicht auf den drohenden Verlust eingeflößt hatte, ließ sie jetzt ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, um Adas Bedenklichkeiten zu zerstreuen. Auch Bruno, in dessen Miene sich ebenfalls große Betroffenheit ausgeprägt hatte, kam ihr bei diesem Bemühen zu Hilfe und sprach seine Ueberzeugung dahin aus, daß sich bei einigem guten Willen gewiß alles nach Wunsch werde einrichten lassen. Man brauchte kaum eine Viertelstunde, um zu dem Entschluß zu gelangen, daß Morton Robin zunächst in der Wohnung der Frau Boretius absteigen, und daß eine etwaige Uebersiedelung in ein anderes Quartier dann seinem eigenen Willen vorbehalten bleiben solle. Ada dankte warm für dies Entgegenkommen und reichte dann, ehe sie hinausging, auch Bruno die Hand.

„Ich werde in der nächsten Zeit Ihre Gefälligkeit öfter in Anspruch nehmen müssen, Herr v. Saldern," sagte sie, „denn mein Bruder ist leider ein sehr unpraktischer und unbeholfener Mensch, der den Anforderungen des Lebens zumeist ganz hilflos gegenüber steht. Werde ich im Notfalle auf Ihren Rat und Beistand rechnen können, ohne daß ich fürchten müßte, Ihnen lästig zu fallen?"

Der Blick, von dem diese Frage begleitet war, wäre vielleicht im stande gewesen, ihn zu den leichtfertigsten Versprechungen zu verführen. Hier aber handelte es sich ja nur um eine einfache und selbstverständliche Pflicht der Höflichkeit, und weder Frau Boretius noch ihre Tochter

konnten etwas Befremdliches in der Versicherung finden, daß er Fräulein Robin und ihrem Bruder in jeder Lage zur Verfügung stehen würde.

„Ich danke Ihnen," erwiderte sie, und ein leichter Druck der kleinen weichen Hand machte sein Herz in rascheren Schlägen klopfen. „Auf den Ball aber gehen wir trotzdem, wenn auch auf meines Bruders Begleitung nicht zu rechnen ist. Ich will mich nicht umsonst so darauf gefreut haben."

4.

Um die Abendzeit des folgenden Tages fuhr Ada zum Bahnhof, ihren Bruder abzuholen, und eine Stunde später kehrte sie in seiner Begleitung zurück. Der junge Mann mußte in der That sehr leidend sein, da er trotz der milden Herbstluft die Reisemütze tief über die Stirn herabgezogen und den Hals mit einem weißen Tuche umwickelt hatte, das ihm fast bis zu den Ohren reichte. Langsam und anscheinend mühselig stieg er, auf Adas Arm gestützt, die schmale Treppe empor, wiederholt hustend und sekundenlang stehen bleibend, als fehle es ihm an Atem.

Frau Boretius, die den Ankömmling an der Schwelle willkommen hieß, sah mit innigem Mitleid, daß sein bartloses, mageres Gesicht von krankhaft bleicher Farbe war. Höflich zog Mr. Robin beim Anblick der fremden Dame seine Kopfbedeckung, unter der schlicht anliegendes Haar von brennend roter Farbe, das weit in die Stirn hereingekämmt war, sichtbar wurde. Mit schwacher, fast ganz klangloser Stimme flüsterte er einige schwer verständliche Dankesworte auf ihre freundliche Begrüßung, und Ada mußte statt seiner erklären, daß er von der Reise sehr angegriffen sei und vor allem eine Weile ganz ungestört zu ruhen wünsche. Sie selbst führte ihn zu seinem Zimmerchen, das allerdings in Bezug auf Größe und Be-

quemlichkeit nur den allerbescheidensten Ansprüchen genügen konnte, und Frau Boretius hörte, wie an der Thür, die sich hinter den beiden geschlossen, der Riegel vorgeschoben wurde.

Sie erwartete mit einigem Zagen das Wiedererscheinen Adas, denn sie fürchtete noch immer, daß ihr Bruder nicht geneigt sein würde, in dem armseligen Kämmerchen zu bleiben. Desto größer war ihre Freude, als Ada nach einer kleinen Weile das Wohnzimmer mit der Erklärung betrat, alles sei in schönster Ordnung, und Morton mit dem Quartier vollkommen zufrieden, vorausgesetzt, daß er möglichst wenig gestört würde, und daß man von ihm keine Entfaltung geselliger Tugenden erwarte.

Natürlich waren Frau Boretius und ihre Tochter eifrig bemüht, den Besonderheiten des neuen Hausgenossen Rechnung zu tragen, und es zeigte sich bald, daß diese Aufgabe keine allzu schwierige war. Morton Robin war in der That der stillste und anspruchsloseste Mieter, den man sich nur wünschen konnte. Er hatte durch seine Schwester die Bitte aussprechen lassen, man möge ihm das Essen stets in sein Zimmer bringen, und er verlangte nicht einmal, daß Ada ihm dabei Gesellschaft leiste. Sie speiste vielmehr nach wie vor mit am Familientische, und ihre unverwüstliche gute Laune wurde auch durch den Gedanken an den offenbar sehr ungünstigen Gesundheitszustand ihres Bruders nicht beeinträchtigt. Robin selbst war nur ein einziges Mal, am Abend des ersten Tages, auf eine Viertelstunde im Wohnzimmer erschienen. Er hatte sich durch seine Schwester mit Bruno v. Saldern bekannt machen lassen und mit seiner leisen, klanglosen Stimme auf die höflichen Fragen nach seinem Befinden geantwortet, daß er sich sehr angegriffen fühle, und daß ihn sowohl ein eben überstandenes schweres Augenleiden, wie der Zustand seines von jeher sehr empfindlichen Nervensystems

zu äußerster Vorsicht und Zurückhaltung zwängen. Er machte nach seinem Benehmen und seiner Redeweise durchaus den Eindruck eines gebildeten und wohlerzogenen Mannes, wenn er auch die deutsche Sprache nicht mit gleicher Sicherheit und Geläufigkeit sprach wie seine Schwester, mit deren reizendem Gesicht seine hageren, scharfen Züge übrigens nicht die geringste Aehnlichkeit zeigten. Frühzeitig schon hatte er sich mit einer Entschuldigung wieder zurückgezogen und war seitdem aus seinem Zimmer überhaupt nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Ada war wohl hie und da eine halbe Stunde bei ihm, der größte Teil ihrer Zeit aber gehörte während der nächsten Tage den Vorbereitungen zu dem Feste, das sie in Gesellschaft des Brautpaares besuchen sollte. Es zeigte sich, daß an dem für Helene bestimmten Kleide doch noch mancherlei Aenderungen vorgenommen werden mußten, und Ada ließ sich durch allen Einspruch von Mutter und Tochter nicht daran hindern, diese Aenderungen selbst zu bewirken. Wie diese behenden Finger allem, was sie berührten, etwas von dem bestrickenden Zauber mitzuteilen schienen, der Adas liebreizende Persönlichkeit umgab, so hatten sie auch aus diesem Kleide ein wahres Wunderwerk gemacht, und Frau Boretius konnte sich nicht genug thun in Aeußerungen des Staunens und des Entzückens, als Helene am Abend des Festes fertig angekleidet vor ihr stand. Ada selbst war ihr bei der Toilette behilflich gewesen und schien jetzt nicht wenig stolz auf ihr Werk.

„Nun aber müssen Sie vor allem auch eine fröhlichere Miene zeigen, liebste Helene," sagte sie, „denn da ist meine Macht zu Ende, und ein so grämliches Gesicht, wie Sie es in diesem Augenblick aufgesetzt haben, macht zuguterletzt noch alle meine Bemühungen zu Schanden."

„Verzeihen Sie, Fräulein Ada, wenn ich außer stande bin, mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben," erwiderte das

junge Mädchen. „Aber ich kann mein Gesicht leider nicht anders machen, als die Natur es nun einmal gestaltet hat.“

In der That schien sie selbst die einzige, die keine Freude an der Veränderung empfand, die unter Adas Händen mit ihrer äußeren Erscheinung vorgegangen war. Aus dem Aschenbrödel war eine Prinzessin geworden, aber nichts von befriedigter Eitelkeit, von beglücktem Wohlgefallen an dieser Metamorphose malte sich in Helenens Zügen. Nur einen flüchtigen Blick hatte sie, als auch die letzte Blumenranke an ihrer Schulter befestigt worden war, in den Spiegel geworfen, und die leichte Röte, die für einen Moment über ihre bleichen Wangen gehuscht war, schien viel mehr einer Regung der Scham als einem freudigen Empfinden ihre Entstehung zu verdanken. Gewiß würde die Mutter, nachdem Ada in ihr Zimmer gegangen war, um sich ebenfalls anzukleiden, ihrer Tochter eine lange Strafpredigt über dieses launische und höchst undankbare Benehmen gehalten haben, wenn sie nicht durch die vorher getroffene Abrede genötigt worden wäre, aufzubrechen.

So war Helene allein im Wohnzimmer, als Bruno mit soldatischer Pünktlichkeit erschien, um die beiden Damen abzuholen. Ueberrascht blieb er beim Anblick seiner Braut auf der Schwelle stehen.

„Wie allerliebst du aussiehst!“ rief er im Tone aufrichtigster Bewunderung. „Wahrhaftig, Fräulein Robin ist eine vollkommene Zauberin!“

Er eilte auf sie zu, um sie zu küssen. Helene aber, von ihrer so lange mühsam unterdrückten Bewegung überwältigt, ließ den Kopf an seine Schulter sinken, und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren Leib.

„Aber Kind, was ist dir?“ fragte Bruno betroffen. „Du weinst in dem Augenblick, da wir uns anschicken, einen Ball zu besuchen?“

„Ach, Bruno," bat sie mit leiser, von Thränen halb erstickter Stimme, „muß ich denn wirklich in diesem Kleide auf das Fest gehen? Kannst du mir nicht gestatten, das andere anzuziehen oder zu Hause zu bleiben?"

Beinahe heftig machte er sich los und erwiderte in einem so zornigen Tone, wie er ihn ihr gegenüber bisher nie zuvor angeschlagen hatte: „Das eine so wenig als das andere! Und ich bitte dich dringend, liebe Helene, mich mit derartigen Launen zu verschonen. Fräulein Robin müßte wahrlich eine seltsame Meinung von dir gewinnen, wenn sie eine Zeugin dieser lächerlichen Scene sein könnte."

Zum erstenmal war auch in der sanften Stimme Helenens etwas wie trotzige Auflehnung, als sie fragte: „Und ist denn wirklich so viel an Fräulein Robins Meinung gelegen, daß immer nur die Rücksicht auf sie bestimmend sein soll für das, was ich thue und sage?"

Saldern, der ungeduldig auf und nieder gegangen war, blieb stehen. „Da du es denn wissen willst — ja, es ist mir sehr viel an ihrer guten Meinung gelegen. Und ich wünsche von Herzen, daß du sie dir viel mehr, als es bisher geschehen ist, zum Muster und Vorbilde nehmen möchtest."

Er hatte wohl noch mehr hinzufügen wollen, aber da öffnete sich gerade vor ihm die Thür, und wie auf eine überirdische Erscheinung starrte er mit weitgeöffneten Augen auf die holdselige weiße Gestalt, die da in all ihrer prangenden Schönheit mit dem süßesten Lächeln auf den Lippen vor ihm stand.

„Entschuldigen Sie, Herr v. Saldern, wenn ich habe warten lassen. Aber die Unpünktlichkeit gehört ja nun einmal zu unseren weiblichen Vorrechten."

Er wollte ihr irgend etwas Artiges über ihr Aussehen sagen, aber alles, was ihm an galanten Redewendungen

einfiel, schien ihm dieser Feenerscheinung gegenüber zu fade, als daß er es hätte über die Lippen bringen können. Und ihre heitere Unbefangenheit überhob ihn der Notwendigkeit, viele Worte zu machen. Sie führte die Unterhaltung fast allein, während er ihr den Mantel um die weißen Schultern legte, und während die drei dann gemeinsam nach dem Festlokal fuhren. Nach ihrer Gewohnheit plauderte sie von allen möglichen Dingen, und wie sie es beinahe täglich gethan hatte, erkundigte sie sich auch heute wieder, ob man des gesuchten Bankdiebes endlich habhaft geworden sei. Saldern verneinte mit dem Hinzufügen, daß er für seine Person die Ueberzeugung gewonnen habe, der Betrüger sei entweder noch in Berlin verborgen oder gleich nach vollbrachter That glücklich über die Grenzen Deutschlands gelangt.

„Hierher hat er sich jedenfalls nicht gewendet," erklärte er mit aller Bestimmtheit, „denn es ist unmöglich, daß er sich bei dem besonderen Eifer, mit dem nach ihm gesucht wird, bis heute den polizeilichen Nachforschungen sollte entzogen haben. Und daran, daß er auf einem von hier abgegangenen Schiffe entkommen sein sollte, ist vollends nicht zu denken. Der Bursche scheint doch um ein gut Teil schlauer zu sein, als man es nach der Ungeschicklichkeit mit der vergessenen Brieftasche hätte vermuten sollen."

„Vielleicht hat er die Freundlichkeit, von irgend einem sicheren Zufluchtsort aus der deutschen Polizei mitzuteilen, auf welche Weise er ihr eine Nase gedreht," lachte Ada. „Jedenfalls aber werden Sie künftig etwas duldsamer sein, wenn ich mir wieder einmal herausnehmen sollte, an der Unfehlbarkeit Ihrer Sicherheitsbehörden zu zweifeln."

Sie sprachen dann wieder von anderem und erreichten ihr Ziel, ohne daß sich Helene während des ganzen Weges auch nur mit einem einzigen Wort an ihrem lebhaften Geplauder beteiligt hätte.

5.

„Nein, Fräulein Robin, das kann nicht im Ernst Ihre Absicht sein. — Sie dürfen uns das nicht anthun! — Es muß doch irgend ein Mittel geben, Sie von diesem grausamen Entschluß abzubringen.“

Es war in einem der Nebenräume des Festlokals, wo Bruno v. Salbern gegen Mitternacht diese ungestümen Worte an Ada richtete. Während der letzten Stunde hatte er sich nur noch ihr gewidmet; er hatte sie in dieser Zeit keinem anderen Tänzer überlassen, und als sie den Wunsch geäußert hatte, der drückenden Hitze des Saales zu entrinnen, hatte er sie hierher geführt, wo sie infolge eines von Bruno freudig begrüßten Zufalles für den Augenblick ganz allein miteinander waren. Ihre Unterhaltung war lebhaft und angeregt gewesen, aber es waren immer nur ganz unverfängliche Dinge, von denen sie gesprochen, und einzig das Leuchten in seinen Augen wie das Beben in seiner Stimme hatte manchem seiner Worte eine tiefere Deutung gegeben. Nun hatte Ada plötzlich mitten in einem kleinen lustigen Geplänkel, wie sie es ja besonders liebte, erklärt, der heutige Abend gelte ihr als eine Art von Abschiedsfeier, da sie nun doch wahrscheinlich die Stadt bald werde verlassen müssen. In Salberns erregter Antwort hatte sich die ganze Größe der Bestürztheit offenbart, in die jene unerwartete Mitteilung ihn versetzt.

Ada aber fuhr mit einem leichten, bedauernden Zucken der schönen Schultern fort: „Ich wäre wohl selber gern geblieben, aber ich sehe nicht, wie es sich ermöglichen ließe. Mein Bruder kam hierher in der Absicht, seine Heimreise nach Amerika in einigen Tagen fortzusetzen. Es wäre mir ja schwer geworden, mich schon so bald wieder von ihm zu trennen, aber ich würde ihn trotzdem gedrängt haben, die Seefahrt so bald als möglich anzutreten, da

ihm das hiesige Klima schlecht bekommt, und da ich mir nicht verhehlen darf, daß sich sein Befinden in den letzten Tagen wesentlich verschlimmert hat. Ohne den dummen Zwischenfall mit den Papieren hätte er unbedingt mit dem morgen abgehenden Dampfer fahren müssen."

„Was für ein Zwischenfall ist das, Fräulein Robin? Sollte das Hindernis, das sich da eingestellt hat, nicht vielleicht zu überwinden sein?"

„Wohl schwerlich, denn man ist hier in diesen Dingen ja so schrecklich pedantisch. Ich sagte Ihnen wohl schon, daß mein Bruder höchst unbeholfen und hilflos ist, wenn ihm niemand ratend und sorgend zur Seite steht. So erwies sich denn auch am Tage nach seiner Ankunft, als ich mir seine Ausweispapiere geben lassen wollte, um der Frau Professor die vorgeschriebene polizeiliche Anmeldung zu ermöglichen, daß ihm diese Papiere samt und sonders unterwegs abhanden gekommen seien. Ich habe sein Gepäck bis in die letzte Falte untersucht, ohne sie zu finden. An eine Einschiffung ohne jede Legitimation aber ist doch kaum zu denken, da ich den armen Morton bei seinem jetzigen angegriffenen Gesundheitszustande unter keinen Umständen irgend welchen Aufregungen und polizeilichen Plackereien aussetzen darf. Es bleibt also nichts anderes übrig, als nach Hause zu schreiben und das Eintreffen der dort auszustellenden neuen Papiere abzuwarten. Darüber müssen selbst im günstigsten Falle drei oder vier Wochen vergehen, und es ist ganz ausgeschlossen, daß mein Bruder so lange in dem für ihn schädlichen Klima dieser Stadt verbleibt. Er selbst fühlt, daß es unmöglich ist, und wir sind heute abend übereingekommen, uns morgen zunächst nach Baden-Baden zu begeben."

Wohl eine Minute lang blickte Bruno nachdenklich vor sich hin, dann fragte er im Tone eines plötzlichen Entschlusses: „Und wenn Ihrem Bruder die Abreise nach

Amerika trotz des Fehlens der unter gewöhnlichen Umständen allerdings unentbehrlichen Legitimationspapiere ermöglicht würde — hätten Sie auch dann noch einen Grund, uns zu verlassen?"

Ada lächelte. „Vielleicht gäbe es einen solchen Grund auch dann noch. Aber ich fürchte beinahe, daß ich nicht stark genug sein würde, ihm nachzugeben."

Saldern sah sie an, und was ihre Lippen nur angedeutet hatten, ihre glänzenden Augen sprachen es mit einer Klarheit aus, die er kaum noch mißverstehen konnte.

Mit einer stürmischen Bewegung erfaßte er ihre Hand und küßte sie leidenschaftlich wieder und wieder, bis sie sie ihm sanft entzog.

„Was thun Sie da, Herr v. Saldern? Man kann uns ja beobachten."

„Versprechen Sie mir, Fräulein Ada, daß Sie bleiben, und ich verpfände Ihnen dafür mein Wort, daß Ihr Bruder seine Abreise unter meinem Schutze in jedem beliebigen Augenblick ungehindert bewirken kann."

„Auch wenn er schon morgen fahren wollte, Herr v. Saldern?"

„Auch dann. Aber werden sich denn Ihre Vorbereitungen so schnell erledigen lassen?"

„Ich erkundigte mich heute im Bureau der Dampfschiffahrtsgesellschaft, ob noch ein Kajütenplatz auf dem Dampfer „Donau" frei sei, und man hat mir diese Frage bejaht mit dem Hinzufügen, daß die Anmeldung noch berücksichtigt werden könne, wenn sie nicht später als drei Stunden vor Abgang des Schiffes erfolge. Und die „Donau" geht erst morgen um ein Uhr mittags in See."

„Wohl, so mögen Sie immerhin Ihre Vorbereitungen treffen. Ich habe zufällig morgen einen dienstfreien Tag und werde mich zu jeder von Ihnen angegebenen Stunde einfinden, um Ihren Herrn Bruder an Bord zu begleiten."

„Das ist in der That mehr Liebenswürdigkeit, als ich jemals zu erhoffen gewagt hätte, Herr v. Saldern. Seien Sie gewiß, daß Sie sich damit bei mir einen Anspruch auf unauslöschliche Dankbarkeit erworben haben."

Wieder verhießen ihm ihre Augen noch viel mehr als ihre Worte, und Bruno, der seit einer Stunde wie in einem wonnigen Rausch lebte, hätte sich vielleicht auf der Stelle zu irgend einer leidenschaftlichen Erklärung hinreißen lassen, wenn sie es nicht verhindert hätte, indem sie aufstand und, seiner Antwort zuvorkommend, hinzufügte: „Aber es ist nun an der Zeit, daß wir uns wieder nach Fräulein Helene umsehen. Ich will nur wünschen, daß sie sich inzwischen auf diesem Feste ebenso gut unterhalten hat wie ich."

Sie hatte ihre Schleppe zurechtgelegt und seinen Arm genommen, um sich in den Saal zurückführen zu lassen. Da auch gerade in diesem Moment ein anderes Paar den Raum betrat, sträubte sich Saldern nicht länger, ihrem Verlangen zu willfahren, und es wurde zwischen ihnen nur noch mit einigen raschen Worten die Zeit des morgigen Zusammentreffens verabredet.

Aufmerksam spähten sie dann in dem bunten Menschengewühl des Saales nach Helene Boretius aus. Aber sie suchten umsonst, und als sie nach Verlauf einer Viertelstunde endlich die volle Gewißheit erlangt hatten, daß sie sich weder unter den Tanzenden noch unter den Zuschauenden befand, legte Ada eine sehr lebhafte Besorgnis wegen ihres Verschwindens an den Tag. Saldern mußte sich auf ihr Drängen bei allen Bekannten, die ihm in den Weg kamen, nach seiner Braut erkundigen, und auch er wurde nun unruhig, als ihm niemand Auskunft zu geben vermochte.

„Wir müssen auf der Stelle nach Hause fahren," erklärte Ada mit großer Bestimmtheit, „und uns überzeugen,

ob sie vielleicht inzwischen dahin zurückgekehrt ist. Denn darauf, sie hier noch zu finden, können wir wohl nicht mehr hoffen."

Saldern widersprach nicht, und als sie den Vorraum betraten, in welchem sich die Garderoben befanden, wandte er sich an die Frau, die ihre Hüte und Mäntel in Verwahrung genommen hatte.

„Vielleicht erinnern Sie sich einer jungen Dame, die vorhin in unserer Gesellschaft war. Haben Sie sie etwa inzwischen wieder gesehen?"

„Freilich," erwiderte die Gefragte, „es ist wohl schon länger als eine Stunde her, daß sie gegangen ist. Sie sagte mir, wenn der Herr sich nach ihr erkundigen würde, sollte ich ihm mitteilen, sie habe Kopfschmerzen gehabt und sei deshalb nach Hause gefahren. Aber es habe gar nichts auf sich, und der Herr solle sich durchaus nicht stören lassen."

Saldern, der Ada bereits den Mantel umgelegt hatte, rief erzürnt: „Also wieder nichts als eine kindische Laune! Wahrhaftig, ich habe keine Lust, mich auf solche Art tyrannisieren zu lassen. Jetzt werden wir bleiben — jetzt unter allen Umständen!"

Ada zeigte sich damit zwar nicht sogleich einverstanden, aber ihr Widerspruch war keineswegs sehr energisch, und als Saldern in seiner Erregung ihr erklärte, daß er dies als den ersten Beweis ihrer Dankbarkeit von ihr verlange, fügte sie sich seinem Willen, und sie kehrten in den Saal zurück.

Wenn aber Bruno gehofft hatte, sich auf solche Art in seine vorige glückselige Stimmung zurückversetzen zu können, so war das eine Selbsttäuschung gewesen. Wohl tanzte er auch jetzt noch mit Ada, die leicht wie eine Elfe in seinem Arm dahinflog, wohl machte er auch jetzt noch durch den Eifer, mit dem er beständig um sie bemüht

war, jedem anderen Kavalier eine Annäherung unmöglich, wohl zwang er sich, in dem fröhlichsten Tone, den er überhaupt anzuschlagen vermochte, von allen erdenklichen Dingen zu plaudern, aber das alles vermochte seine Mißstimmung nicht zu verscheuchen, die um so drückender auf ihm lag, als sie in der Hauptsache eine, wenn auch noch uneingestandene Unzufriedenheit war mit seinem eigenen Verhalten. Und während er vorhin mehr als einmal nahe daran gewesen war, irgend ein bedeutsames, vielleicht für seine ganze Zukunft verhängnisvolles Wort zu sprechen, vermied er es jetzt, in seiner Unterhaltung mit Ada Dinge zu berühren, die zu einer Aeußerung über ihr gegenseitiges Verhältnis hätten führen können. Helenens Bild stand ihm jetzt, da er sie fern wußte, unaufhörlich vor Augen, die Erinnerung an das sanfte Gesichtchen weckte jetzt plötzlich ganz andere Empfindungen in ihm, Empfindungen des Mitleids und der leise nagenden Reue. Immer mächtiger trieb es ihn fort aus diesem bunten, lärmenden Festgewühl, das auf eine ihm selbst fast unbegreifliche Weise mit einemmal all seinen früheren Reiz für ihn verloren hatte, und mit einer Bereitwilligkeit, die sie eigentlich überraschen mußte, ging er darauf ein, als Fräulein Robin nach Verlauf einer weiteren Stunde ihren Wunsch, nach Hause zurückzukehren, wiederholte.

„Sie gestatten mir doch, Sie zu begleiten?“ fragte er, als er ihr beim Besteigen der Droschke behilflich war. Aber bei der seltsamen Stimmung, in die ihn die ungeklärten, widerspruchsvollen Empfindungen dieser Stunde versetzt hatten, bedeutete es ihm mehr eine Erleichterung als eine Enttäuschung, als sie ihn freundlich bat, davon Abstand zu nehmen.

„Ich möchte Ihrer Braut gern ganz unbefangen in die Augen sehen können,“ sagte sie leise, während der Druck ihrer Hand doch zugleich eine ganz andere Sprache

zu führen schien. „Vielleicht ist es besser für uns alle, wenn ich allein fahre."

„Wie Sie es befehlen, mein gnädiges Fräulein," erwiderte er, auf jede Wiederholung seiner Bitte verzichtend. „Auf morgen vormittag also! Ich werde pünktlich um elf Uhr zur Stelle sein."

Das Rollen des Wagens, der ihm die schöne Amerikanerin entführte, verhallte in der Ferne, und in unerfreulichen Gedanken, finstere Falten zwischen den Brauen, schritt Bruno langsam seiner Behausung zu.

6.

Ein schwerer Seelenkampf, wohl der schwerste seines ganzen bisherigen Lebens, war es, den Saldern in dieser schlummerlosen Nacht zu durchkämpfen hatte. Als aber das dämmernde Licht des Morgens in die Fenster seines Schlafzimmers fiel, hatte er ihn wie ein rechtschaffener Mann bestanden. Die Stimme der Ehre war mächtiger gewesen als die Stimme des durch die Künste einer koketten Verführerin in Flammen gesetzten Blutes, und er erhob sich mit dem ruhigen Gewissen eines Menschen, der seiner selbst nun sicher ist. Wohl war er entschlossen, das Versprechen einzulösen, das er Fräulein Robin gestern gegeben hatte, aber ebenso fest war er auch entschlossen, fortan jeglichen vertraulicheren Verkehr mit der gefährlichen Schönheit zu vermeiden. Hatte Helene doch um der Treue und Beharrlichkeit willen, mit der sie in all diesen leidvollen Prüfungsjahren an ihm festgehalten, wahrlich Besseres verdient, als daß er jetzt sie eines Weibes wegen verließ, von dem er im Grunde doch nichts weiter wußte, als daß sie ein schönes Gesicht hatte.

Er begrüßte es als eine willkommene Zufallsfügung, daß er auf dem Wege zur Wohnung der Professorin einen der ihm unterstellten Beamten der Hafenpolizei antraf,

der sich eben in Dienst begeben wollte. Dieser Mann mochte statt seiner Adas Bruder an Bord der „Donau" begleiten, um ihn dort zu legitimieren, während er selbst damit die ersehnte Möglichkeit gewann, sich ungestört mit Helene auszusprechen. Er ersuchte den Mann, ihn zu begleiten, und ließ ihn, nachdem er ihm mitgeteilt, um was es sich handle, vor dem Hause warten.

Helene selbst war es, die ihm oben auf sein Klingeln öffnete, bei seinem Anblick sogleich mit so rascher Bewegung zurücktretend, daß er die Absicht, sie in seine Arme zu schließen, nicht ausführen konnte.

„Willst du die Güte haben, hier einzutreten," sagte sie leise, nach dem Wohnzimmer hindeutend, „ich werde sogleich zu deiner Verfügung sein."

Er hatte kein Recht gehabt, einen wärmeren Empfang zu erwarten, und das eigentümliche schmerzliche Zittern, das er im Klang ihrer Stimme wahrgenommen zu haben glaubte, bestärkte ihn nur in seinem Vorsatz, sie ohne jeden falschen Mannesstolz sogleich rückhaltlos um Verzeihung zu bitten. Als sie nun eine Minute später über die Schwelle trat mit beinahe farblosem Antlitz und dunkel umschatteten Augen, doch scheinbar ganz ruhig und gefaßt, ging er rasch auf sie zu und sagte, ihrer Anrede zuvorkommend, indem er ihr zugleich seine beiden Hände entgegenstreckte: „Vergieb mir, Helene! Ich weiß, daß ich dich gekränkt habe, und es thut mir herzlich leid. Ich hoffe, dies offene Eingeständnis wird den häßlichen Schatten tilgen, den es da für ein paar unselige Tage zwischen uns gegeben hat."

Sie nahm seine dargebotene Hand nicht, und Saldern ließ sie unwillkürlich sinken, als er gewahr wurde, in wie ernster Haltung sie da vor ihm stand.

„Wenn ich dir überhaupt etwas zu vergeben hatte, Bruno, so ist es längst geschehen," erwiderte sie. „Ich

zürne dir nicht, aber ich kann mich auch nicht länger der Erkenntnis verschließen, daß wir bis zu diesem Augenblick beide in einem verhängnisvollen Irrtum befangen waren. Wir müssen uns von ihm befreien, wenn wir nicht unglücklich werden wollen. Laß uns denn ehrlich und tapfer genug sein, es ohne Zaudern und ohne Heftigkeit zu thun. Ich gebe dir dein Wort zurück und bitte dich, mich von der Erfüllung meines Gelöbnisses zu entbinden."

Saldern war aufs äußerste betroffen, aber er fuhr nicht ungestüm auf, wie es ohne Zweifel noch wenige Tage früher bei einer solchen Erklärung der Fall gewesen sein würde. Mit den wärmsten, eindringlichsten Worten suchte er Helene zu überzeugen, daß sie seinem Benehmen während der letzten Tage eine falsche Deutung gegeben habe, daß sein Herz in Wahrheit keiner anderen gehöre als ihr, und daß es nie einer anderen gehören werde. Es machte ihn unruhig, daß sie ihm gesenkten Hauptes und mit schlaff herabhängenden Armen zuhörte, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Glaubte er doch sicher, daß sie jetzt an seine Brust sinken müsse, und daß alles vergessen sein würde in einem heißen, zärtlichen Kuß der Versöhnung.

Aber er hatte sich in dieser Erwartung betrogen.

„Es ist nicht das, um was es sich handelt, Bruno," sagte sie, als er innehielt, weil er für den Moment nichts mehr zu sagen wußte. „Ich habe niemals so gering von dir gedacht, um zu glauben, daß du mich hintergehen könntest. Aber ich habe jetzt zum erstenmal Gelegenheit gehabt, mich mit anderen zu vergleichen, die dir ebenso leicht erreichbar sind als ich, und die dir viel begehrenswerter erscheinen müssen. Ich bin ein verblühtes Mädchen und besitze nichts mehr von dem, was vielleicht einst liebenswert an mir war. Daß du mich trotzdem zu deiner Gattin machen würdest, bezweifle ich nicht, und ich be-

zweifle auch nicht, daß du dich immer verpflichtet glauben würdeſt, mir die Treue zu bewahren. Aber ich beginge ein ſchweres Unrecht gegen dich wie gegen mich ſelbſt, wenn ich es jetzt noch geſchehen ließe. Ich bin unwiderruflich entſchloſſen, unſer Verlöbnis zu löſen."

Noch einmal verſuchte er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, ihren Sinn zu ändern, aber als er erkennen mußte, daß alles umſonſt war, da lehnte ſich doch endlich ſein Stolz gegen den Trotz dieſes Mädchens auf, und er beantwortete ihr immer wiederholtes beharrliches Nein ſchließlich mit der Erklärung, daß ihm unter ſolchen Umſtänden nichts anderes übrig bleibe, als ſich ihrem Willen zu fügen.

„So werde ich alſo gehen, um nie mehr wiederzukehren," ſchloß er. „Die Verantwortung für das, was in dieſer Stunde geſchehen iſt, aber liegt auf dir. Und nun vergieb, wenn ich deine Gaſtfreundſchaft trotz des Vorgefallenen noch für einige Minuten in Anſpruch nehmen muß. Ich habe ein Verſprechen einzulöſen, das ich Fräulein Robin gab, und bin zu dieſem Zweck genötigt, ihr eine kurze mündliche Mitteilung zu machen."

Er wandte ſich, um an die Thür von Morton Robins Zimmer zu klopfen. Helene folgte ihm mit den Augen, und etwas wie ein ſchwerer Seelenkampf malte ſich in ihren Zügen.

Als er einige Schritte gethan hatte, ſagte ſie mit gepreßter Stimme: „Nur einen Augenblick noch, Bruno! Es fällt mir unſäglich ſchwer, davon zu ſprechen, denn ich weiß, daß meine Beweggründe ſehr leicht mißdeutet werden können. Aber Fräulein Robin hat mir an dieſem Morgen geſagt, welche Verpflichtung du gegen ſie eingegangen biſt, und ſo wenig ich dich hindern möchte, ihr einen Dienſt zu erweiſen, ſo wenig kann ich doch ſchweigend geſchehen laſſen, daß man dich hintergeht."

Saldern war überrascht stehen geblieben. „Was heißt das, Helene? Wer ist es, der mich hintergeht? Etwa Fräulein Robin?“

„Sie oder ihr Bruder, ich weiß nicht, ob sie im Einverständnis miteinander sind. Ich weiß nur, daß dieser angebliche Kranke seit der Stunde seiner Ankunft eine Komödie aufführt, und daß es darauf abgesehen ist, dich und uns zu täuschen.“

„Und was hat dich auf diese Vermutung gebracht?“

„Als ich gestern von dem Ball zurückkehrte, war meine Mutter noch nicht wieder da. Herr Robin hatte das Oeffnen der Flurthür nicht gehört und mochte glauben, sich ganz allein in der Wohnung zu befinden. Ich saß hier im dunkeln Zimmer, da mich der Kopf wirklich schmerzte, und das Lampenlicht meinen Augen wehe gethan hätte. Die Thür zu Fräulein Adas Stube war halb geöffnet, und ich konnte von meinem Platze aus das ganze erleuchtete Gemach übersehen. Und da nahm ich zu meiner Ueberraschung wahr, wie Herr Robin aus seiner Kammer trat, nicht gebeugt und gebrechlich, wie wir ihn bisher immer gesehen, sondern straff und aufrecht in der Haltung eines kerngesunden Mannes. Er ging eine Weile auf und nieder und sprach dabei halblaut allerlei vor sich hin, was ich nur teilweise verstand. Aber ich habe deutlich gehört, daß er auf englisch sagte: „Eine verfluchte Geschichte, diese alberne Schauspielerei! Das ist ja beinahe schlimmer, als wenn man schon im Loche steckte!“ Dann trat er vor den Spiegel und studierte sehr aufmerksam sein Gesicht. Mir wurde bei alledem schrecklich angst, denn es war etwas Unheimliches in dem Aussehen und in dem Wesen des Menschen. Ich atmete auf, als er endlich in seine Kammer zurückging, aber ich nahm mir vor, daß meine Mutter ihm die Wohnung aufkündigen solle. Zu dir hätte ich von alledem nicht gesprochen, wenn ich nicht

von einer schweren Unruhe und Bangigkeit erfüllt wäre, seitdem ich weiß, daß du dazu gebraucht werden sollst, ihm die Abreise nach Amerika zu ermöglichen."

Saldern hatte eine Empfindung, als wäre ein Kübel eiskalten Wassers über ihn ausgeschüttet worden. Er drückte beide Hände an die pochenden Schläfen, und Helene hielt erschrocken inne, als sie den verstörten Ausdruck seiner Züge sah.

„Wenn es das wäre!" murmelte er. „Wenn es das sein könnte!"

In diesem Augenblick wurde hinter der geschlossenen Thür Adas helle, fröhliche Stimme vernehmlich: „Bist du endlich fertig, Morton? Herr v. Saldern muß jeden Augenblick kommen, uns abzuholen."

Saldern richtete sich hoch auf. Mit finsterer, entschlossener Miene ging er zu der Thür und klopfte, um auf Adas munteres Herein die Schwelle zu überschreiten und die Thür wieder hinter sich zu schließen.

Beide Hände auf die stürmisch atmende Brust gepreßt, lauschte Helene in angstvoller Spannung. Da hörte sie einen schrillen Aufschrei aus weiblichem Munde und gleich darauf Brunos erhobene Stimme: „Im Namen des Gesetzes — ich erkläre Sie für verhaftet!"

Eine Sekunde lang war es totenstill, dann gab es ein dumpfes Stampfen und Poltern, ein Geräusch, wie wenn zwei Männer miteinander rängen — einen halb unterdrückten Schmerzensruf — und dann stürzten aus der heftig aufgestoßenen Thür Morton Robin und seine Schwester hervor, um in wilder Hast den Ausgang der Wohnung zu gewinnen. Helene hatte sich ihnen in den Weg stellen wollen, aber die Amerikanerin, die ihr an Körperkraft überlegen war, hatte sie ungestüm weggestoßen, und in demselben Moment hatte auch der Anblick von etwas Unerwartetem, Entsetzlichem die Glieder des jungen Mädchens gelähmt.

Sich mit einer Hand an den Pfosten der Thür klammernd, die andere, die mit Blut überströmt war, auf die Brust gepreßt, stand Bruno totenbleich auf der Schwelle von Adas Zimmer, indem er mit einer ganz fremdklingenden und trotz der unverkennbaren äußersten Anstrengung fast versagenden Stimme rief: „Haltet ihn auf — den Bankdieb — den Mörder! Helene — unten — vor der Thür — der Polizist —"

Aber er konnte nicht mehr vollenden, denn er hatte den letzten Rest seiner Kraft aufgewendet, und bewußtlos taumelte er zu Boden. Helene aber war von dem Schrecklichen nur für einen Moment ihrer Geistesgegenwart und Bewegungsfähigkeit beraubt worden. In der nächsten Sekunde schon eilte sie an das Fenster und rief mit weithin gellender Stimme auf die Straße hinab:

„Haltet sie auf — die Mörder!"

Dann ohne sich um den Erfolg ihres Alarmrufes zu kümmern, flog sie auf den Ohnmächtigen zu, umschlang ihn leidenschaftlich mit beiden Armen und überhäufte ihn mit den heißesten, zärtlichsten Liebesworten, mit Worten, wie sie noch nie zuvor über ihre Lippen gekommen waren.

— — — — — — — — — — — —

Der Anblick des unten vor der Hausthür wartenden Polizeibeamten hatte auf die fliehenden Verbrecher so niederschmetternd gewirkt, daß der Beamte den angeblichen Morton Robin ohne Zweifel als ein verdächtiges Individuum angehalten haben würde, auch wenn nicht in dem nämlichen Moment Helenens Ruf laut geworden wäre. So hatte die Flucht der beiden ein sehr rasches Ende gefunden, und noch in derselben Stunde konnte der Telegraph dem bestohlenen Berliner Bankhause melden, daß der so lange vergeblich gesuchte Betrüger ergriffen, und der größte Teil des erschwindelten Geldes bei ihm vorgefunden worden sei.

Die spätere Untersuchung ergab, daß der Verbrecher mit seinem wahren Namen James Hurley hieß, und ein seit langem vergeblich gesuchter internationaler Hochstapler war. Die angebliche Miß Ada Robin war eine ehemalige Liedersängerin eines New Yorker Vergnügungsetablissements. Sie hatte sich als eine würdige Genossin des gefährlichen Gauners erwiesen, denn mit Hilfe ihres so geschickt durchgeführten Planes wäre es ihr um ein Haar gelungen, Hurley, der sich so lange in Berlin verborgen gehalten, in Sicherheit zu bringen.

Bruno v. Saldern, der durch einen Dolchstich des verzweifelt um seine Freiheit kämpfenden Verbrechers schwer verwundet worden war, blieb auf Helenens dringende Bitten hin in ihrem Hause, und selten wohl hat ein Patient treuere, aufopferndere Pflegerinnen gehabt als er. Wochenlang bestanden die ernstesten Gefahren für sein Leben, dann aber hatte seine jugendkräftige Natur den Sieg davongetragen, und er erstand von seinem Leidenslager in alter Frische des Körpers und des Geistes.

Von der Aufhebung ihres Verlöbnisses war zwischen Helene und ihm seit dem Augenblick, da er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte und ihr sanftes Gesicht an seinem Bette sah, mit keiner Silbe mehr die Rede gewesen. Was trennend und entfremdend zwischen ihnen gestanden hatte, war durch die Ereignisse hinweggetilgt, und in den ersten Maientagen ihrer jungen Liebe waren sie nicht glücklicher gewesen als jetzt, da durch die Beförderung Brunos ihre Vereinigung in nächste Nähe gerückt war.

Im Lande der Kanäle.

Eine Reise in Holland. Von G. Merker.

Mit 20 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Eine jugendliche Herrscherin hat im Königreiche der Niederlande den Thron bestiegen, und mit leicht erklärlicher Neugierde beschäftigt man sich auch in Deutschland mit der Frage, wen wohl die anmutige Tochter Wilhelms III., für die bis zum 31. August 1898 ihre Mutter, die Königin-Witwe Emma, die Regierung führte, mit ihrer Hand beglücken werde. Ein deutscher Prinz ist wiederholt als der Bewerber bezeichnet worden, der die meiste Aussicht dazu habe, und dies veranlaßt uns zu einer Aufforderung an die Leser, uns im Geiste auf einem Ausfluge in die Heimat der jungen Königin Wilhelmina das Geleite zu geben.

Auf der Eisenbahnfahrt von Köln über Utrecht nach Amsterdam ist Elten die preußische, Zevenaar die holländische Grenzstation. Bald haben wir dann Arnheim erreicht, eine der hübschesten Städte des ganzen Königreiches der Niederlande, an den Südabhängen der Hügelkette der Veluwe oder Velau und am Rhein, von dem sich zwei Kilometer oberhalb die Yssel absondert. Die Stadt war ehedem lange Zeit hindurch die Residenz der Herzoge von Geldern und ist heute die Hauptstadt der nach ihnen benannten Provinz. Mit besonderer Vorliebe pflegen die

Utrecht.

in Oſtindien reich gewordenen Holländer, die ſogenannten Sücker-Lords, ſich nach Arnheim zurückzuziehen, um dort behaglicher Muße zu pflegen.

Auch die Umgegend der Stadt wird an Schönheit von keiner anderen Gegend Hollands erreicht; hier giebt es noch Anhöhen und Hügelreihen ſtatt der einförmigen, durch keinerlei Bodenerhebungen belebten Ebene, die ſonſt vorherrſcht; überall die ſchönſten Anlagen und Landgüter, und wir erfreuen uns während der ganzen Fahrt bis Utrecht an den hübſchen, abwechslungsreichen Scenerien, die uns jeder Blick aus dem Eiſenbahnfenſter gewahren läßt. Nachdem die Bahn den Kanal (Vaartſche Rhijn) überſchritten hat, der Utrecht mit dem Lek in Verbindung

Kanal mit Strasse.

ſetzt, iſt die intereſſante und anſehnliche Hauptſtadt der Provinz Utrecht erreicht. Sie liegt am Alten Rhein, von dem aus hier die Vecht nach dem Zuiderſee und die Vaart nach dem Lek abzweigen, und wird von zwei Kanälen oder Armen des Alten Rheins durchſchnitten. Nach außen hin iſt Utrecht von ſtarken Forts umgeben, da es in der Landesverteidigung den ſtrategiſchen Vorpoſten von Amſterdam bildet.

Utrecht iſt eine der älteſten Städte der Niederlande. Dagobert, der erſte König der Oſtfranken, gründete hier im Jahre 696 durch den heiligen Willibrord, den Apoſtel Nordhollands, ein Bistum, und auch der heilige Bonifacius lehrte auf dieſer Stätte. Des Niederſtifts Utrecht

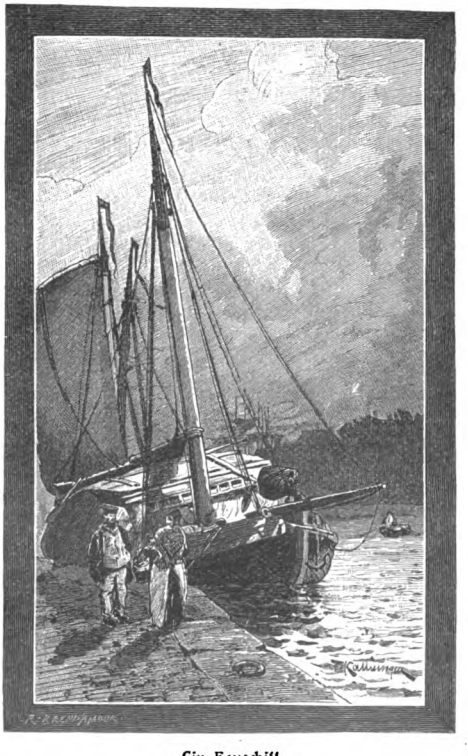
Erzbiſchöfe (Hochſtift war Lüttich) waren im ganzen Mittelalter mächtige Prälaten von großem Einfluß und zugleich die Landesherren, die erſt an Kaiſer Karl V. die weltliche Fürſtenherrſchaft verloren. Utrecht gehörte erſt zu Lothringen, ſpäter zum deutſchen Reiche, und war oft Kaiſerſitz. Den Bürgern der Stadt brachte der Handel rheinauf und rheinab hohen Wohlſtand. Utrecht wurde die vornehmſte Stadt in den Niederlanden, deswegen kamen in ihr am 23. Januar 1579 auch die Abgeordneten

Auf der Viehweide.

der ſieben Provinzen: Holland, Zeeland, Utrecht, Geldern, Overyſſel, Friesland und Groningen zuſammen und ſchloſſen in der heutigen akademiſchen Aula die Union ab, welche die Unabhängigkeit der Niederlande begründete. Die Generalſtaaten verſammelten ſich gleichfalls hier, bis das Landesparlament 1593 nach dem Haag verlegt wurde. Bekannt iſt Utrecht ferner durch den am 11. April 1713 abgeſchloſſenen Frieden, der den ſpaniſchen Erbfolgekrieg beendete. Es bildet ſeit der Gründung der Univerſität im Jahre 1636 einen Mittelpunkt der Wiſſenſchaft und eine bevorzugte Stätte der Bildung und feineren Geſelligkeit, iſt im übrigen aber, was Handel, Induſtrie und

Reichtum betrifft, längſt von Amſterdam und Rotterdam überflügelt worden.

Es hat ſich etwas wie feierliche Ruhe über die Kirchen,



Ein Heuſchiff.

Wohnungen und Geſchäftshäuſer der hochgebauten und turmreichen Stadt gelagert, die dadurch, daß die Kanäle bedeutend tiefer liegen als die Häuſer, ein ganz eigentümliches Ausſehen hat. Die Räume und Gewölbe unter den Werften an der Waſſerſeite ſind zum Teil bewohnt;

auf Treppen ſteigt man von den Rheingrachten (Grachten = Kanäle) hinauf, um zu den Straßen zu gelangen, die beiderſeits über Gewölben hinführen unter emporragenden Häuſern. Von den zwanzig Kirchen der Stadt war der dem heiligen Martin geweihte Dom (Maartenskirche) ur-

Schiffszieherin.

ſprünglich eine mächtige Baſilika gotiſchen Stiles in Kreuzform, eine der großartigſten Kirchenanlagen in den Niederlanden, deren Langhaus jedoch am 1. Auguſt 1674 infolge eines gewaltigen Sturmes einſtürzte. Ein Wiederaufbau unterblieb, und ſeitdem ſind der Chor mit dem Querſchiff und der Weſtturm durch einen großen freien Platz getrennt. Der ehedem 111 Meter, jetzt nur noch 103 Meter

hohe Domturm aus dem 14. Jahrhundert bildet ein Viereck mit doppeltem Aufſatz; der obere Teil iſt achteckig und durchbrochen. Man kann auf Stufen bis zur Plattform emporſteigen; die Rundſicht, die man dort oben genießt, erſtreckt ſich faſt über ganz Holland, einen Teil von Geldern und Nordbrabant.

Sägemühle.

Von jenem luftigen Standorte aus kann man es deutlich wahrnehmen, daß der Utrechter Bezirk noch um ganze 6 Meter höher liegt als das übrige tafelebene Holland, durch das uns auf der Weiterfahrt das Dampfroß führt. Nicht mit Unrecht, wie uns jeder Blick aus dem Wagenfenſter lehrt, hat man es das „Land der Kanäle“ geheißen, denn durch dieſe erhält die niederländiſche Landſchaft ihr feſtſtehendes Gepräge.

Die Kanäle oder Grachten ſieht man bei jeder Wendung immer aufs neue in die Weite glänzen; ſie durchſchneiden das Land nach allen Richtungen hin und dienen in erſter Linie als Verbindungsmittel. Sogar jeder kleine Ort hat ſein Syſtem von Kanälen, das ihn mit der Umgebung in Verbindung bringt. Ferner dienen ſie als Gräben, um das überflüſſige Waſſer vom Lande abzu-

leiten, und endlich zur Einfriedigung von Feldern, Weiden, Gärten und Häuſern, ähnlich wie in anderen Ländern Umzäunungen und Hecken. Während die Kanäle der letzteren Art naturgemäß nur ſchmal ſind, haben die Hauptkanäle eine Breite von 20 Meter und eine Tiefe von 2 Meter aufzuweiſen. Oft genug liegt nicht bloß der Waſſerſpiegel, ſondern auch das Bett höher als das umgebende Land.

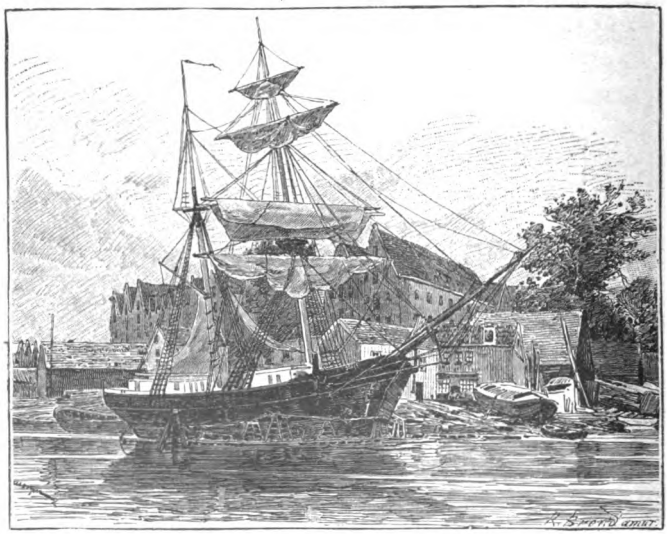
Die breiteren Kanäle ſind ſtets mit allerlei Fahrzeugen belebt; bald ſind es Segelboote, bald hochbeladene

Im Aussensingel von Amsterdam.

Kähne, die von Männern oder Frauen mit vorgeneigtem Körper gezogen werden. Ziehfahrzeuge ſind auch die Treckſchuiten (ſprich: Trecks-ſcheuten), lange, ſchmale Marktſchiffe, die auf dem faſt regungsloſen Waſſer der Kanäle von einem Pferd, das der „Jager“ unabläſſig zu kurzem Trabe anfeuert, langſam fortbewegt werden. Die Paſſagiere halten ſich in dem hinteren Raume dieſer Fahrzeuge auf, die ehedem in ganz Holland das allgemein übliche Beförderungsmittel bildeten, jetzt aber auf den verkehrsreicheren Strecken durch kleine Schraubendampfer erſetzt ſind, ſo daß der gewöhnliche Touriſt kaum noch in den Fall kommt, ſich ihrer bedienen zu müſſen.

Längs der großen Kanäle laufen meiſt auch Land-

ſtraßen hin, gleich jenen nach der Schnur gezogen; da weder Thal noch Hügel Krümmungen oder ein Auf- und Abſteigen nötig machen, ſo konnte man in der überall ſich ausbreitenden Ebene ſtets die kürzeſte Linie einhalten. Gepflaſtert ſind ſie allgemein mit ſogenannten Klinkers, einer Art von kleinen, gebrannten Ziegeln, die ſelbſt bei an-



Prinzen-Eilands-Gracht in Amsterdam.

dauernden Niederſchlägen die Wege ſtets feſt und trocken erhalten.

Häufig begegnet man auf Straßen und Kanälen hochbeladenen Heuwagen und Heuſchiffen; letztere werden im Sommer nur leicht zugedeckt, im Winter und für beſonders lange Fahrten dagegen durch eine wohlgezimmerte Bretterbedachung geſchützt. Bei dem Viehreichtum Hollands iſt der Bedarf an Heu überall ein ungemein großer, und fällt das Gras in einer Gegend minder ſaftig und

reichlich aus, so müssen üppigere Triften in anderen Teilen des Landes es herleihen. Nirgendwo findet man Vieh, das wohlgenährter, besser von Gestalt und reiner und glänzender von Haut wäre. Ueberall trifft das Auge auf weidende Herden; hier umgeben sie eine einsame Windmühle, dort drängen sie sich um Tröge, denen fortwährend reines Wasser zugeleitet wird, anderwärts wieder sind

Am Schreierturm am Amsterdamer Hafen.

sie sorgfältig, je nach Verschiedenheit der Arten und des Alters, durch Planken und Zäune abgeteilt.

Zahllos sind die Windmühlen, die fast unausgesetzt ihre langen Arme drehen, denn von der Nordsee her weht es mächtig oder leise bei Tag und Nacht. Wo der sandige Boden sich nur ein wenig erhebt, hat man auch gleich eine Windmühle darauf gesetzt. Sie mahlen Korn, sägen Holz, stampfen Oel, zerreiben Tabakblätter zu Schnupftabak, formen Papier, klopfen Hanf und dergleichen mehr. Den Hauptdienst erzeigen sie aber durch Ableitung des überflüssigen Wassers, und im Hinblick darauf kann man

ſie geradezu als Landesretter bezeichnen. Ohne die raſtloſe Thätigkeit der Schöpfmühlen verſänke Holland in Moor und Sümpfe, ſie allein halten es über dem Waſſer. Die holländiſchen Windmühlen ſind durchweg ſehr groß und ſtark, die einzelnen Flügel findet man ſelten unter 25 Meter lang. Vielfach ſucht man ihnen im Aeußeren ein zierliches Ausſehen zu geben, wobei Malerei und ſogar Goldfarbe nicht verſchmäht werden; oft liegt auch

Bei den Teertuinen in Amſterdam.

ein behaglich zum Wohnen einladendes Häuschen dicht daneben.

Nicht bloß auf dem Lande hat man überall die ſich drehenden Schwingen der Windmühlen vor Augen, die jede Luftſtrömung einfangen und zur Arbeitsleiſtung heranziehen, auch bei den großen und kleinen Städten ſind die Wälle mit ihnen beſetzt. Von welcher Seite man ſich beiſpielsweiſe der Hauptſtadt Amſterdam nähern mag, ſei es von einer der Landſeiten oder von den Singeln der Umgürtungskanäle her, immer gewahrt man rechts wie links eine Reihe von Windmühlen.

Die Stadt, bekanntlich einer der bedeutendſten See-

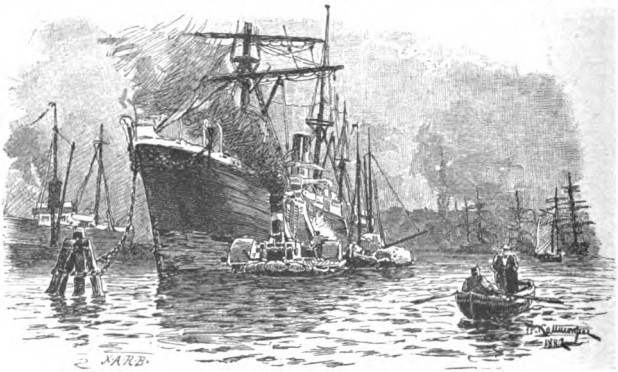
und Handelsplätze Europas, liegt am Einfluß der Amſtel in den Meerbuſen Y (ſprich: Ei), von zweien ihrer Arme durchfloſſen und in zwei Teile, die alte (öſtliche) und die neue (weſtliche), geſchieden. Sie hat die Geſtalt eines Bogens, deſſen Sehne das Y und deſſen Rundung die

Der Neue Markt in Amsterdam.

Landſeite darſtellt. In neuerer Zeit wird eifrig an der Erweiterung der Stadt gearbeitet; auf der Südſeite, zwiſchen Amſtel und Vondelspark, auf der Oſtſeite und neuerdings auch im Weſten ſind zahlreiche neue Straßen und Viertel entſtanden.

Die ganze Stadt mit ihren 40,000 Häuſern ruht auf Pfählen. Die obere Schicht iſt nichts als Moor und Torf, und bevor nicht 4 bis 6 Meter lange Pfähle in

den unteren feſten Sandboden eingerammt worden ſind, kann man kein dauerhaftes Gebäude errichten, weshalb auch der Bau eines ſolchen unter der Erde oft ebenſoviel Geld koſtet wie der über derſelben. Die Häuſer werden durchweg aus Backſteinen aufgeführt, nur ſelten findet man Quadern als Baumaterial. Sie ſind meiſt ſchmal, dafür aber deſto höher, und das kräftige Rot der Ziegelwände wird grell unterbrochen von den hellweißen Geſimſen und den grünen Rahmen und Läden der Fenſter.



Im Amſterdamer Hafen.

Die Giebel ragen mit allerlei Schnörkeln in die Luft; einzelne Gebäude, ſelbſt neuere, haben ein mittelalterliches Ausſehen, das auch den Neuen Markt ſo maleriſch macht. Die Hauptſtraßen laufen unter ſich parallel als Halbbogen, die ſich mit den Enden auf den Meerbuſen ſtützen, gerade Querſtraßen ſchneiden durch; die breiteren haben in der Mitte mit Bäumen beſetzte Kanäle aufzuweiſen.

An hervorragenden Bauten iſt Amſterdam nicht übermäßig reich. Das berühmteſte und größte öffentliche Gebäude darunter iſt das königliche Palais, ehemals das

städtiſche Rathaus, auf dem Domplatz. Ferner ſind hervorzuheben: die Börſe, der ehemalige Admiralitätshof,

Gracht in Amsterdam.

jetzt als Stadthaus dienend, das Juſtizgebäude, das Trippenhuis mit dem Reichsmuſeum, der hervorragendſten Gemäldeſammlung Hollands, der Induſtriepalaſt (Paleis

voor Volksvlijt) u. ſ. w. Von den 44 Kirchen Amſterdams verdienen namhaft gemacht zu werden die ſchöne, ſpätgotiſche Nieuwe Kerk (Katharinenkirche) auf dem Dam, die gotiſche Oude Kerk (Nikolaikirche) und die Weſterkerk mit ihrem 90 Meter hohen Turm.

Die ganze Nordſeite von Amſterdam am Y iſt in einen einzigen großen Hafen mit verſchiedenen Docks oder Baſſins umgeſchaffen, von denen das Oſterdok und das Weſterdok für faſt tauſend größere Schiffe Raum bieten. Vom Y werden ſie durch mächtige, 600 bis 800 Schritte lange Dämme getrennt, die zugleich die am Y gelegenen Stadtteile vor den Ueberſchwemmungen ſchützen, denen ſie vorher bei jeder Sturmflut ausgeſetzt waren. Namentlich für den Binnenländer iſt eine Wanderung am Hafen hin längs der Quais und der Anblick des dort von früh bis ſpät herrſchenden raſtloſen Lebens und Treibens in hohem Grade anziehend und unterhaltend. Hier zieht ein hochbordiger Dampfer eine ganze Menge kleinerer Fahrzeuge an, deren Ladung nach und nach in ſeinen weiten Räumen verſchwindet. Dort verdeckt an der Prinzen-Eilands-Gracht ein einziges großes Segelſchiff mit ſeinen Maſten, Rahen und Segeln für unſeren Blick beinahe ein ganzes Häuſerviertel. An dem Werft, von dem die Schiffe nach allen Erdteilen abzuſegeln pflegten, ragt der um 1482 erbaute Schreierturm empor, der jetzt das Bureau des Hafen- und Dockmeiſters enthält. Seinen

Hafenarbeiter.

Namen hat er von den Wehklagen, in die hier Weiber und Kinder bei der Abfahrt von Männern oder Vätern ſo oft ausbrachen. Gegenüber befindet ſich die Telegraphenſtation für den Nordſeekanal bei Ymuiden, woſelbſt Windrichtung, Waſſerſtand u. ſ. w. regelmäßig angezeigt wird. Am Schreierturm iſt auch eine Hauptanlegeſtelle für die kleinen, den Hafen befahrenden Lokaldampfer. An dieſer Stelle drängen ſich immerfort Fahrzeuge aller Art zuſammen. Aber auch dort, wo — wie bei den Teertuinen — eine lange Reihe von Bäumen und ſtattlichen Häuſern das Ufer überragt, zieht doch eine lange ſchmale Treckſchuite oder ein kleiner Perſonendampfer heran.

Plaudernde Nachbarn.

Die Außenſeite der eigentlichen Stadt umzieht in weitem Bogen der gegen 10 Kilometer lange Buitenſingel. Mit ihm parallel laufen, konzentriſch ſich verkleinernd, drei andere große Grachten: die Prinſengracht, die 45 Meter breite Keizersgracht und die Heerengracht, die gleichfalls 45 Meter breit und noch faſt 4 Kilometer lang iſt. Alle drei ſind von Ulmenalleen eingefaßt und gewähren einen freundlichen und an vielen Punkten höchſt maleriſchen

Anblick. An dieſe Hauptkanäle ſchließen ſich nun die übrigen Grachten, deren im ganzen ungefähr ſiebzig vorhanden ſind. Sie durchſchneiden das in dieſer Beziehung Venedig gleichende Amſterdam nach allen Richtungen und

Im Amsterdamer Judenviertel.

teilen es in neunzig Inſeln, die durch mehr als dreihundert Brücken miteinander in Verbindung ſtehen.

Auch das Straßenleben iſt überaus intereſſant und mannigfaltig. Auffallend iſt die große Anzahl von rundlichen Frauen- und Mädchengeſtalten mit rötlichweißer

Hautfarbe, blondem Haar und treuherzigen Augen. In den Straßen herrſcht gleichfalls ununterbrochener reger Verkehr. Wohl ſieht man in der Nähe des Hafens und der Schiffswerfte hie und da einen Arbeiter, der eine kleine Ruhepauſe macht, indem er ſich einen Augenblick ermüdet an das Holzwerk lehnt; die Nachbarn plaudern, wenn ſie einander treffen, wohl vor ihren Hausthüren

Overschree.

miteinander, ſonſt aber pflegt in der Regel alles eilends ſeinen Geſchäften nachzugehen.

Einen Beſuch verdient auch das alte Judenviertel, das wie vor Zeiten auch heute noch faſt ausſchließlich von Juden, die ungefähr ein Zehntel der Stadtbevölkerung ausmachen, bewohnt wird. Die Straßen darin gleichen der ehemaligen Frankfurter Judengaſſe; überall derſelbe Schmutz, der gegen die holländiſche Reinlichkeit doppelt ſeltſam abſticht, dieſelben Verkaufsſtände mit alten Kleidern, Geräten u. ſ. w., der gleiche durcheinander wimmelnde Verkehr. Doch beginnt auch dieſes Viertel jetzt

durch Neubauten ſchon ein moderneres Ausſehen zu gewinnen.

Ganz fraglos iſt Amſterdam eine der merkwürdigſten und originellſten Städte der Erde, die mit ihrem eigenartigen Volksleben, ihren Ueberbleibſeln alter Sitten und

Delft.

Gepflogenheiten und ihrer Luſt an bewegter Fröhlichkeit ſelbſt Weitgereiſten immer noch Neues bietet.

Dieſem großartigen Handelsemporium an der Nordſee ſtellt ſich das mächtig aufblühende Rotterdam an der Maas zur Seite, während der Haag ('s Gravenhage), der Sitz der Regierung und die königliche Reſidenz, ſich als eine der zierlichſten und ſchönſten Städte von Europa zeigt, der zudem die unmittelbare Nähe des von Jahr zu Jahr ſtärker beſuchten Seebades Scheveningen einen beſonderen

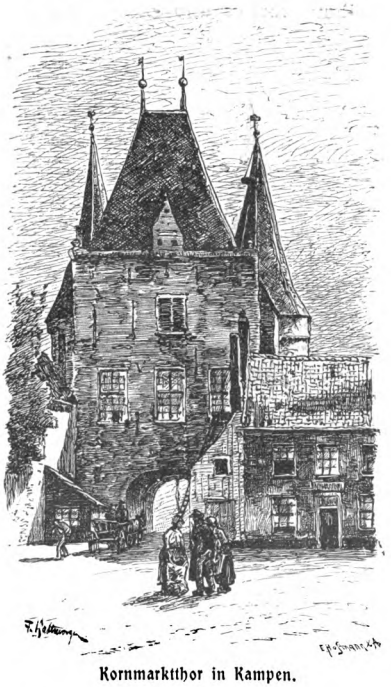
Reiz verleiht. Zum Schluſſe unſerer Wanderung geleiten wir den Leſer jedoch noch zu einigen minder bedeutenden Ortſchaften.

Faſt in jedem holländiſchen Weiler und Städtchen hebt ſich in dem Bilde desſelben irgend eine ſtattliche Brücke mit ihrer Umgebung beſonders augenfällig hervor. Das Dorf Overſchree zeigt bei ſeiner Kanalbrücke ein ſtattliches Häuſereck mit dunklem Hain, von der unvermeidlichen Windmühle überragt. — Delft, der Geburtsort des berühmten Hugo Grotius, ehemals die Stadt des beſten Bieres in ganz Holland und der Erzeugungsort der „Delftſchen Waren", Geſchirre aus Halbporzellan oder Fayence, deren Muſter gegenwärtig wieder Mode werden, ſtellt ſich maleriſch dar mit Steinbrücken, welche über die von Linden eingefaßten Kanäle führen.

Kampen an der Yssel.

Von hier bis nach dem mit der Eiſenbahn in einer Viertelſtunde zu erreichenden Haag (Zwiſchenſtation iſt Ryswyck, wo 1697 der bekannte Friede zwiſchen England, Frankreich, Holland, Deutſchland und Spanien zu ſtande kam) liegt ein hübſches Landhaus mit Gärtchen neben

dem anderen. Jede holländiſche Stadt umgiebt eben ein ſchmälerer oder breiterer Kranz ſolcher Villen, deren behagliche Einrichtung den Stolz der Hausfrau bildet. Auch innerhalb der Städte und Ortſchaften bewohnt ganz im Sinne des engliſchen Cottageſyſtems jede Familie, welche es irgendwie ermöglichen kann, ein Haus für ſich. Selbſt für minder Begüterte erbauen vielfach Privatgeſellſchaften außerhalb der Städte, meiſt an irgend einer Gracht, kleine Häuschen, die ſie neben einem dazu gehörigen Stückchen Gartenlandes gegen billigen Zins vermieten. Durch Entrichtung einer etwas höheren Wochenmiete gehen aber ſolche Häuschen allmählich in den Beſitz des Bewohners ſelbſt über.



Kornmarktthor in Kampen.

Vielfach fällt in den älteren Städten Hollands die mittelalterliche Bauart auf, wie ſie in jener Zeit auch in Deutſchland gewöhnlich war. Beſuchen wir zum Beiſpiel das Städtchen Kampen an der Yſſel unweit der Zuiderſee, ſo können wir uns ganz wohl an den Schiffleutſtaden in Straßburg verſetzt glauben, und das dortige maleriſche

Kornmarktthor vermögen wir uns ebenso gut als Eingang in eine schwäbische oder fränkische Reichsstadt zu denken. Ungeachtet solcher Uebereinstimmung aber bilden die Holländer eine scharf ausgeprägte Nationalität für sich und ein Volk aus einem Guß, das mit seinen eigentümlichen Sitten und sozialen Erscheinungen gerade zu den deutschen Nachbarn in scharfen Gegensatz tritt. In allen Gewohnheiten des Lebens zeigen die Niederländer eine viel größere Verwandtschaft mit dem Engländer als mit dem Deutschen, aber Sprache und körperliche wie geistige Entwickelung stellen sie ebenso vollkommen auf die eigenen Füße wie ihre großartige Geschichte und staatliche Vergangenheit.

Familie und Haus

nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von Lorenz Stüben.

(Nachdruck verboten.)

VI. Die für den Haushalt wichtigsten Verträge.

Die Errichtung eines eigenen Hausstandes durch ein Ehepaar begründet eine Reihe von Rechtsverhältnissen, die ebenfalls ihre Regelung im B.G.B. finden.

Wenn jemand nicht in der glücklichen Lage ist, Hausbesitzer zu sein, so muß er für sich und seine Familie eine Wohnung mieten, und da sind in erster Linie die Vorschriften der Paragraphen 535 bis 597 wichtig, die von Miete und Pacht handeln.

Der Unterschied zwischen Miete und Pacht besteht darin, daß bei der ersteren sich der Vermieter durch den Mietvertrag verpflichtet, den Gebrauch der vermieteten Sache während der Mietzeit zu gewähren, bei der Pacht aber verpflichtet ist, neben dem Gebrauch der verpachteten Sache auch noch den Ertrag an Früchten, die sie giebt, dem Pächter zu überlassen (Paragraphen 535 und 581). Man spricht infolgedessen von „Miete" bei einem Vertrag, durch den eine Wohnung, ein Haus oder andere Baulichkeiten zum Gebrauche überlassen werden; von „Pacht"

dagegen bei einem Garten, einem Landgut, einem Restaurationsgarten, einem Walde und dergleichen.

Ein besonderer Unterschied zwischen beiden Arten von Verträgen liegt darin, daß bei der Miete der Vermieter dem Mieter die Sache in einem zum Gebrauche geeigneten Zustande zu übergeben und während der Mietzeit in diesem Zustande zu erhalten hat, während bei Pachtverträgen in den meisten Fällen der Pächter die Erhaltungspflicht des gepachteten Grundstückes und des dazu gehörigen Inventars hat. Im übrigen finden die Vorschriften über Miete auf ein Pachtverhältnis entsprechende Anwendung.

Ein Ministerialbeamter sucht eine für seine Verhältnisse passende Wohnung. Er besichtigt auch eine solche im Hause des Zimmermeisters Fröhlich in dessen Beisein. Da ihm die Räume gefallen und der Mietpreis ihm zusagt, so sagt er Fröhlich, daß er die Wohnung vom 1. April ab auf drei Jahre für eine jährliche Miete von achthundert Mark mieten will. Die beiden Herren verabreden, daß am Nachmittage desselben Tages die schriftliche Abfassung des Vertrages erfolgen soll. Durch seine Ehefrau wird der Mieter jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß die Wohnung gegen Norden liegt und infolgedessen nur in den Sommermonaten auf kurze Zeit Sonnenlicht erhält. Da auch die Lage der Zimmer sich nicht mit den Absichten des Ehepaares in Uebereinstimmung bringen läßt, so beschließt der Beamte, von der Mietung der Wohnung abzusehen. Trotz seiner Verabredung mit dem Hausbesitzer genügt die einfache Mitteilung dieses Entschlusses, um den Beamten außer Verbindlichkeit zu setzen. Hatten nämlich die Parteien verabredet, daß der Vertrag schriftlich geschlossen werden sollte, so bedarf es zur Gültigkeit des Vertrages nach Paragraph 126 auch des schriftlichen Abschlusses.

Der Ministerialbeamte erfährt in den nächsten Tagen

von einem Freunde, daß dieser in seinem Hause eine passende Wohnung zu vermieten habe. Sie wird von dem Ehepaar besichtigt, für geeignet befunden und durch mündlichen Vertrag vom 1. April ab auf drei Jahre gemietet, da beide Parteien bei den freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen, die Abfassung eines schriftlichen Vertrages nicht für erforderlich halten. Das Ehepaar zieht am 1. April ein. Schon im Dezember desselben Jahres aber erhält der Mieter seitens seines Hauswirtes die Kündigung zum nächsten 1. April. Er stellt seinen Freund zur Rede, indem er ihm ins Gedächtnis ruft, daß sie doch einen Vertrag auf drei Jahre geschlossen haben. Unter dem lebhaften Bedauern, durch geschäftliche Rücksichten zu der Kündigung veranlaßt worden zu sein, weist der Freund dem Beamten nach, daß ein Mietvertrag über eine Wohnung, der für längere Zeit als ein Jahr geschlossen wird, der schriftlichen Form bedarf, um für diese Zeit bindend zu sein (Paragraph 566). Wenn diese Form nicht gewahrt ist, so gilt der Vertrag als auf unbestimmte Zeit geschlossen. Er kann jedoch nicht früher als zum Schluß des ersten Mietjahres gekündigt werden.

Andererseits können Beamte, Militärpersonen, Geistliche und Lehrer an öffentlichen Unterrichtsanstalten ihrerseits ohne Rücksicht auf die Dauer eines abgeschlossenen Mietvertrages unter Einhaltung der gesetzlichen Kündigungsfrist den Vertrag kündigen, wenn sie nach einem anderen Ort versetzt werden. Die gesetzliche Kündigungsfrist beträgt drei Monate. Spätestens am dritten Werktage eines Vierteljahres muß die Kündigung auf den Schluß des laufenden Kalendervierteljahres ausgesprochen werden, und zwar für den ersten Termin, zu dem sie zulässig war. Ist dieser erste Termin verstrichen, so kann der betreffende Mieter keinen Gebrauch mehr von dieser

Ausnahmebestimmung machen. War der Mietzins aber nach Monaten bemessen, so ist die Kündigung nur für den Schluß des Kalendermonates zulässig und hat spätestens am Fünfzehnten des Monats zu geschehen.

Für die zur Zeit des Inkrafttretens des B.G.B. noch laufenden Mietverträge ist es von Wichtigkeit zu wissen, von welchem Zeitpunkt ab sie den Bestimmungen des neuen Gesetzes unterworfen sind. Darüber sagen die Paragraphen 171 und 172 des Einführungsgesetzes zum B.G.B., daß ein am 1. Januar 1900 bestehender Mietvertrag — wie auch ein Pacht- oder Dienstvertrag — sich bis zu dem ersten Termin, an dem die Kündigung des Vertrages nach den bisherigen Gesetzen oder dem Vertrage selbst zulässig ist, nach den Vorschriften der früheren Landesgesetze richtet. Von dem Tage ab, zu dem der Vertrag zum erstenmal nach dem 1. Januar 1900 hätte gekündigt werden können, fällt er unter das B.G.B., einerlei, ob er wirklich gekündigt worden ist oder nicht. Mit anderen Worten: ein Mietvertrag, der bis zum 1. April 1903 unkündbar abgeschlossen ist, steht bis zu diesem Termin unter den bisherigen landesgesetzlichen Bestimmungen. Ein solcher, der am 1. April 1899 auf ein Jahr abgeschlossen ist, mit der Bedingung, daß er sich, wenn von keiner der beiden Parteien die Kündigung ausgesprochen wird, immer stillschweigend um zwei Jahre verlängert, ist vom 1. April 1900 an nach dem B.G.B. zu beurteilen. Aber ein Vertrag, der am 1. Januar 1897 auf zehn Jahre abgeschlossen ist, in dem es nur einer der Parteien freigestellt ist, zum 1. Januar 1904 zu kündigen, während die andere bis 1907 gebunden bleiben soll, untersteht trotzdem bis zum 1. Januar 1907 noch den Landesgesetzen, wenn diese Kündigung nicht eintritt. Dies geht aus Paragraph 170 des Einführungsgesetzes zum B.G.B. hervor, in dem bestimmt wird, daß für ein Schuldver-

hältnis, das vor dem Inkrafttreten des B.G.B. entstanden ist, die bisherigen Gesetze maßgebend bleiben. Denn die einzelnen Abschnitte der Bestimmungen über Miete, Pacht und dergleichen werden im zweiten Buch des B.G.B., welches die Ueberschrift „Recht der Schuldverhältnisse" trägt, behandelt und fallen unter diese Vorschriften.

Wenn nun auch das B.G.B. für Mietverträge, deren Gültigkeit ein Jahr nicht übersteigen soll, die mündliche Form genügen läßt, so ist es doch zu empfehlen, solche Verträge stets schriftlich abzuschließen. Beide Parteien sichern sich auf diese Weise gegenseitig den Beweis für das, was verabredet ist, während in einem etwaigen Prozeß bei entgegenstehenden Behauptungen der Parteien der Streit nur durch einen seitens einer derselben zu leistenden Eid entschieden werden kann, wenn nicht zufällig der Beweis durch dritte Personen geführt werden kann.

Wer eine Wohnung mieten will, hat in erster Linie die Augen aufzumachen und sich zu überzeugen, ob die Räume sich in einem solchen Zustande befinden, wie er ihn für sich und seine Familie wünscht. Jemand, der sich eine Wohnung ansieht, sie aber nur oberflächlich besichtigt und in dem guten Glauben, daß alles in Ordnung sein wird, dem Hausbesitzer erklärt, daß er mit dem Zustande der Wohnung einverstanden sei, hat demnächst, wenn er eingezogen ist, keinen Anspruch darauf, daß nun noch nachträglich Mängel abgestellt werden. Sie müßten denn so erheblich sein, daß sie die Räume zum Bewohnen unbrauchbar machen. Unsaubere Zimmerdecken, abgetretene Fußböden, zerkratzte Thüren muß der Mieter dann auf eigene Kosten herstellen lassen, wenn sie ihm so nicht gefallen.

Wenn aber bei der Besichtigung einer Wohnung ein Zimmer verschlossen ist, und der Hauswirt den Schlüssel augenblicklich nicht zur Stelle schaffen kann, dabei aber

erklärt, daß das Zimmer sich in gutem, bewohnbarem Zustande befinde, dann haftet er auch für seine Behauptung, von deren etwaiger Unrichtigkeit der Mieter sich nicht überzeugen konnte.

Die gesetzlichen Bestimmungen schreiben nun weiter vor, daß die Wohnungsmiete am ersten Werktage nach dem Ablauf eines Kalendervierteljahres, also nachträglich (postnumerando) zu entrichten ist. Diese Vorschrift kann selbstverständlich wie alle anderen über Miete und Pacht vertragsmäßig abgeändert werden. Es muß überhaupt hier betont werden, daß mit wenigen Ausnahmen in erster Linie der Wille der Parteien, also die vertragsmäßig vereinbarten Bestimmungen, und erst bei einem Fehlen solcher Vereinbarungen die gesetzlichen Bestimmungen entscheiden.

Die Wohnung ist, wie oben bereits erwähnt, vom Vermieter in einem brauchbaren Zustande zu übergeben und so zu unterhalten. Was durch den ordnungsgemäßen Gebrauch der Wohnung abgenutzt wird, hat der Mieter nicht zu ersetzen. Die notwendigen Reparaturen an Tapeten, Decken, Oelfarbe u. s. w. hat der Vermieter auf seine Kosten vornehmen zu lassen. Nur für solche Beschädigung der Wohnung, die durch Fahrlässigkeit oder Verschulden des Mieters oder seiner Familienmitglieder, oder von Personen, die zu dem Mieter in dem Verhältnis als Dienstboten, Aftermieter oder als Gast stehen, verursacht wird, haftet der Mieter dem Hausbesitzer.

Der Vermieter einer Wohnung kann seinerseits ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist das Mietverhältnis kündigen, wenn der Mieter für zwei aufeinanderfolgende Termine mit der Entrichtung des Mietzinses oder eines Teiles desselben im Rückstande ist. Das gleiche Recht der sofortigen Kündigung steht dem Vermieter zu, wenn der Mieter von der Wohnung einen vertragswidrigen

Gebrauch macht und diesen trotz einer Abmahnung des Vermieters fortsetzt. Wer einen Laden zum Betriebe eines Kolonialwarenhandels mietet, darf ohne Genehmigung des Hausbesitzers keine Schankwirtschaft darin betreiben. Ein Stockwerk, das vertragsgemäß als Wohnung für drei oder vier Personen vermietet ist, darf gegen den Willen des Vermieters nicht als Arbeitsraum für die fabrikmäßige Herstellung von Waren verwendet werden, wenn dazu eine größere Zahl von Arbeitern nötig ist. Sind mehrere Zimmer zum Betriebe einer Putzfedernfabrik vermietet, so kann der Hauswirt die Herstellung von Feuerwerkskörpern oder die Erzeugung von Chemikalien untersagen u. s. w.

Der Mieter seinerseits kann von dem Vertrage zurücktreten, wenn ihm der vertragsmäßige Gebrauch der gemieteten Wohnung ganz oder zum Teil nicht rechtzeitig gewährt oder wieder entzogen wird, und der Mangel nicht innerhalb einer von ihm zu bestimmenden, jedoch angemessenen Frist beseitigt wird. Er kann das Mietverhältnis ohne Einhaltung einer Frist kündigen, wenn die Benutzung der Wohnung mit einer erheblichen Gefährdung der Gesundheit verbunden ist. Dies kann beispielsweise der Fall sein, wenn der Hausschwamm in der Wohnung auftritt, oder wenn die Zimmer einer Wohnung im Erdgeschoß sich stetig in einem feuchten Zustande befinden. Die erhebliche Gefährdung der Gesundheit muß jedoch der Mieter nachweisen und daher für rechtzeitige ärztliche Bescheinigung seitens des betreffenden Physikus sorgen. Dieses, nach Paragraph 544 festgesetzte Recht des Mieters kann nicht durch Vertrag ausgeschlossen werden. Eine solche Vereinbarung würde somit ungültig sein.

Für die Forderungen des Vermieters aus dem Mietverhältnis hat ersterer ein Recht an den eingebrachten Sachen des Mieters (Paragraph 559), soweit diese nicht zu den der Pfändung nicht unterworfenen Sachen gehören.

Zu den Forderungen aus dem Mietverhältnis gehören auch solche Ansprüche, die aus dem Mietverhältnis entsprungen sind, ohne gerade Mietzins zu sein. Wenn durch Schuld des Mieters die Wohnung beschädigt wird, wenn die Exmissionsklage seitens des Vermieters gegen den Mieter angestellt worden ist, so gehören in beiden Fällen die entstandenen Aufwendungen des Vermieters zu den Forderungen aus dem Mietvertrage, nicht aber irgend welche andere Schulden des Mieters, die er außerdem noch bei dem Hauswirt etwa gemacht hat. Die nicht der Pfändung unterworfenen Sachen sind die notwendigsten Mobilien, Betten, eine Uhr, Schul- und Andachtsbücher, die nötige Kleidung und ähnliche Gegenstände, die auch bei einer Zwangsvollstreckung wegen einer Geldforderung dem Schuldner nicht genommen werden können.

Früher konnte der Hauswirt dem Mieter, der mit der Miete in Rückstand geraten war, jedes Stück der eingebrachten Sachen für seine Forderung einbehalten, so daß oft Familien auf die Straße gesetzt wurden, denen nichts blieb, als was sie an Kleidung auf dem Leibe trugen. Hier hat das B.G.B. für ganz Deutschland Wandel geschaffen, soweit nicht schon in den letzten Jahren die Gesetzgebung in einzelnen Staaten dies gethan hat.

Mit dem Ausdruck „Miete" wird nach dem herrschenden Sprachgebrauch oft ein solches Geschäft bezeichnet, bei dem nach dem B.G.B. eine Miete nicht vorliegt. Andererseits benennt man einen Vertrag, der ein richtiger Mietvertrag ist, fälschlicherweise einen Leihvertrag. Die Entnahme von Noten aus der Musikalienhandlung, eines Fahrrades oder eines Maskenanzuges auf Zeit und gegen Entgelt wird ein „Leihen" genannt. Aber es liegt in allen diesen Fällen ein richtiger Mietvertrag vor. Die „Leihe" dagegen — diesen Ausdruck wendet das B.G.B. dafür an — ist etwas ganz anderes. Bei der Leihe ge-

stattet der Verleiher einer Sache dem Entleiher deren unentgeltlichen Gebrauch. Trotzdem liegt auch hier ein richtiger Vertrag vor. Eine Frau, die von einer Nachbarin deren Nähmaschine auf einige Tage entleiht, ohne dafür zu bezahlen, hat einen Leihvertrag geschlossen und damit bestimmte gesetzliche Verpflichtungen übernommen. Gemietet hätte sie die Maschine, wenn sie gegen Zahlung einer Entschädigung den Gegenstand vom Händler überlassen bekommt. Wer eine Sache leiht, darf nur einen vertragsmäßigen Gebrauch davon machen, er darf sie nicht weiter verleihen, sonst liegt die Gefahr eines Schadensersatzes vor. Dagegen haftet der Entleiher nicht für eine Verschlechterung der geliehenen Sache, die durch den ordnungsgemäßen Gebrauch herbeigeführt ist. Werden aber mit einem entliehenen Plätteisen Nägel eingeklopft, wird eine Badewanne zur Aufbewahrung von ätzenden Flüssigkeiten verwendet, stellt jemand geliehene Salonmöbel bei feuchtem Wetter in den Garten, strengt er ein entliehenes Pferd nachweislich übermäßig an, so haftet er als Entleiher für jeden Schaden, einerlei, ob dieser durch Fahrlässigkeit oder durch Vorsatz herbeigeführt worden ist.

Man hört auch oft den Ausdruck: ein Dienstmädchen mieten. Selbstverständlich liegt hier kein Mietvertrag, sondern nach dem B.G.B. ein Dienstvertrag vor.

Das B.G.B. regelt nicht, wie die Gesindeordnungen in den einzelnen Staaten, das Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde in allen Punkten. Die Bestimmungen dieser Gesindeordnungen bleiben mit Ausnahme einiger im B.G.B. enthaltenen Vorschriften in Kraft. Das Einführungsgesetz zum B.G.B. läßt die landesgesetzlichen Gesindeordnungen bestehen, indem es hinzusetzt: „Ein Züchtigungsrecht steht dem Dienstberechtigten dem Gesinde gegenüber nicht zu."

Die Bestimmungen, welche das B.G.B. für den

Dienstvertrag trifft (Paragraphen 611 bis 630), gelten nicht nur für das Gesinde, sondern für alle Personen, welche Dienste zusagen und dafür eine vereinbarte Vergütung beziehen. Der Anwalt, der die Führung eines Prozesses übernommen hat, der behandelnde Arzt, der Klavierstimmer, sie alle fallen ebenso bezüglich ihrer Thätigkeit, für die sie Bezahlung erhalten, unter die Bestimmungen der angeführten Paragraphen, wie das Dienstmädchen, der Kutscher, der Laufbursche u. s. w.

Für Familie und Haus interessieren uns jedoch in erster Linie solche Personen, die im Verhältnis des Gesindes zur Herrschaft stehen, sowie solche, die nicht direkt zum Gesinde zählen, aber zu Hilfeleistungen im Hausstande herangezogen werden: Ammen, Wirtschafterinnen, die sogenannten „Stützen der Hausfrau", Gouvernanten, Hauslehrer und Personen in ähnlichen Stellungen.

Die Mehrzahl derselben wird, wenn das Dienstverhältnis ihre Erwerbsthätigkeit ganz oder zum größten Teil in Anspruch nimmt, in die häusliche Gemeinschaft der Herrschaft aufgenommen werden. Bezüglich ihrer ist besonders zu beachten, daß die Paragraphen 617 und 618 eine ganze Reihe von zwingenden Bestimmungen enthalten, die seitens der Parteien, die sich beim Dienstvertrage gegenüber stehen, nicht durch ein Uebereinkommen aus der Welt geschafft werden können.

Ueber die Art und Dauer der Dienstleistungen eines Dienstmädchens, ihre Verpflegung und die ihr zu gewährende freie Zeit können allerdings nach jeder Richtung hin Vereinbarungen getroffen werden. Doch hat die Herrschaft in Ansehung des Wohn- und Schlafraumes, der Verpflegung, sowie der Arbeits- und Erholungszeit solche Einrichtungen und Anordnungen zu treffen, die die Gesundheit, die Sittlichkeit und die Religion des Mädchens erfordern. So würde das Dienstmädchen jederzeit trotz

entgegenstehender Vereinbarungen fordern können, daß ihr statt eines feuchten, dunklen Schlafraumes ein menschenwürdiger Raum angewiesen wird; daß dieser verschließbar und so beschaffen ist, daß sie nicht Belästigungen ausgesetzt ist. Selbst wenn sich das Mädchen ausdrücklich verpflichtet hätte, weder an Sonntagen noch unter der Woche auszugehen und immerwährend für die Herrschaft zu arbeiten, so würde eine solche Vereinbarung ungültig sein. Die Herrschaft ist verpflichtet, dem Dienstboten eine angemessene Erholungszeit zu gewähren, sowie die Gelegenheit, ihrem religiösen Bedürfnis zu genügen. Hat die Herrschaft es an Einrichtungen fehlen lassen, die notwendig sind, Gesundheit und Leben des Dienstboten zu schützen, so trifft sie eventuell nach Paragraphen 842 bis 846 die Verpflichtung zum Schadenersatz.

Wird das Dienstmädchen veranlaßt, eine zerbrechliche Stehleiter beim Reinmachen der Wohnung zu benutzen, und bricht damit zusammen; oder kommt der Diener auf der zum Keller führenden, durch Schuld der Herrschaft unbeleuchtet gebliebenen Kellertreppe zu Schaden; erkrankt ein Dienstbote, weil ihm von der Hausfrau verdorbene Speisen zugeteilt worden sind, so haben die Beschädigten vollen Anspruch auf Schadenersatz.

Für den Fall der Erkrankung eines Dienstboten gilt folgendes.

Der im Hause der Herrschaft wohnende Dienstbote hat nach Paragraph 617 im Erkrankungsfalle Anspruch auf Verpflegung und ärztliche Behandlung bis zur Dauer von sechs Wochen, wenn er nicht seine Krankheit vorsätzlich oder durch grobe Fahrlässigkeit oder durch eigenes Verschulden herbeigeführt hat. War dem Dienstboten vor Eintritt der Erkrankung bereits gekündigt worden, so hört die Verpflichtung der Herrschaft mit dem Ablauf des Dienstverhältnisses auf. Die Herrschaft kann allerdings

aus Anlaß der Erkrankung sofort die Kündigung aussprechen, hat aber dann immer noch die Verpflichtung der Fürsorge für den Kranken auf die Dauer von sechs Wochen, der allerdings durch Ueberführung des Erkrankten in eine Krankenanstalt genügt wird. Dagegen hat der Arbeitgeber keine derartigen Verpflichtungen, wenn er dafür sorgt, daß der Dienstbote in einer Krankenversicherung oder in einer öffentlichen Krankenkasse ist.

Wie wir früher gesehen haben, kann die Hausfrau auf Grund der ihr zustehenden Schlüsselgewalt ein Dienstmädchen annehmen und dabei ganz selbständig die Vergütung oder den Lohn, die Dauer der Dienstleistung und die Kündigung verabreden. Wird ein wöchentlicher Lohn verabredet, so muß eine Kündigung spätestens am ersten Werktage der Woche zum Schluß der Woche erfolgen; bei einem monatlichen Lohn muß spätestens am Fünfzehnten des Monats zum Schluß desselben gekündigt werden. Lautet die Verabredung auf eine vierteljährliche Lohnzahlung oder eine längere Zeit, so kann die Kündigung nur unter Einhaltung einer Frist von sechs Wochen zum Schluß eines Kalendervierteljahres erfolgen.

Aus wichtigen Gründen kann von beiden Seiten das Dienstverhältnis sofort ohne Kündigungsfrist gelöst werden. Es wird oft schwer halten, festzustellen, ob ein vorliegender Grund zur sofortigen Kündigung ausreicht. In jedem Fall wird daher eine gewissenhafte Prüfung einzutreten haben. Die Herrschaft ist aber ohne Zweifel zur augenblicklichen Entlassung des Dienstboten berechtigt, wenn dieser sich strafbare Handlungen, hartnäckigen Ungehorsam, Beleidigungen oder Trunkenheit zu Schulden kommen läßt oder wenn er, entgegen seinen Angaben beim Antritt des Dienstes, sich unfähig zur Ausführung der ihm obliegenden Arbeiten zeigt. Das Gesinde dagegen kann den Dienst verlassen, wenn die Herrschaft den Dienstboten

mißhandelt, ihm eine ungenügende Verpflegung gewährt und dergleichen. Die einzelnen deutschen Gesindeordnungen enthalten noch verschiedene weitergehende Gründe, die durch das B.G.B. nicht aufgehoben sind.

Personen, welche Dienste höherer Art leisten, kann nur mit einer Kündigungsfrist von sechs Wochen zum Schluß eines Kalendervierteljahres gekündigt werden, auch wenn die Vergütung für ihre Dienste auf kürzere Zeitabschnitte als Vierteljahre verabredet ist. Hierher gehören Lehrer, Erzieher, Privatbeamte, Gesellschafterinnen.

Ist von einer Seite die Kündigung des Dienstverhältnisses ausgesprochen, so ist die Herrschaft verpflichtet, auf Verlangen dem Untergebenen angemessene Zeit zum Aufsuchen eines anderen Dienstes zu gewähren, und bei Beendigung des Vertrages hat der den Dienst Verlassende das Recht, ein schriftliches Zeugnis über das Dienstverhältnis und dessen Dauer zu fordern, das sich auf Verlangen auch auf die Leistungen und die Führung während des Dienstes zu erstrecken hat.

In Gegenden, in denen es üblich ist, dem Dienstboten bei Abschluß des Vertrages ein Mietgeld zu geben, kommt es oft zu Streitigkeiten zwischen Herrschaft und Dienstboten darüber, ob die Herrschaft berechtigt ist, dieses Mietgeld wieder vom Lohn abzuziehen. Das B.G.B. regelt diese Frage durch die Paragraphen 336 und 337. Es heißt dort: „Wird bei Eingehung eines Vertrages" — also nicht nur eines Mietvertrages, sondern eines jeden anderen ebenfalls — „etwas als Draufgeld gegeben, so gilt dies als Zeichen des Abschlusses des Vertrages. Die Draufgabe gilt im Zweifel nicht als Reugeld. Die Draufgabe ist im Zweifel auf die vom Geber geschuldete Leistung anzurechnen, oder wenn dies nicht geschehen kann, bei der Erfüllung des Vertrages zurückzugeben. Wird der Vertrag wieder aufgehoben, so ist die Draufgabe zurückzugeben."

Die Hausfrau ist also berechtigt, das von ihr gegebene Mietgeld bei der nächsten Lohnzahlung abzuziehen; thut sie es nicht, so muß angenommen werden, daß sie auf Rückerstattung verzichtet. Dagegen kann sie dem Dienstboten gegenüber nicht erklären: „Ich trete von dem Vertrage zurück; dafür können Sie das Mietgeld behalten," wenn nicht vorher eine solche Vereinbarung ausdrücklich getroffen ist.

Die Hausfrau, die auf einen Tag eine Frau zum Reinmachen der Wohnung oder zur Besorgung der Wäsche annimmt, schließt mit ihr einen Dienstvertrag, wie auch mit der Näherin, die ins Haus kommt, um ein Kleid oder Wäsche anzufertigen. Wenn aber die Frau Bäckermeister Klug einer Schneiderin Stoff, Besatz und dergleichen liefert, damit daraus für sie ein Kleid gefertigt werde, so geht sie mit der Schneiderin eine andere Art von Vertrag ein, einen sogenannten Werkvertrag (Paragraphen 631 bis 651). Dieser ist dem Dienstvertrag insofern ähnlich, als in beiden Fällen Dienste geleistet werden, aber bei dem Werkvertrag hat der Dienstleistende eine freiere Stellung. Durch einen solchen Vertrag wird der Unternehmer zur Herstellung des versprochenen Werkes, der Besteller zur Entrichtung der vereinbarten Vergütung verpflichtet. Es ist wohl anzunehmen, daß Frau Klug bei Abgabe ihrer Bestellung auch einen bestimmten Preis für die Anfertigung des Kleides verabreden wird. Sollte sie dies verabsäumt haben, so muß sie die übliche Vergütung, das heißt eine solche, wie sie durch Sachverständige festgesetzt wird, zahlen. Die Schneiderin hat das Kleid so herzustellen, daß es die zugesicherten Eigenschaften hat und nicht mit Fehlern behaftet ist, die den Wert oder die Verwendung aufheben oder vermindern. Sollte das fertige Kleid einen solchen Mangel haben, so kann Frau Klug seine Beseitigung verlangen und, wenn

die Schneiderin die Aenderung verzögert, auf Kosten der letzteren den Mangel beseitigen lassen.

Frau Klug kann zu jeder Zeit von ihrer Bestellung zurücktreten. Sie kann also ohne Angabe von triftigen Gründen erklären, daß die Schneiderin mit der Arbeit aufhören solle. Doch ist dann die letztere nach Paragraph 649 berechtigt, ausreichenden Schadensersatz für die bis dahin geleistete Arbeit und für etwaige Zuthaten zu verlangen.

Wird das Kleid nicht rechtzeitig nach der Verabredung fertig, so kann Frau Klug nicht ohne weiteres von der Bestellung zurücktreten. Sie muß vielmehr der Schneiderin eine angemessene Frist geben und kann dabei erklären, daß sie nach dem Ablauf derselben die Abnahme des Kleides ablehnen würde. Erst wenn auch dann die Lieferung nicht erfolgt, ist Frau Klug zum Rücktritt von dem Vertrage berechtigt.

Wird das Kleid geliefert, so kann Frau Klug die Annahme nur verweigern, wenn die Herstellung nicht vertragsmäßig geschehen ist. Die Bestellerin hat dies bei der Ablieferung sofort zu rügen; sie geht ihrer Rechte verlustig, wenn sie es nicht thut. Ist keine entgegenstehende Verabredung getroffen, so hat Frau Klug die Zahlung sogleich zu leisten, andernfalls hat sie den Rechnungsbetrag von der Ablieferung an zu verzinsen, wenn die Schuld nicht ausdrücklich gestundet worden ist (Paragraph 641).

Die Gefahr eines in Arbeit befindlichen oder fertigen Werkes trägt in der Regel der Unternehmer bis zur Abnahme. Wenn in der Wohnung der Schneiderin die ihr von Frau Klug gelieferten Stoffe verbrennen, so hat die erstere jedoch keinen Ersatz zu leisten. Hat die Schneiderin den Stoff geliefert, das Kleid wird aber von einer der Arbeiterinnen, die es Frau Klug überbringen soll,

unterschlagen und versetzt, so verliert die Schneiderin den Ertrag der Arbeit und ihre Auslagen. Doch kann auch das Gegenteil eintreten und zwar dann, wenn Frau Klug mit der Abnahme sich im Verzuge befindet (Paragraph 644). Wenn sie also verabredet hatte, daß das fertige Kleid am Sonnabend abend um acht Uhr in ihre Wohnung geliefert werden soll, und die Uebergabe um diese Zeit nicht erfolgen kann, weil die Dame ins Theater gegangen ist, so hat letztere das Risiko zu tragen, wenn in der Zwischenzeit bis zum anderen Morgen das Kleid ohne Verschulden der Schneiderin beschädigt oder vernichtet wird.

Die Schneiderin hat für ihre Forderungen aus dem Vertrage über die Herstellung des Kleides ein Pfandrecht an dem ihr von Frau Klug übergebenen Stoff (Paragraph 647). Sie kann, wenn die Zahlung gegen die Verabredung nicht bei der Ablieferung erfolgt, das Kleid als Unterpfand behalten. Sie hat dasselbe Recht, wenn dieses Kleid später einmal zum Zwecke einer Aenderung oder Ausbesserung wieder in ihren Besitz gelangt.

Alle diese für das Verhältnis zwischen Frau Klug und der Schneiderin maßgebenden Vorschriften beziehen sich selbstverständlich auf alle Fälle, in denen die Anfertigung einer Sache in Auftrag gegeben wird. Sie treffen zu bei dem Schuhmacher, der Stiefel; für den Tischler, der Möbel herstellt oder ausbessert; für den Maler, der ein Oelgemälde malt; für den nicht fest angestellten Gärtner, der den Hausgarten in Ordnung bringt und neue Pflanzen und Blumen dazu liefert, und für all die mannigfachen Vorkommnisse, welche die Verwaltung des Hausstandes mit sich bringt.

Ueber den
Grossen St. Bernhard.

Schweizer Bilder. Von Fr. Regensberg.

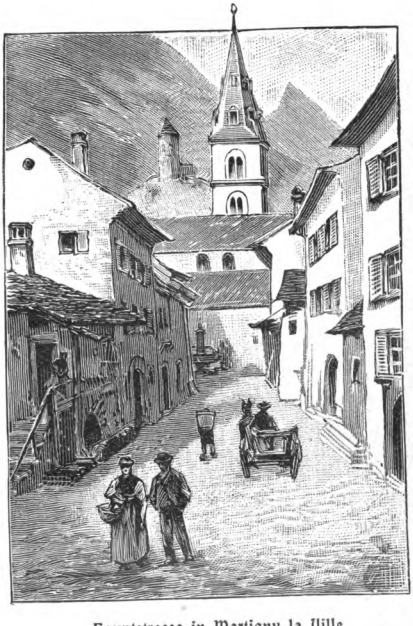
Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Einer der großen Alpenpäſſe, die vordem die einzigen Uebergänge vom Norden nach dem Süden bildeten, nach dem anderen fällt durch die Anlage von Tunnels und Schienenwegen der Verödung anheim. Die Gotthardſtraße und ebenſo die früher ſo belebte Brennerſtraße werden nur noch wenig begangen und befahren, und das Gleiche wird bei dem Simplonpaß der Fall ſein, wenn der gegenwärtig im Bau befindliche Tunnel erſt vollendet iſt.

Einzig und allein die Straße über den Großen St. Bernhard weiſt gegenwärtig noch einen lebhaften Verkehr auf, der ſich auch wohl ſo bald noch nicht vermindern dürfte. Sie iſt unter allen Alpenſtraßen die älteſte und berühmteſte. Schon die Römer benutzten ſie und errichteten dem Jupiter Penninus auf der Paßhöhe einen Tempel. Auch im Mittelalter war die Straße viel beſucht, zumal ſeit man ſich vom 12. Jahrhundert an bemühte, die großen Alpenpäſſe für den Verkehr zu erſchließen, um die Erzeugniſſe einer feineren Kultur aus den Mittelmeerländern leichter einführen zu können.

Gegenwärtig wird die Straße von etwa 20,000 Menſchen im Jahre paſſiert.

Der Weg über den Großen St. Bernhard bietet allerdings weniger landſchaftliche Schönheiten als viele andere Alpenpäſſe; er wird aber trotzdem auch von Vergnügungsreiſenden ſtark beſucht, einmal als kurzer und leichter Uebergang aus dem unteren Rhonethal nach Italien, hauptſächlich aber wegen ſeines geſchichtlichen Intereſſes und ſeines Kloſters, des berühmten Hoſpizes. Wer nur bis zu letzterem will, kann von dort über den Col de Fenêtre und durch das Ferretthal nach dem Ausgangspunkte Martigny zurückkehren.



Hauptstrasse in Martigny la Ville.

Martigny la Ville, deutſch Martinach, iſt der Zentralkreuzungs- und Ausgangspunkt aller Touren über den Großen St. Bernhard nach Aoſta und über die Tête-Noire oder den Col de Balme nach Chamonix, ſowie über das Val de Bagnes, und daher im Sommer ſtets ſtark beſucht. Das Städtchen liegt eine Viertelſtunde von der Station der Bahn Villeneuve—Siders. Hier befand ſich bereits

eine Niederlassung der Römer; ein großes römisches Gebäude ist erst kürzlich ausgegraben worden. Vom 4. bis 6. Jahrhundert war Martigny die Residenz der Bischöfe von Wallis, jetzt ist es ein altes, verblichenes Nest; nur die Hauptstraße mit modernen Gasthäusern sieht etwas behäbiger aus. Die schöne Hauptkirche St. Maria hat viele eingemauerte römische Inschriften; auf dem baumbepflanzten Marktplatze erhebt sich eine Bronzebüste der Freiheit von Courbet. Unmittelbar über dem Orte gewahrt man einen von Mauertrümmern umgebenen hohen Rundturm, die Reste eines 1260 durch Peter von Savoyen erbauten und 1518 von Georg v. Supersax zerstörten Schlosses.

Zwanzig Minuten weiter liegt Martigny le Bourg, auf dessen Rebenhügeln ein trefflicher Wein wächst; Coquempey und Lamarque heißen die beiden besten Sorten, deren Güte bereits den Römern bekannt war. Gegenüber dem aus einer einzigen langen Straße bestehenden Orte erblickt man auf der anderen Seite der Rhone Branson und Foully, die beiden heißesten Dörfer von ganz Wallis, und den seltsam geformten Felshügel Follaterres, auf dem man im Mai und Juni eine Menge der seltensten Pflanzen findet. Jenseits der Drancebrücke zweigt sich bei dem Dörfchen La Croix rechter Hand die Straße nach Chamonix ab, während die St. Bernhardstraße nun durch ein enges Thal sich zieht, in dem tief unten die Drance dahinbraust.

Oberhalb von Bovernier geht die Straße auf das rechte Ufer des Flusses über, dessen Lauf in der waldigen Schlucht mehrfach durch mächtige Felsblöcke gehemmt wird. Besonders ist das der Fall bei der Galerie de la Monnaie, einem 64 Meter langen Tunnel, der in der Mitte eine seitliche Oeffnung erhalten hat. Hier fand im Jahre 1818 ein ungeheurer Felssturz infolge eines Seedurchbruches im Val de Bagnes statt. Aus diesem Thal

biegt unſere Straße bei Sembranchier rechtwinklig ins Val d'Entremont ein, wo ſich die vom St. Bernhard herniederſtrömende Drance d'Entremont mit der Drance de Bagnes vereinigt. Auf einem Hügel werden die zerfallenen Reſte eines Schloſſes ſichtbar, das einſt geräumig genug geweſen ſein ſoll, um den Kaiſer Sigismund mit einem Gefolge von angeblich 800 Perſonen auf ſeinem Römerzuge zu beherbergen.

Bourg St. Pierre.

Im Entremontthal folgt Orſières an der Mündung des Ferretthals, durch das man über den Col de Fenêtre ebenfalls auf den St. Bernhard gelangen kann. Die Hauptſtraße ſteigt fortan die weiten Windungen aufwärts, die der Fußgänger mehrfach abzuſchneiden vermag. Ueber Liddes, wo die Gegend ſchon entſchiedeneren Hochgebirgscharakter annimmt, gelangen wir nach dem an der Mündung des Valſorey gelegenen Dorfe Bourg St. Pierre oder St. Pierre-Mont-Joux, dem letzten Orte auf Walliſer

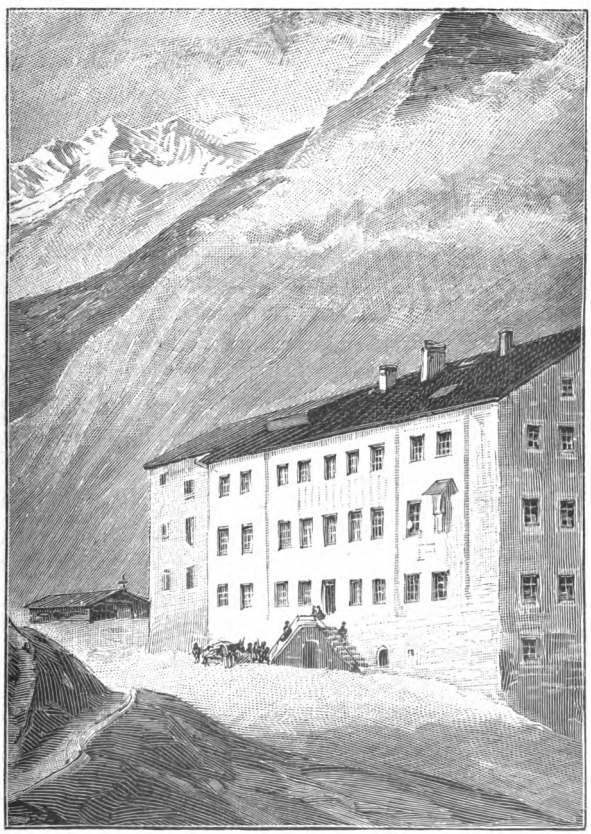
Boden. Bourg St. Pierre liegt bereits 1633 Meter hoch; es hat eine Kirche aus dem 11. Jahrhundert, an der eine eingemauerte Inſchrift vom Biſchof Hugo von Genf meldet, daß die bis dorthin vorgedrungenen Saracenen wieder zurückgetrieben worden ſeien. Auf einer Mauer neben dem Turme ſteht ein römiſcher Meilenſtein. Aus dieſem

Der kleine See in der Nähe des Hospizes.

Ort war jener Nikolai, der im Jahre 1800 Napoleon Bonaparte über den St. Bernhard führte und an einer ſchwierigen Stelle ſogar der Lebensretter des Konſuls wurde. Dieſer ſchenkte ihm eine größere Summe, für die ſich Nikolai in St. Pierre ein Haus kaufte, das ſeine Nachkommen noch jetzt innehaben.

Südlich von dem Orte ſind die Reſte alter Befeſtigungen aufgefunden worden; links neben der Straße befindet ſich auf einem Hügel, der ehemals das Schloß

Quart trug, der ſehenswerte Alpengarten Linnaea. Getreidebau und Viehzucht haben hier längſt aufgehört; die



Hauptgebäude des Hospizes auf dem Grossen St. Bernhard.

Bevölkerung lebt ausſchließlich von der Beförderung der Reiſenden und der Waren.

Jenſeits Bourg St. Pierre überſchreitet der Weg eine

tiefe Schlucht des dem gleichnamigen Gletscher entströmenden Valsoreybaches, der oberhalb der Brücke einen schönen Wasserfall bildet. Die neue, in den Felsen gehauene Straße vermeidet die steilen Stellen des alten Weges, der so schlecht war, daß gerade hier Napoleon die größten Schwierigkeiten auf seinem denkwürdigen Zuge zu überwinden hatte, an den wir auf Schritt und Tritt erinnert werden.

Der geniale Korse war nicht der erste, der das Wagnis eines Heereszuges über die Alpen unternahm. Hannibal, der Ende September 218 n. Chr. mit seinen Scharen von Gallien nach Italien zog, überstieg dabei wahrscheinlich den Kleinen St. Bernhard, während der russische Heerführer Suworow im September und Oktober 1799 seine Armee über den St. Gotthard führte.

Schon von der Zeit des Kaisers Augustus an hatte der St. Bernhard die Heerstraße der für Helvetien, Gallien und Germanien bestimmten Legionen gebildet. Aulus Caecina zog 69 n. Chr. über diese Höhe nach Italien, 547 nahm ein Lombardenheer denselben Weg und einige Jahrhunderte später die Kriegsmacht Karls des Großen. Im 10. und 11. Jahrhundert und in den Kriegen Karls des Kühnen passierten weitere Truppenzüge diese Höhe, und nach der Occupation der Schweiz durch die Franzosen sind von 1798 bis 1801 mehr denn anderthalbhunderttausend Mann über diesen Paß gegangen. Das Hauptinteresse nehmen jedoch die Tage vom 15. bis 21. Mai 1800 in Anspruch, während deren Napoleon mit 32,000 Mann den Marsch über den Großen St. Bernhard an die Dora Baltea wagte. Mit erstaunlicher Sorgfalt und Umsicht hatte er in Lausanne, Villeneuve und Martigny alles für dies kühne Unternehmen vorbereiten lassen, das die neue Aera der Geschichte Frankreichs einleiten sollte. Der Konsul selbst begleitete die Hauptarmee über den Großen

Gesamtansicht des Hospizes.

St. Bernhard, während andere Abteilungen über den Kleinen St. Bernhard, den Simplon und den St. Gotthard in Oberitalien eindrangen.

Zum Transport der Kriegsvorräte waren Maultiere in Menge zur Hand; die Kanonen wurden aus den Lafetten gehoben und in ausgehöhlten Baumstämmen auf die Höhe geschleift. Für jedes Geschütz soll Napoleon 1200 Franken Transportkosten bezahlt haben. In dem Hospiz auf dem St. Bernhard waren reichliche Lebensmittel aufgehäuft worden. Die Soldaten hatten ungeheure Mühsale und Gefahren durchzumachen, allein der kühne Zug über die von Schnee und Eis bedeckte Alpenhöhe gelang, und kaum eine andere Großthat des Meisters der modernen Kriegskunst hat sich den Zeitgenossen so tief eingeprägt. Ueberall sah man sein Bildnis, wie er im Reitermantel auf feurigem Schlachtroß mit dem ruhigen Blick des Helden den beeisten Felsenpfad hinansprengt.

Weiterhin führt die Straße durch den Wald von St. Pierre und den Engpaß von Charreire nach dem Bergwirtshause Cantine de Proz am Anfang des Plan de Proz, der obersten grünen Thalstufe. Zur Linken sieht man den Petit Vélan mit dem Prozgletscher, darüber die Schneekuppe des Großen Mont Vélan (3709 Meter). Von dem Wirtshause aus kann man telephonisch im Hospiz anfragen, ob das Wetter den letzten Aufstieg erlaubt; nötigenfalls werden Knechte mit Hunden den Fremden entgegengesandt.

Ueber geröllbedeckte Matten steigt man aufwärts in den wilden Engpaß von Marengo, wo am 14. November 1874 vier Reisende, drei Mönche und ein Klosterdiener in einem furchtbaren Schneesturm umkamen. In einer Höhe von 2100 Meter steht die ehemalige Totenkapelle, in der man aufgefundene Erfrorene, deren Namen und Heimat unbekannt waren, in ihren Kleidern ausstellte, damit etwaige

Bekannte oder Verwandte sie leichter erkennen konnten. Die kalte Trockenheit der Luft verhinderte die Verwesung

Maronnier (dienender Klosterbruder) mit Hunden im Winter.

der Leichen, die bloß mumienartig zusammenschrumpften. Das Thal wurde deswegen Totenthal genannt; da nun aber schon seit geraumer Zeit keine derartigen Unglücksfälle mehr vorgekommen sind, so hat man die Totenhalle zu einer **Schutzhütte umgestaltet.** Daneben befindet sich ein Zufluchtsstall für Viehtreiber. Weiterhin geht es über die Rudritbrücke auf

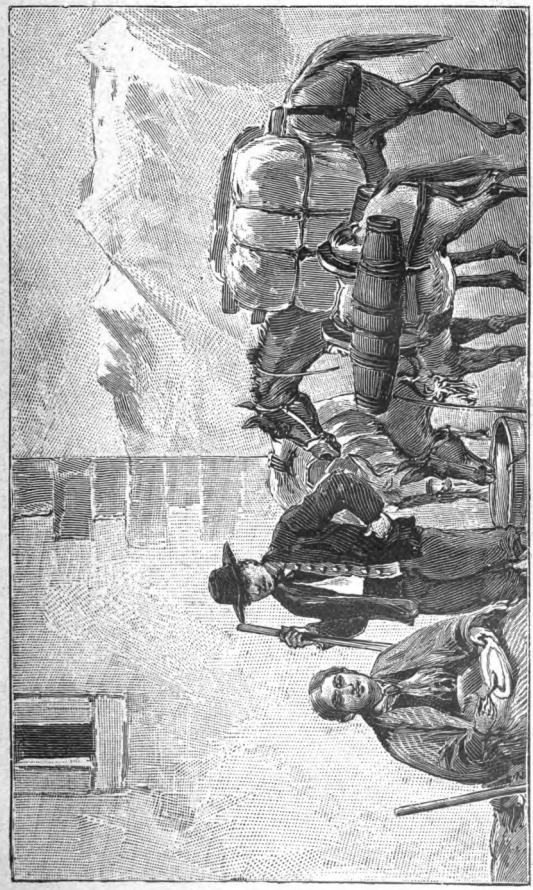
das linke Ufer der Drance, die hier ein unansehnlicher Bach ist, und dann in großen Kehren empor zum Kloster auf der Paßhöhe. Dicht davor ist eine Lawinengalerie.

In düsterer Abgeschiedenheit des Hochgebirges erhebt sich neben einem kleinen See das berühmte Hospiz in einem engen Felsenkessel, 2467 Meter über dem Meere, noch auf wallisischem Gebiet. Hier herrscht die mittlere Temperatur des Südkaps von Spitzbergen, und neben der 4. Cantoniera Santa Maria am Stilfser Joch (2535 Meter) ist dies die höchste auch im Winter bewohnte Stätte in Europa. Ein Fußgänger braucht von Martigny bis zum Hospiz elf Stunden, abwärts bis Aosta weitere sechs Stunden.

Im Altertum erhob sich auf dieser unwirtlichen Höhe, auf dem Jupitersplan westlich vom Hospiz, ein Heiligtum, in dem die damaligen Bewohner von Wallis, die Veragri, den Gott Penninus verehrten; später erbauten dann die Römer dort den schon erwähnten Jupitertempel. Kaiser Konstantin ließ an seiner Stelle eine christliche Kapelle errichten, die jedoch bei den Einbrüchen der Barbaren in Trümmer sank. Bereits um die Mitte des 9. Jahrhunderts gedenken die Annalen der Bischöfe von Lausanne eines Klosters auf dem St. Bernhard, dessen Gründung Karl dem Großen oder Ludwig dem Frommen zugeschrieben wird, das aber unter Kaiser Arnulf verwüstet wurde.

Seinen jetzigen Namen führt der Berg von dem heiligen Bernhard von Menthon (gestorben 1008), einem savoyischen Edlen, der um 962 auf den Trümmern der ehemaligen Kapelle ein neues Kloster und Hospiz errichtet haben soll. Dieses erlangte bald bedeutende Güter in verschiedenen Ländern und blieb in ihrem unbestrittenen Besitz bis 1587, als Karl Emanuel von Savoyen die in seinen Staaten belegenen Besitzungen des Klosters einzog, so daß ihm nur noch die in den Kantonen Wallis und

Bern befindlichen verblieben. Zweimal durch Feuersbrünste zerstört, entstand das Kloster in seinem heutigen Umfange



Vor dem Hospiz.

erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts wieder. Die Unterhaltungskosten des Hospizes belaufen sich im Jahre

auf 30,000 bis 40,000 Franken und werden zum Teil aus den eigenen Mitteln des Klosters bestritten, während der Rest durch Sammlungen milder Spenden in der Schweiz aufgebracht wird. Die Bewirtung wird den Dürftigen ohne jede Bezahlung gewährt, für die zahlungsfähigen Reisenden steht in der Kirche ein Opferstock. Von den vielen Tausenden, die alljährlich hier verpflegt werden, bezahlt aber wohl nur der zehnte Teil etwas, und selbst bei Reichen soll die Selbstschätzung mitunter recht kläglich ausfallen. Die Verwaltungskosten sind aber in fortwährendem Steigen begriffen; alle Lebensmittel müssen meist von Aosta heraufgeschafft werden, und die Zuführung des Brennholzes aus dem vier Stunden entfernten Ferretthal beschäftigt in den Monaten Juli bis September täglich gegen zwanzig Pferde.

Das Hospiz besteht aus zwei größeren Gebäuden, von denen der Hauptbau aus der Mitte des 16. Jahrhunderts die um 1680 erbaute Kirche, die Wohnungen der Chorherren und eine große Anzahl von Fremdenzimmern umfaßt. Das andere, kleinere, Hotel St. Louis genannt, dient als Zufluchtsort im Falle einer Feuersbrunst, zur Beherbergung armer Reisender und als Vorratshaus. Daneben ist noch eine kleine Restauration. Die Baulichkeiten sind erst unlängst bedeutend erweitert worden, da die Frequenz andauernd sehr stark ist und auch im Winter nicht aufhört.

Das Kloster auf dem Großen St. Bernhard bildet das Mutterhaus für die aus etwa vierzig Gliedern bestehende Kongregation, die dem Orden der regulierten Augustiner angehört. Zehn bis fünfzehn Chorherren mit einer Anzahl von dienenden Brüdern, Maronniers geheißen, liegt die Verpflichtung ob, den Reisenden auf dem St. Bernhard Obdach und Verpflegung angedeihen zu lassen und während der Schneezeit, die hier beinahe

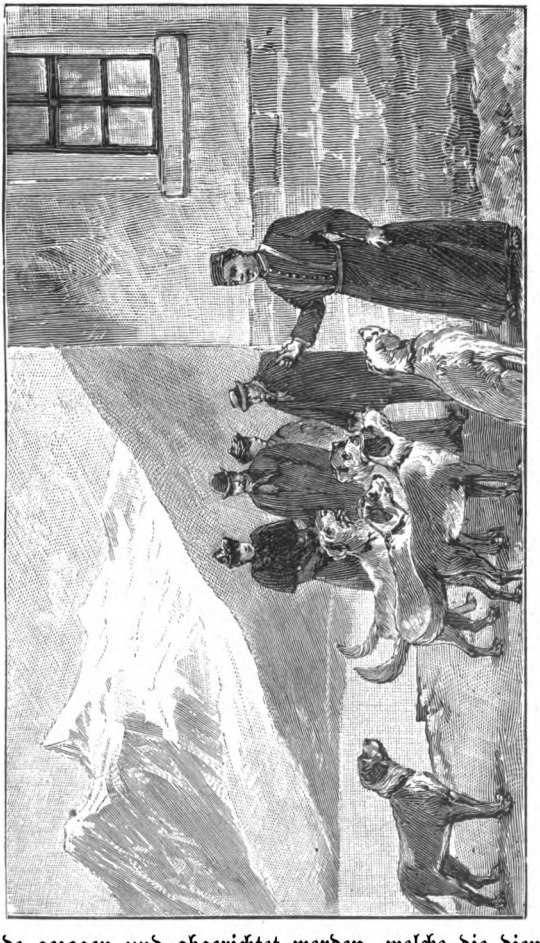
Chorherren vom St. Bernhard und dienender Bruder (Maronnier).

neun Monate dauert, auf den Wegen nach Hilfsbedürftigen umherzuspähen. Die Chorherren treten gleich den Maronniers meist als junge kräftige Männer in den Orden, allein durchweg hält keiner von ihnen den aufreibenden Dienst im Hospiz länger als zehn Jahre aus. Dann versetzt man die Betreffenden auf den milderen Simplon, wo der Orden gleichfalls ein Hospiz unterhält, oder nach einer Klosterpfarrei im Thal. Kranke und Greise haben zu Martigny ein Asyl.

Das Hospiz vermag über zweihundert Gäste gleichzeitig zu beherbergen, und vor seiner Pforte findet man stets Reisende und Fremde der verschiedensten Nationen, Landleute aus dem Aostathale, savoyardische Maultiertreiber u. s. w. Wenn Fremde ankommen, die über Nacht bleiben wollen, so erscheint auf den Ton einer in der Vorhalle angebrachten Glocke einer der Chorherren, begrüßt den Gast in der hier allein herrschenden französischen Sprache und weist ihm ein Zimmer an. Mittags um 12 Uhr und abends um 6 oder 7 Uhr findet gemeinschaftliche Tafel statt, doch kann man auch außer der Zeit Wein, Kaffee u. s. w. bekommen. Die Chorherren sind Deutsche, Italiener und Franzosen und fast ausnahmslos wissenschaftlich gebildete Geistliche, welche eine Bibliothek, sowie naturhistorische und antiquarische Sammlungen unterhalten; auch eine meteorologische Beobachtungsstation haben sie errichtet.

Links vom Eingang in die Kirche befindet sich das Denkmal des Generals Desaix, der bei Marengo fiel und hier beigesetzt wurde. Wenige Schritte vom Hospiz steht noch ein niedriges Gebäude, die gegenwärtige Morgue, zur Aufbewahrung der Leichen Verunglückter, die wegen des Felsbodens nicht bestattet werden können. Rechts am Bergabhang liegt ein botanisches Gärtchen mit Alpenpflanzen.

Beſonderes Intereſſe aller Fremden erregt die Hundezüchterei im Kloſter, in der die feinſpürigen Bernhardiner-



Die Dreſſur der Bernhardinerhunde im Hospiz.

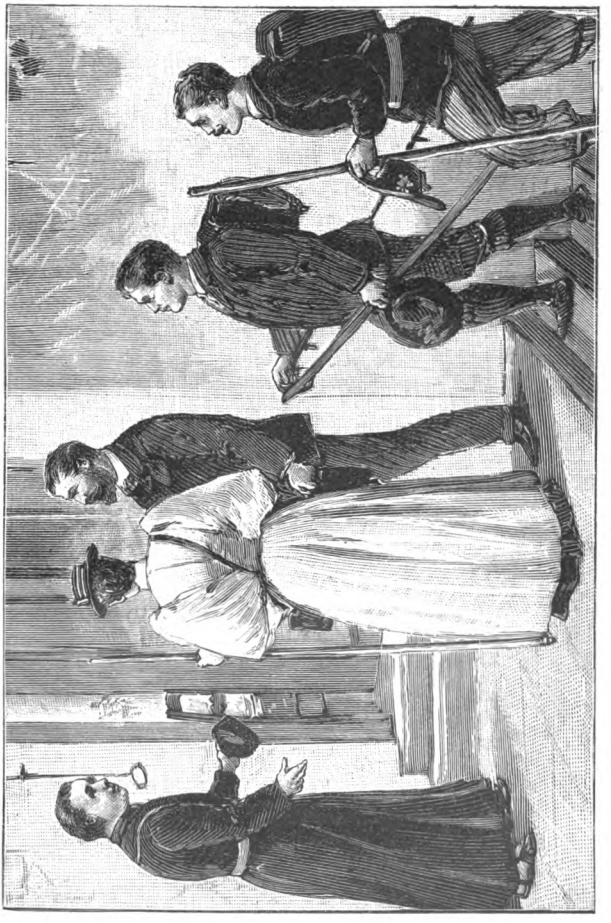
hunde gezogen und abgerichtet werden, welche die dienenden Brüder und jüngeren Chorherren auf ihren Rettungs-

gängen zu beiden Seiten des Passes begleiten. Die alte Rasse der Bernhardiner, von denen der berühmte Barry, der jetzt ausgestopft im Berner Nationalmuseum zu sehen, mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet haben soll, ist längst eingegangen. Sie war dadurch entstanden, daß ein neapolitanischer Graf Mazzini eine dänische Dogge mit wallisischen Schäferhunden kreuzte. Die jetzigen Hunde entstammen einer Neufundländer Nachzucht, sind aber den alten im Aeußeren wie in ihren Eigenschaften nahe verwandt. Sie sind meist gelbgefleckt, groß von Gestalt, starkknochig, mit breiter Brust und kurzer, gewaltiger Schnauze, unermüdlich und unwandelbar treu. Bei Unwettern und Lawinenstürzen wird die Zahl der Sucher, welche Rettungsinstrumente und Erfrischungen gleich mitnehmen, und die der Streifzüge vervielfältigt. Oft streifen die Hunde auch ohne menschliche Führung im Gebirge umher. Sobald sie die Spur eines Erstarrten oder Verschütteten entdecken, rennen sie eiligst nach dem Hospiz, bellen die jederzeit marsch- und hilfsbereiten Mönche heraus und geleiten sie nach der Unglücksstätte.

Beim Weiterwandern überschreitet man an der nordwestlichen Seite des oben erwähnten kleinen Sees die italienische Grenze, die durch liegende Wappensteine bezeichnet ist. Nachdem man um eine Felsenecke gebogen ist, senkt sich der Weg zu der Alpe des Klosters, zwei Sennhütten mit dem Vieh des Hospizes, hinab; dann kommt die Kantine des Rotore oder Wegewärters, auf einem grünen Weideplatze gelegen. Wer nicht nach Aosta weitergehen, sondern nach Martigny zurückkehren will, steigt bei der Kantine rechts im Zickzack nach dem Col de Fenêtre empor. Dieser Paß führt weiterhin in das Ferretthal und trifft bei Orsières wieder auf die St. Bernhardstraße.

Sonst gelangt man in bequemem Abstieg nach St. Rhémy, wo sich das italienische Zoll- und Paßbureau be-

findet. Von hier ab gewahrt man an der raſch zunehmenden Pracht der Landſchaft bald, daß man ſich dem



Empfang der Gäſte.

ſchönen Süden nähert. Es folgen St. Oyen und Etroubles, wo die Straße den Buthier überſchreitet. In großen

Windungen senkt sich die Straße hinab nach Gignod mit einem alten Turm aus dem 14. Jahrhundert. Der Ort liegt höchst malerisch der Mündung des Valpellina gegenüber. Von hier ab nimmt die Vegetation bereits einen vollständig südlichen Charakter an, während die ganze Landschaft immer farbiger und formenreicher wird.

Im Vorblick gewahrt man kurze Zeit die pyramidenförmige Grivola und den Mont Mary, weiterhin geradeaus die Becca di Nona. Dann ist die alte Römerstadt Aosta, jetzt Hauptort der italienischen Provinz gleichen Namens, erreicht.

Mannigfaltiges.

Der Segen des Sauerkrauts. — Im Frühling des Jahres 1772 richtete ein strebsames junges deutsches Ehepaar in London eine Speisewirtschaft ein, die hauptsächlich für den Appetit der dort wohnenden Deutschen, die keinen eigenen Hausstand besaßen, berechnet war. Die Spekulation erwies sich als eine recht erfolgreiche; bald zählten die Unternehmer, Wilhelm Neumann und dessen wirtschaftlich tüchtige Hausfrau, eine Menge Personen zu ihren regelmäßigen Mittagsgästen.

Die Engländer haben bekanntlich ihre eigene Kochkunst; sie wollen nichts von ausländischen Speisen wissen. In dem Hause, in welchem die Neumannsche Wirtschaft betrieben wurde, begannen daher bald die anderen Mieter sich über den ungewohnten Speisenduft, der sich zuweilen im Hause verbreitete, zu beklagen. Aufs höchste stieg der Unwille, als sich nun gar zum erstenmal der kräftige durchdringende Geruch des Sauerkrauts im ganzen Hause bis oben unters Dach den englischen Nasen bemerkbar machte.

Auch dem Hausbesitzer erschien dies nachgerade zu arg. „Was ist denn das für Zeug, was Ihre Frau heute kocht?“ fragte er den Wirt.

„Es ist Sauerkraut, Sir, ein echt deutsches Nationalgericht, eine Lieblingsspeise bei uns zu Hause. Meine Mittagsgäste, lauter Deutsche, wie Sie wissen, werden heute darüber sehr erfreut sein, und morgen, übermorgen auch, denn alle Tage giebt's nun Sauerkraut für jeden, den's danach gelüstet. Ich habe zwei große Fässer voll aus meiner Heimat kommen lassen, ganz vortreffliche Ware.“

„Meine Mieter beklagen sich aber über den Geruch."

„Dazu haben sie keine Ursache. Bitte, Sir, probieren Sie einmal mein Sauerkraut! Ich glaube sicher, es wird Ihnen munden."

„Lieber will ich mich aufhängen lassen, als solches Zeug essen. Ich verbiete Ihnen, noch länger dergleichen in meinem Hause kochen zu lassen, und kündige Ihnen hiermit die Wohnung."

„Trotz unseres mehrjährigen Kontrakts?"

„Trotzdem."

„Wohl, Sir," sprach der junge Deutsche lächelnd, „ich bin gern damit einverstanden, auf solche Art den mir unbequemen Kontrakt zu lösen. Von einem Landsmann sind mir nämlich bereits bessere und größere Lokalitäten angeboten worden. Das paßt mir also ganz gut."

„Je eher ich Sie aus dem Hause los werde, um so besser wird's sein. Und um Ihrer abscheulichen Sauerkrautkocherei ein Ende zu machen, reiche ich gegen Sie eine Klage wegen Belästigung ein."

Mit diesen Worten entfernte sich der Hausbesitzer voller Ingrimm.

„Wahrhaftig, das ist ein ganz unverhofftes Glück," sagte gleich darauf Neumann zu seiner Frau. „Den lästigen Mietsvertrag sind wir gut los geworden."

In der That leitete der Hauswirt die Klage ein. Es gab und giebt heute noch in England ein solches Gesetz, nach welchem der Belästigte es unter Umständen verhindern kann, daß in seiner Nähe eine Fabrik oder ein sonstiges Gewerbe betrieben wird, das irgend welche gesundheitsschädliche Wirkungen im Gefolge hat. Die Angelegenheit wurde gerichtlich untersucht, doch durch Meinungsverschiedenheiten der Richter verschleppt und auf die lange Bank geschoben.

Unbehindert tischte Neumann inzwischen seinen deutschen Gästen das beliebte Sauerkraut weiter auf.

Während einiger Wochen gehörten auch der Professor Johann Reinhold Forster und dessen Sohn Georg der Neumannschen Tafelrunde an. Die beiden waren von der englischen Regierung dazu bestimmt, den berühmten Kapitän James Cook auf seiner

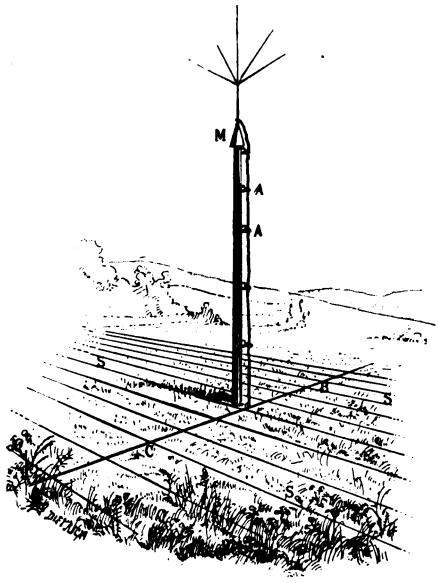
zweiten großen Entdeckungsfahrt als Naturforscher zu begleiten. Damals, zur Zeit der langen Seereisen, als man noch die Herstellung von Konserven sehr wenig oder fast gar nicht verstand, war der Skorbut die schlimmste Plage der Seefahrer. Das beste Mittel, welches man dagegen anzuwenden wußte, war Zitronensaft; aber dieser half nur zeitweilig. Als Cook nun zu London einmal mit dem älteren Forster über die Skorbutgefahr sprach, schlug dieser ihm vor, auf die große Reise eine Anzahl Fässer Sauerkraut mitzunehmen, welches nach seiner Erfahrung skorbutverhütend und sehr haltbar sei. Der berühmte Seefahrer begab sich mit ihm nach der Neumannschen Wirtschaft, um die ihm bis dahin unbekannte Speise kennen zu lernen. Sie gefiel seinem englischen Gaumen zwar zunächst gar nicht; doch folgte er dem Rate des deutschen Gelehrten und ließ durch Neumanns Vermittelung aus Deutschland vierzig große Fässer Sauerkraut verschreiben, die noch rechtzeitig ankamen und auf die Entdeckungsfahrt nach dem Stillen Ozean mitgenommen wurden.

Den englischen Matrosen sagte das Sauerkraut freilich ebenfalls nicht recht zu, als man es ihnen zum erstenmal vorsetzte. Später aber, nach langer Fahrt, gewöhnten sie sich allmählich daran, und sie erkannten, daß der Genuß dieser Speise in der That ein treffliches Mittel gegen Skorbut sei. Kein einziger von den Seeleuten erkrankte während der mehrjährigen großen Entdeckungsreise. Diese erfreuliche Thatsache wurde nach der Heimkehr gebührend bekannt gemacht, und bald hörte man überall in England den Segen des heilsamen Sauerkrauts rühmen.

Nach solch einer günstigen Thatsache befahl die englische Regierung, daß fortan auf den Kriegsschiffen stets auch Sauerkraut zum Proviant gehören solle. Die Lieferung erhielt Neumann, der daran so viel Geld verdiente, daß er sich bald ein eigenes schönes Haus kaufen konnte, in welchem er neben seiner abermals vergrößerten Speisewirtschaft ein bedeutendes Sauerkrautgeschäft betrieb; denn auch die Reeder vieler Handelsschiffe verlangten bald Sauerkraut von ihm. In etwas späterer Zeit bemächtigten sich dann die Engländer selbst des einträglichen Geschäfts; es wurden in der Nähe von London, allerdings mit deutscher sachkundiger Beihilfe, zwei große Sauerkrautbereitungs-

fabriken eingerichtet, speziell freilich nur für die Versorgung der Schiffe, denn eigentlich beliebt und populär bei den Engländern wurde das deutsche Sauerkraut doch nicht. F. L.

Neue Erfindungen: I. Die Elektrizität in der Landwirtschaft. — Man hat durch Versuche festgestellt, daß die in der Atmosphäre vorhandene Elektrizität von wesentlichem Einfluß auf den Pflanzenwuchs, wie auch auf die Entwickelung und das Gedeihen des Samens und der Bodenfrüchte ist. Der Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts in Beauvais (Frankreich) hat sich zu diesem Zwecke mit gutem Erfolge eines dem Blitzableiter ganz ähnlichen Apparates bedient, dem man in Frankreich den Namen „Géomagnétifère" gegeben hat. Es ist nicht nötig, Elektrizität durch Maschinen zu erzeugen, was immer kostspielig und umständlich, da sie in der uns umgebenden Luft stets vorhanden ist. Um dies nachzuweisen, braucht man nur einen etwa zehn Meter langen Pfahl aufzurichten, auf dessen oberem Ende fünf oder sechs, je ein halbes Meter lange Eisenspitzen angebracht sind. Man verbindet sie mit einem Eisendraht, der über Isolatoren aus Porzellan bis zum Boden geleitet wird. Unten befestigt man daran eine dünne silberne Platte, die man in ein Glasgefäß mit



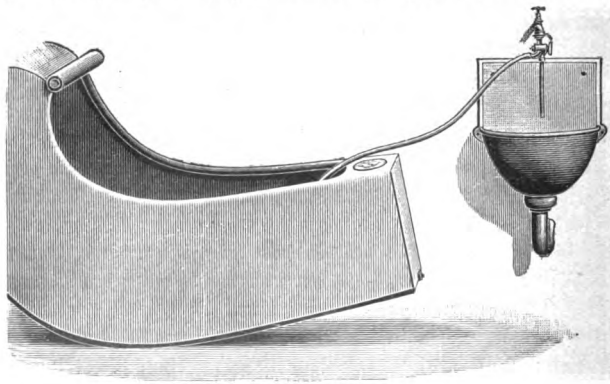
Die Elektrizität in der Landwirtschaft: Apparat zur Feststellung des Einflusses der Elektrizität auf das Wachstum der Bodenfrucht.

kohlensaurem Wasser eintaucht. Gegenüber dieser Platte bringt man in dieselbe Flüssigkeit eine zweite, welche ebenfalls mit einem Draht verbunden ist, der in einen Brunnen oder in sumpfiges Gelände mündet; letzteres ist eine Vorsichtsmaßregel, um Unglücksfälle bei Gewittern vorzubeugen. Wenn man nun den Zwischenraum zwischen den beiden silbernen Platten untersucht, so wird man einen weißlichen Streifen wahrnehmen, hervorgerufen durch Silbersalz, das in der einen Platte sich durch den elektrischen Strom bildet und ihm dann bis zur anderen hin folgt. In welcher Richtung letzteres geschieht, hängt davon ab, ob der Elektrizitätsgehalt der Luft gerade stärker ist, oder jener des Bodens. Die Elektrizität bewegt sich dementsprechend in dem einen oder dem anderen Wege, aber sie zirkuliert fortwährend.

Wenn man nun die Silberplatten, sowie das Gefäß mit kohlensaurem Wasser wegläßt und den mit den Eisenspitzen verbundenen Draht direkt in den Boden leitet, so erhält man jenen als „Géomagnétifère" bezeichneten Apparat, der für die oben bezeichneten Versuche zu verwenden ist. Auf unserer Abbildung bezeichnet M einen Isolator aus Porzellan, A den Leitungsdraht, der die Eisenspitzen mit dem Erdboden verbindet. Dort berührt er den Hauptkonduktor C—B, der von den Nebenleitern S, deren jeder 2 Meter von dem anderen entfernt ist, gekreuzt wird. Alle diese Drähte müssen in den Boden eingelassen und können darin so tief versenkt werden, daß sie seine Bearbeitung nicht hindern. Das Ergebnis der angestellten Versuche läßt vermuten, daß der auf solche Weise erzeugte immerwährende elektrische Strom eine chemische Wirkung auf die Salze im Erdboden oder auf die Gase ausübt, die sich in der Saatfrucht bilden. Der oben genannte Fachmann hat seit dem Jahre 1891 zwei solche Apparate, von denen jeder etwa 40 Mark kostet, auf einem Kartoffelacker in Thätigkeit gebracht. Auf jenem Teil des Feldes, wo sich die Leitungsdrähte befinden, erreichten die Knollen die doppelte Stärke wie die der nicht davon beeinflußten Kartoffelpflanzen. Das erstere Gelände ergab bei der Ernte 90 Kilogramm Kartoffeln, während eine gleiche Strecke des anderen Bodens bloß 61 Kilogramm lieferte. Auch waren jene Früchte um mehrere Tage früher reif. Diese günstigen Ergebnisse sind von den bedeutendsten Land-

wirten der Gegend durch protokollariſche Ausſagen beſtätigt worden. Bei der Analyſe des Bodens und der Früchte ſelbſt wies erſterer keine wahrnehmbaren Veränderungen auf; die Kartoffeln aber zeigten einen erheblich größeren Mehlgehalt. Dieſelben Verſuche wurden dann auch bei anderen Kulturen angeſtellt, namentlich in Weinbergen, und lieferten ſtets ſehr gute Ergebniſſe, ſo daß ſie wohl der allgemeinen Beachtung von ſeiten der Landwirtſchaft würdig ſein dürften. Fr. R.

II. Die Füll- und Entleerungsvorrichtung „Kuli" iſt dazu beſtimmt, die ſo zeitraubende und oft unbequeme Füllung



„Kuli" im Gebrauch.

und Entleerung der häuslichen Badewanne ungemein zu erleichtern, und erreicht dies auch in vortrefflicher Weiſe. „Kuli" iſt ein ſinnreich erdachter Apparat, der mit der Kette an dem Zapfhahn der Waſſerleitung befeſtigt wird; an die ſeitliche Schlauchtülle wird ein beliebig langer Gummiſchlauch geſteckt und in die zu füllende Wanne gelegt. Zuerſt öffnet man den Zapfhahn der Waſſerleitung und ſtellt darauf den Hahn am „Kuli" einen Augenblick ſo, daß das Waſſer in die Wanne läuft, und die Luft aus dem Schlauch gedrückt wird. In dieſer Stellung wird „Kuli" zum Füllen der Wanne benutzt. Will man ſie wieder ausleeren, ſo dreht man den Hahn einen Viertelkreis herum, ſo daß das Waſſer in das Ausgußbecken läuft. Der Apparat wirkt in dieſer

Stellung als Strahlpumpe und saugt das Wasser aus der Wanne. Zum guten Funktionieren ist jedoch ein Wasserleitungsdruck von mindestens zwei Atmosphären erforderlich.

Napoleonische Soldaten in Amerika. — Nach Napoleons I. zweiter Abdankung zerstreuten sich eine Menge ihm noch treu anhängender alter Soldaten nach allen Himmelsrichtungen. Die einen gingen in die Türkei, andere nach Griechenland, Aegypten und Indien, andere nach Amerika. In New York und Philadelphia tauchten plötzlich napoleonische Krieger auf, unter denen Namen wie Grouchy, Clanzel, Vandamme, Rigaud, Galabat u. a. hervorglänzten. Der General Lallemand faßte den Plan, eine französische Kolonie zu gründen. Nachdem Joseph Bonaparte, der damals als Graf von Survilliers in Philadelphia wohnte, denselben gebilligt hatte, fand sich ein Terrain in Texas, zehn Meilen oberhalb der Mündung des Trinidadflusses in den Mexikanischen Golf, das Lallemand zur Gründung einer Niederlassung günstig erschien. Von seinen Kameraden stimmte ihm freilich nur der General Rigaud bei, den übrigen Offizieren erschien das Unternehmen unpraktisch und thöricht. Die gemeinen Soldaten dagegen jubelten Beifall. Sie steuerten zusammen, um ein Schiff, Lebensmittel für 400 bis 500 Mann, 6 Kanonen, 600 Gewehre, 400 Säbel und 12,000 Pfund Pulver anzukaufen. Den Unbemittelten zahlte Joseph Bonaparte ihre Schulden, damit sie ungestört im neuen Heim ein neues Leben beginnen könnten. Am 17. Dezember 1817 segelte die Expedition von Philadelphia ab, am 18. Januar 1818 traf sie vor Galveston ein. Hier richtete man sich vorläufig ein, baute sich Hütten aus Schiffstrümmern und Sträuchern und umgab den einstweiligen Aufenthaltsort mit Wall und Graben zum Schutz vor feindlich gesinnten Indianerstämmen.

Am 20. März kam Lallemand mit weiteren französischen Auswanderern, am 24. März fuhren die Franzosen in zehn Schaluppen ab, um ihre eigentliche Niederlassung zu erreichen. Der Anfang war nicht günstig, die Soldaten Napoleons mußten erst die zahlreichen Klapperschlangen und andere wilde Tiere ausrotten, auch litten sie Mangel an Nahrungsmitteln. Das Ganze wurde in drei „Kohorten", Infanterie, Kavallerie, Artillerie, geteilt,

eine Befestigung zum Schutz gegen die Indianer gebaut, und mit militärischen Uebungen die Zeit zugebracht. An den Abenden sammelten sich die alten Graubärte um ein großes Feuer und unterhielten sich mit Erinnerungen an eine große Zeit. Auch General Lallemand fand sich hier zuweilen ein, erzählte von seinen letzten Unterhaltungen mit dem Kaiser und entwickelte weitschichtige Pläne, ihn von St. Helena zu befreien. Unterdessen erfuhr die mexikanische Regierung von den französischen Eindringlingen und sandte einen General mit 1200 Mann ab, um die fremden Gäste zu beobachten. Dieser Umstand, verbunden mit den Krankheiten, an denen von 200 Kolonisten fast der dritte Teil daniederlag, veranlaßte, daß die Kolonie sich am 6. August 1818 wieder einschiffte und nach Galveston zurückfuhr. Kaum hatten sie sich in der Nähe der Stadt niedergelassen, als einer jener gewaltigen Tropenstürme die Wogen des Ozeans über sie hinwegjagte, so daß sie alles verloren mit Ausnahme zweier höher gelegenen Blockhäuser. Nach zwei Monaten kehrten die Soldaten des Kaisers nach New Orleans zurück. Gegen Ende November hier angelangt, fielen sie zum großen Teile dem gelben Fieber zum Opfer, die übrigen verteilten sich in Louisiana, wo sie von ihren Landsleuten freundlich aufgenommen wurden. Im April 1820 waren von 200 Mann nur noch 45 übrig. Unter sie wurden 80,000 Franken verteilt, die man in Frankreich gesammelt hatte.

Der bekannte Maler Horace Vernet stellte in einer Zeichnung einen alten napoleonischen Krieger dar, das Gesicht voller Narben, das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust und die Hacke in der Hand, in den Gefilden Amerikas arbeitend — das war das Schicksal so vieler ruhmgekrönter Soldaten des ersten Napoleon. D.

Internationale Telegraphensprache. — Die verschiedenen Versuche, die in Deutschland, England und Frankreich gemacht worden sind, eine allgemeine Weltsprache herzustellen, sind gescheitert. Auf einem bestimmten Gebiete aber hat man doch Erfolg gehabt, und augenblicklich wird ein riesenhaftes Sprachenwerk vorbereitet, das von dem größten praktischen Nutzen ist: nämlich die drei Bände des sogenannten Tele-

graphenkodex, von denen der erste soeben fertig geworden ist, während der dritte Band erst im Jahre 1901 erscheinen soll. Dieses Werk wird 280 Druckbogen oder 2240 Quartseiten enthalten. Auf diesen werden 600,000 Worte stehen, deren man sich im internationalen Telegraphenverkehr wird bedienen können. Höchst wahrscheinlich wird die im Jahre 1901 in London stattfindende Internationale Telegraphenkonferenz aller Staaten der Welt bestimmen, daß kein anderer Telegraphenkodex als dieser von der Internationalen Konferenz herausgegebene benutzt werden darf.

Wenige Worte werden darüber unterrichten, um was es sich bei dem gigantischen Werk handelt. Kaufleute, Private und Politiker haben oft ein Interesse daran, ihre Depeschen nicht in überall verstandenen Sprachen, sondern in Geheimschrift aufzugeben. Die Abmachungen der Internationalen Telegraphenkonferenz gestatten nun eine Geheimsprache in Zahlen, von denen eine Gruppe von fünf stets als ein Wort gilt, ferner in verabredeten Wörtern. Dagegen gestatten die Abmachungen der Internationalen Telegraphenkonferenz nicht die Anwendung einzelner, zusammenhangloser Buchstaben. Wohl aber können Worte, die aus der lateinischen oder einer der lebenden Sprachen stammen, und die keine unnatürliche Zusammensetzung haben, telegraphiert werden, auch wenn sich dadurch für den Uneingeweihten kein besonderer Sinn ergiebt. Man kann also ruhig telegraphieren: „Deutschland Rex 829 Alfons Gentleman." Der Empfänger, der natürlich sich mit dem Absender ein Verzeichnis der Wörter vorbereitet hat, weiß dann, was diese Worte zu bedeuten haben. Es ist nicht leicht, solche Worte zu finden, besonders nicht Worte, die Verwechslungen ausschließen, und in Amerika und England wurden schon vor Jahren von unternehmenden Leuten besondere Kabelbücher herausgegeben, welche Worte enthielten, durch die man alles mögliche bezeichnen konnte, und deren Buchstabenzahl nicht über die zulässige Länge für ein Wort hinausging. Waren die beiden Geschäftsleute, die in beständiger telegraphischer Korrespondenz miteinander stehen, im Besitz eines solchen Kabelbuches, so mußten sie in verabredeter Weise die Wörter des Buches herausnehmen und mit einer be-

stimmten Bedeutung versehen. So blieb das Geheimnis gewahrt, auch wenn daneben von anderen Geschäftsleuten dasselbe Buch benutzt wurde.

Um bei dem oben angeführten Beispiele zu bleiben, kann ich ja mit dem Manne, mit dem ich ständig korrespondiere, verabreden, daß das Wort Rex und Alfons jede beliebige Bedeutung hat. Ich kann verabreden, daß die Wörter des Verzeichnisses, dessen wir uns zu unserer Korrespondenz bedienen, alle vierzehn Tage oder alle vier Wochen sogar wechseln. Die Hauptsache aber ist, daß man genügend Worte zur Hand hat, denen man einen bestimmten Sinn geben kann. Diesen Wortschatz schafft, wie bereits erwähnt, in weitgehendem Umfange das von der Internationalen Telegraphenkonferenz herausgegebene neue Lexikon. Die Worte werden höchstens zehn und mindestens fünf Buchstaben enthalten.

Das letztere wird dem Laien nicht ohne weiteres einleuchten, und er wird fragen, warum gerade fünf Buchstaben das Minimum eines Wortes sein müssen. Die Erklärung liegt darin, daß die Zeichen des Internationalen Handelskodex nur vier Buchstaben haben. Diese Zeichen des Handelskodex sind dieselben, vermittelst welcher Schiffe durch Flaggen miteinander korrespondieren. Die vier Zeichen jedes Wortes im Handelskodex, die durch bunte Flaggen oder dunkle Flaggen von verschiedener Form, dreieckig, viereckig, rund u. s. w., gegeben werden können, enthalten nur Konsonanten, und in einem besonderen Buch findet man bei jeder Gruppe von vier Konsonanten in allen lebenden Sprachen der Welt das Wort, das sie bedeuten. Da nun sehr oft von Land aus durch die Signalstationen Schiffen auf hoher See Telegramme in diesen Zeichen übermittelt werden, da umgekehrt auf diese Weise an Landstationen vorüberfahrende Schiffe Telegramme nach dem Lande signalisieren können, so hat man es im internationalen Verkehr festgehalten, daß Worte von vier Zeichen und weniger für die Signale des Internationalen Handelskodex reserviert bleiben sollen.

Für die Geschäftswelt handelt es sich bei der Benutzung des internationalen Wörterverzeichnisses nicht bloß um das Geheimnis, sondern auch um Ersparnisse ganz enormer Art. Man kann durch ein einziges Wort aus solchem Verzeichnis einen

ganzen Satz verabreden. Das Wort Alfons kann zum Beispiel heißen: „Wenn die Stimmung gut ist," oder: „Wenn Preissteigerung zu erwarten ist," und das oben angeführte Wort Rex kann bedeuten: „Unter allen Umständen und zu jedem Preis bei sofortiger Zusendung." Da die überseeischen Telegraphengebühren noch immer sehr hohe sind — das Wort kostet 5 bis 11 Mark — ergiebt sich für die Geschäftsleute durch diese verabredeten und von der Internationalen Telegraphenkonferenz genehmigten Gebrauchsworte eine kolossale Ersparnis. Ohne einen Irrtum hervorzurufen, kann der Geschäftsmann in einer Depesche von fünf vorbereiteten Worten dasselbe ausdrücken wie mit zwanzig oder dreißig Worten in gewöhnlicher Sprache. A. O. Kl.

Vom Mithridat und Theriak. — Diese beiden schon bei den alten Römern in Form von Latwergen als Gegengifte angewendeten Arzneien gelangten später als Universalmittel gegen ansteckende Krankheiten zu einem großen Rufe. Der Mithridat war eine Mischung, welche Mithridates Eupator, König von Pontus, erfunden haben soll. Aus Furcht, vergiftet zu werden, beschäftigte er sich nämlich viel mit Giften und stellte an Verbrechern und an sich selbst allerlei Versuche mit den verschiedensten Giften an. Täglich nahm er eine Portion Gift und Gegengift zu sich, so daß sich dadurch seine Natur so sehr an die Arznei gewöhnte, daß das Gift, welches er stets bei sich trug, bald keine Wirkung mehr auf ihn ausübte. Dieser Fall trat ein, als er, durch Pompejus völlig geschlagen, zum Gifte seine Zuflucht nahm; es that ihm nichts, und um dem Sieger nicht lebend in die Hände zu fallen, ließ er sich von einem seiner Soldaten mit dem Schwert töten.

Ursprünglich war das Rezept zum Mithridat ein ziemlich einfaches; später wurde es aber von Demokrates, einem Leibarzte des Kaisers Nero, abgeändert. Nach dessen Vorschrift, die 55 Bestandteile angiebt, wurde diese Medizin später von Valerius Cordus in das Nürnberger Apothekerbuch, das Dispensatorium, aufgenommen. Andromachus, ein anderer Leibarzt des Nero, verbesserte abermals das Mithridat und vermehrte seine Mischteile bedeutend. Als Hauptsubstanz fügte er Schlangenfleisch hinzu und gab nun seiner Latwerge nach der Schlange (Tyrus)

den Namen Tyriak oder Theriak. In einem Gedichte, welches er Kaiser Nero widmete, sind alle Bestandteile aufgezählt, es waren deren vierundsechzig.

Den Ruf, welchen der Theriak bei den Römern besaß, hat die christliche Mythe noch erhöht. Sie erzählt, daß es vor Christi Geburt eine Schlangenart gegeben habe, die so giftig war, daß für deren Biß kein Gegengift gefunden werden konnte. Als dann Christus am Kreuze hing, fing man in der Nähe Jerusalems eine dieser Schlangen und hing sie neben den Gekreuzigten. Von dieser Stunde an verlieh das Blut des Herrn diesem ganzen Schlangengeschlecht die Kraft, als Gegengift gegen jedes andere genossene Gift wirksam zu sein. Somit wirkte auch der Theriak als Gegengift, wie er sich auch ferner gegen alle ansteckenden Krankheiten als heilsam erwies. Infolge dieser Mythe spielte der Theriak in der Medizin bis in unser Jahrhundert hinein eine große Rolle, die sich auch darin kundgab, daß die Bestandteile zum Theriak mehrere Monate lang zur Besichtigung und Prüfung öffentlich ausgestellt wurden, damit — so heißt es in der Ueberlieferung — jedermann und besonders „gelehrte Aerzte" sie „besehen" konnten, „ob sie zu solcher Mischung gut und gerecht wären".

Einer besonderen Berühmtheit erfreute sich der venetianische Theriak. Auch in Deutschland geschah die Zubereitung des Theriaks unter amtlicher öffentlicher Beaufsichtigung, und in Nürnberg war damit sogar eine feierliche Staatshandlung verbunden. Im Jahre 1690, am 25. April, veranstaltete Matthias Wittig in der Apotheke zur goldenen Kugel in Nürnberg eine festliche Zubereitung des Theriaks, wobei zwei erwählte Herren des Rates, der Dekan, die Senioren des medizinischen Kollegiums und die Visitatoren der Apotheken zugegen waren. Nach der Vorschrift des Andromachus mußte zu einer Theriakbereitung eine Widmungsschrift geliefert werden, die gewöhnlich in Versen abgefaßt wurde.

Eine solche Druckschrift ist in Nürnberg noch vorhanden und ist betitelt: „Theriaca Coelestis, das ist der wegen seiner göttlichen Tugenden also gerühmte himmlische Theriak." Der Schluß derselben lautet:

„Des Giftes Gift, die Kur, so für die Ungesunden
Der Meister der Natur, Demokratos, erfunden:
Und was Matthiolus, der Arzt, an Tag gegeben,
Der Atropos Verdruß, der Schwachbelebten Leben,
Die köstliche Latwerg, des Todes Tod zu heißen,
So ganze Seuchen Berg hat können niederreißen:
Ja gar des Himmels Kraft von mehr als Erdentugend,
Ein wahrer Lebenssaft dem Alter und der Jugend.
Der Himmeltheriak, und was die Scharlachbeere
An Wirkung durch Geschmack, erlangen mehr für Ehre,
Sind dieses Werkes Ziel, Herr Wittig bleibt gepriesen,
Der uns nunmehr so viel als einer hat erwiesen."

Die letzte feierliche und öffentliche Bereitung von Theriak geschah im Jahre 1754. C. T.

Ein Andenken an Friedrich Wilhelm I. — Im Besitze des preußischen Königshauses wird eine Uniformschnalle als Reliquie aufbewahrt, die für den Staat Preußen und dessen Entwickelung leicht hätte verhängnisvoll werden können.

Es hatte damit folgende Bewandtnis: Der kleine vierjährige Kronprinz Friedrich Wilhelm (der nachmalige König Friedrich Wilhelm I.) spielte eines Tages im Jahre 1692 auf dem Teppich des Zimmers, durch welches ein Gesandter zu einer Audienz zum Kurfürsten Friedrich III. geführt wurde. Der fremde Herr verlor bei dieser Gelegenheit eine silberne, stark vergoldete, kleine Schnalle seiner Uniform. Schnell eilte der kleine Prinz auf den glänzenden Gegenstand zu, hob ihn auf und verbarg ihn in seinem Munde. Statt nun auf Aufforderung der erschrockenen Bonne, Frau v. Monthal, den Fund herauszugeben, verschluckte der Prinz die Schnalle. Alle Anwesenden, sowie die herbeigerufenen Eltern waren in Todesangst, und die Mutter war so erregt, daß, wie es in einer bezüglichen Aufzeichnung heißt, „elle poussait des cris, qui auraient fait attendre les rochers" (sie Schreie ausstieß, welche die Felsen hätten erweichen müssen), während der Kronprinz, von Natur ein Wildfang, sich über sein Kunststück noch freute. Er spielte lustig weiter und empfand keinerlei Schmerzen.

Erst am zweiten Tage nachmittags kam nach den angeordneten Mitteln auf natürlichem Wege die Schnalle wieder glücklich zum Vorschein. Nun erst zeigte sich, in welch großer Gefahr

das Kind geschwebt hatte; denn die Schnalle ist einen Zoll lang und einen halben Zoll breit. Sie hat einen Haken zum Einhängen und einen beweglichen Dorn. Ein besonderer Zufall hatte es gefügt, daß sie weder in der Speiseröhre, im Magen noch in den Eingeweiden des kleinen Prinzen stecken blieb; in diesem Falle würde der Tod zweifelsohne und unter gräßlichen Schmerzen eingetreten sein. E. K.

Das Bachstelzennest. — Auf dem in der Heide gelegenen Bahnhofe von Kohlfurt waren Waldarbeiter damit beschäftigt, zerkleinerte Baumstämme auf Eisenbahnwagen zu verladen. Dabei geschah es im vergangenen Sommer, daß sie in einer Asthöhlung ein Nest mit sechs gesprenkelten Eiern fanden. Das sie ängstlich umflatternde Männchen sagte ihnen, daß es sich um das Nest einer Bachstelze handelte. Die einfachen Waldarbeiter fühlten die Angst und Bangigkeit der Vögelchen und beschlossen, die Rettung des Nestes mit seinem Inhalt zu versuchen. Nachdem sie den betreffenden Ast mit größter Vorsicht nach dem Eisenbahnwagen getragen hatten, suchten sie durch sorgsame Legung der umgebenden Holzscheite den Vögeln bequemen Zugang und dem Neste Schutz zu sichern, was ihnen auch gelang. Nach der beendeten Ladung war das Elternpaar sofort da, die Vögel fanden zur Freude der Arbeiter bald ihr Nestchen, und sofort schlüpfte das Weibchen hinein, um die Eier weiter zu bebrüten. Alles war auf das weitere gespannt, denn man befürchtete, daß die rasselnde Bewegung beim Fahren die Vögel verscheuchen werde.

Endlich war der Zug fertig gestellt, die Lokomotive brauste heran — ein gewaltiger Ruck von Wagen zu Wagen versetzte alles in stoßende Bewegung — und erschreckt schossen die beiden Vögel ins Freie. Bald aber kamen sie wieder; das Männchen nahm Platz auf dem obersten Holzscheit, während das Weibchen sich wieder dem Brutgeschäft hingab. Als sich bald darauf der Zug in Bewegung setzte, begann für die armen Vögel die schwerste Prüfung — der erste Anruck, das Rütteln und Rasseln der Räder und Wagen verscheuchte sie aufs neue. Langsam bewegte sich der Zug von dannen und schien ihnen ihr ganzes Glück entführen zu wollen. Da aber wurde die Elternliebe so mächtig, daß sie alle Schüchternheit verloren, eine kurze Strecke

im Fluge folgten und zuletzt vorzogen, alle Gefahren mit ihrer Brut zu teilen. Das Männchen setzte sich mit vorwärtsgebeugtem Oberkörper auf das oberste Holzstück und schaute besorgt nach der dampfenden Lokomotive; das Weibchen dagegen breitete seine Flügel über das Nest, um seine Eier in Sicherheit zu wissen.

Glücklich erreichte der Zug mit dem Nest und den Bachstelzen sein Ziel: den Holzhof zu Hennersdorf. Der freundliche Zugführer ermahnte die herankommenden Bahnarbeiter, mit Vorsicht abzuladen, da sie ein Bachstelzennest finden würden. Und sorgfältig wurde das betreffende Holzstück wieder in eine Klafter eingestellt, wo es das zum letztenmal geängstigte Ehepaar wiederum auffand und sein Brutgeschäft mit großem Eifer fortsetzte. Die auf dem Holzhofe Verkehrenden hatten die große Freude, täglich die lieben Vögel zu schauen, die aus Liebe zu ihrer Nachkommenschaft allen Gefahren getrotzt hatten. Sämtliche sechs Eier wurden ausgebrütet, und lange Zeit tummelten sich acht Bachstelzen um die Holzstöße herum, bis auch sie im Herbst davonflogen, um den Winter im wärmeren Süden zu verbringen. L. Ht.

Tatarennachricht. — Noch heute bezeichnet man ein falsches Gerücht, besonders ein solches politischer Natur, das durch die Telegraphenbureaus, Korrespondenten der Zeitungen, selbst durch Regierungen irrtümlicher- oder absichtlicherweise verbreitet wird, mit dem Ausdruck „Tatarennachricht". Wenige Leser aber werden wissen, woher dieser Ausdruck stammt. Die Erklärung dafür giebt uns Prinz Krafft zu Hohenlohe-Ingelfingen in seinen jüngst erschienenen Memoiren. Er befand sich zur Zeit des Krimkrieges als preußischer Militärattaché bei der Gesandtschaft in Wien. Alle Welt war gespannt auf den Ausgang des Kampfes um Sebastopol, an dem das Schicksal Rußlands hing.

Der Prinz erzählt: „Am 30. März 1855 begegnete mir einer der englischen Sekretäre auf der Straße und sagte mir, sie hätten auf ihrer Gesandtschaft soeben die Nachricht von der Einnahme von Sebastopol erhalten. Da der Graf Arnim (preußischer Gesandter in Wien) an diesem Tage unwohl und am Ausgehen verhindert, der Graf Flemming (erster Botschaftsrat) aber beurlaubt war, so ging ich zu Lord Westmoreland (dem englischen Gesandten) selbst

und fragte ihn über den Ursprung dieser Nachricht. Dieser trug mir amtlich auf, die Mitteilung von dem Ereignis in seinem Namen dem Grafen Arnim zu bringen, und setzte mit einem boshaften Lächeln hinzu: „Dites-lui, que je l'en félicite!“ (Sagen Sie ihm, daß ich ihm dazu Glück wünsche); denn er wußte ganz genau, daß Graf Arnim mehr Sympathien für Rußland habe als für England. Der Lord gab mir alle Details über seine Nachricht. Danach war ein von Konstantinopel nach Bukarest reitender Tatar einem anderen in umgekehrter Richtung reitenden begegnet und hatte es diesem mündlich erzählt, worauf beide, die Depeschen umtauschend, wieder zurückgeritten waren. Die Nachricht aber war nur mündlich und besagte, die Kapitulation sei abgeschlossen. Ein türkisches Dampfschiff, das die Nachricht davon gebracht, habe den Hafen von Sebastopol vier Stunden vor dem Augenblick verlassen, in dem die Uebergabe des Platzes erfolgen sollte. Das Datum fehlte.

Mit diesen Details, die ich mir aufschrieb, ging ich zum Grafen Arnim. Ich war ganz betroffen von der Schnelligkeit, mit der dieser Diplomat eine Situation richtig erfaßte. Er machte ein paarmal „Hm, hm“, und dann schrieb er sich alles auf. Wie er damit fertig war, legte er die Feder fort und sagte: „Sehen Sie, das ist das erste Mal in meinem diplomatischen Leben, daß ich gezwungen bin, eine Lüge nach Berlin zu telegraphieren.“

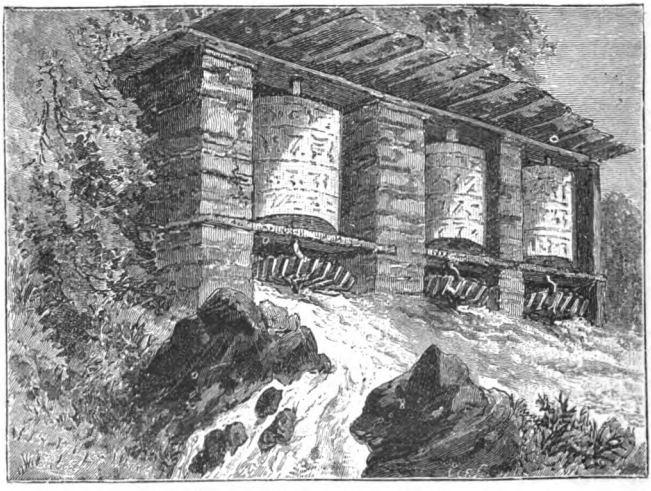
Ich sah ihn erstaunt an, denn es war mir nicht in den Sinn gekommen, daß mich ein so alter Diplomat wie Graf Westmoreland mit einer so plumpen Lüge, deren Unwahrheit ja bald an den Tag kommen mußte, zu meinem Chef schicken würde, oder daß er sich selbst so an der Nase herumführen ließe. Nun machte mich Arnim darauf aufmerksam, daß erstens ein türkisches Dampfschiff vier Stunden vor der Uebergabe von Sebastopol nicht nach Konstantinopel abgeht, sondern in solchem Falle diese vier Stunden wartet, um ein so wichtiges Faktum mitzubringen, daß man zweitens ein solches Ereignis von Konstantinopel nicht mündlich, sondern schriftlich nach Bukarest meldet, daß drittens der Uebergabe das Datum fehle, und immer, wenn das Datum fehle, sei die Nachricht eine Lüge. Ferner lenkte Arnim meine Aufmerksamkeit darauf, daß wir den 30. März und

Sonnabend hatten. Eine bessere Gelegenheit als den Quartalswechsel mit seinen umfangreichen Ultimoregulierungen hätte ein Börsenschwindler nicht, um eine große Lüge in Umlauf zu setzen und daraufhin Geschäfte zu machen. Denn am Sonntag sei keine Börse, und so erhalte sich das Gerücht zwei Tage am Geldmarkt. Die ganze Geschichte sei eine Börsenente. Dennoch sei er gezwungen, die Sache nach Berlin zu telegraphieren, weil Westmoreland sie ihm amtlich mitteile, und weil man ihm sonst wieder in Berlin den Vorwurf machen werde, er sei zu faul und melde nichts. Aber er werde hinzufügen, daß er es nicht glaube.

Die Nachricht wurde zwei Tage lang in der ganzen Welt geglaubt, sogar in Petersburg, wo man noch keine telegraphische Verbindung nach der Krim hatte. Nach drei Tagen erfuhr man, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort war. Ein Börsenspekulant Namens Warren, Redakteur der Zeitung „Der Wanderer" in Wien, hatte das Telegramm aus Bukarest veranlaßt. Die daraufhin vorher gebauten Börsenspekulationen brachten ihm zweihunderttausend Gulden ein. Die Sache ist jetzt in der Welt vergessen, aber der Name ist geblieben. — Und auch die Praxis, zum Zweck unlauterer Börsenmanöver „Tatarennachrichten" in die Welt zu setzen, ist leider noch immer gang und gäbe, und heute werden oft Millionen gewonnen oder verloren durch falsche Telegramme. A. O. Kl.

Von Wasser getriebene Gebetmühlen in Tibet. — Die Bewohner von Tibet bekennen sich zum Buddhismus, doch ist die tiefsinnige Lehre Buddhas auf ihrem Vordringen nach Norden, und zwar namentlich in Tibet selbst, durch eine Menge abergläubischer Vorstellungen und Zeremonien entstellt und großenteils in leeren Formendienst verwandelt worden. Während beispielsweise die reine Lehre Buddhas nur Wert auf das rechte Denken, Reden und Handeln legt, zieht der tibetanische Religionsdienst hauptsächlich das Herplappern von Sprüchen und deren möglichst häufige Wiederholung in Betracht. Jeder Tibetaner führt deshalb einen Rosenkranz mit 108 Perlen bei sich, um an diesen seine guten Worte abzuzählen, die ihm die Stelle der guten Werke ersetzen. Damit nicht genug, lehren die dortigen Lamas oder Priester,

daß man ſelbſt lebloſe Dinge für ſich in ſolcher Weiſe beten laſſen könne. Die wunderbarſte Erfindung, die man zu dieſem Zwecke gemacht hat, ſind die Gebetmaſchinen oder Gebetmühlen, deren jeder Tibetaner ſtets eine bei ſich trägt. Solche Gebetmühlen zum Handgebrauch ſind ſehr einfach. Um eine Röhre werden Papierſtreifen mit dem aufgedruckten Spruch: „Om mani padme, hum“ (das heißt wörtlich: „Das Kleinod im Lotus, Amen,“ dem Sinne nach: „Die



Von Waſſer getriebene Gebetmühlen in Tibet.

ſelbſtſchaffende Kraft iſt im Kosmos“) gewunden und durch einen cylindriſchen Ueberzug von Metall, Holz, Leder oder Leinwand zuſammengehalten. Durch jene Röhre aber geht ein Draht, der in eine hölzerne Handhabe endet, und mittels Anhängung eines kleinen Gewichts laſſen ſich dieſe Cylinder durch eine leichte Umdrehung der Hand von rechts nach links in beſtändiger Bewegung erhalten. In Tempeln werden größere Gebetmaſchinen ſenkrecht aufgeſtellt; die Eiſenſtange ruht in Pfannen, iſt unten ausgebogen und wird mittels eines Strickes in Bewegung gehalten.

Fromme Tibetaner, denen ſelbſt eine ſolche Art des Betens noch

zu unbequem ist, errichten vielfach „Gesetzesbäume", das heißt hohe Flaggenstangen mit seidenen Wimpeln und Fahnen daran, auf denen der obige Spruch gestickt oder geschrieben steht. So oft der Wind nun die Fahnen entfaltet, gilt dies als ein Gebet, das dem Errichter des Gesetzesbaumes gewissermaßen „gutgeschrieben" wird und Segen bringt. Darum sieht man auch allenthalben in Tibet diese Gesetzesbäume, wie auch überall Gebetmühlen stehen; in den Städten auf jedem freien Platze, auf dem Lande neben jedem Weg und Pfade u. s. w. Reiche Tibetaner haben sogar in fließenden Gewässern Räderwerke mit mächtigen Cylindern errichten lassen und geben dann deren fleißige Umdrehung der unermüdlichen Kraft der Strömung anheim. Unsere Abbildung stellt eine solche Gebetmühle dar, aus drei senkrechten, in einer Art Turbine befestigten Cylindern mit aufgemalten Gebeten bestehend, die ein reicher Frommer in einem Flüßchen der „dreimal heiligen" Thäler von Tibet hat aufstellen lassen, um sich des Himmels freigebigsten Segen zu verdienen. Fr. R.

Billige Reise. — Als der französische Satiriker Franz Rabelais (1483—1553) sich im Jahre 1527 mit dem Grafen du Belay in Neapel befand, sprach er sich so freimütig über gewisse Zustände am dortigen Hofe aus, daß er, um nicht verhaftet zu werden, schleunigst die Flucht ergreifen mußte. Mit Mühe gelangte er, von allem entblößt, in Lyon an. Um nun nach Paris zu kommen, griff er zu einem recht drastischen Mittel. In einem Gasthofe nahm er seinen Aufenthalt und zog sich, gestärkt durch eine gute Mahlzeit, in sein Zimmer zurück. Hier füllte er zwei kleine Säckchen mit Asche. Dann rief er von der Straße einen Knaben herauf, welcher ihm zwei Zettel schreiben mußte. Auf dem einen stand: Gift für den König, auf dem anderen: Gift für die Königin. Nachdem er die Zettel an den beiden Säckchen befestigt hatte, entließ er den Knaben, aber nicht, ohne ihn vorher gebeten zu haben, daß er keinem Menschen etwas sagen solle.

Wie aber Rabelais vorausgesehen hatte, erzählte der Knabe sofort seiner Mutter das Erlebnis. Diese läuft entsetzt zur Polizei, und Rabelais wird mit seinen Säckchen verhaftet. Da er verlangte, nach Paris an den Hof gebracht zu werden, weil er

nur dem Könige seine Geheimnisse offenbaren könne, so wurden sofort Anstalten getroffen, ihn in sicheren Verwahrsam nach Paris zu bringen.

Als nun Rabelais an den Hof kam, erzählte er dem Könige, wie billig er die Reise von Lyon nach Paris gemacht habe, und die Folge war, daß der ganze Hof darüber lachte. Dr. W.

Der Dragoner ohne Kopf. — Das rheinische Dragonerregiment Nr. 5 rückte am 22. Juli 1870 zur französischen Grenze ab. Während der vorhergegangenen kurzen Mobilmachungszeit beeilten sich die Mannschaften, ihren Angehörigen ein vielleicht letztes Lebenszeichen zu übersenden. So auch der Dragoner Münzer. Worte der Dankbarkeit und des Trostes richtete er an seine Eltern und Geschwister, und unter anderem schrieb er, daß er gern ein kleines Andenken beigefügt hätte, aber dazu fehle noch etwas. Vor Ueberschreiten der französischen Grenze, würden sie jedoch das Betreffende bestimmt erhalten.

Am 6. August rückte das Regiment über die Grenze, und Münzer schickte an diesem Tage sein Andenken nach Hause: das Bild eines Dragoners auf seinem Pferde in voller Ausrüstung, aber ohne Kopf. Er war nicht dazu gekommen, sich photographieren und sein Kopfbild dem Reiter aufsetzen zu lassen. Jeder Photograph hält bekanntlich in Kavalleriegarnisonen derartige Reiterbilder ohne Kopf vorrätig.

„Hier schicke ich," so schrieb er dazu, „einstweilen das Bild ohne Kopf, sobald es mir möglich wird, mich photographieren zu lassen, folgt der Kopf nach."

Beim Anblicke dieses seltsamen Reiters machten sich seine Angehörigen Sorgen und legten dem Bilde eine schlimme Vorbedeutung bei. Am 7. August erhielt jenes Dragonerregiment die Ordre, die bei Weißenburg vermuteten Trümmer der Mac Mahonschen Armee zu verfolgen. Von diesen fand sich jedoch nichts vor. Im Zurückgehen schlugen in die dritte Eskadron von der Festung Bitsch herab einige Granatschüsse ein, die sofort drei Mann töteten und zwei verwundeten. Einem Dragoner wurde der Kopf vom Rumpfe gerissen, und das Pferd galoppierte mit dem noch aufrecht sitzenden Rumpfe dahin.

Zwei Tage später erhielten Münzers Eltern die betrübende

Anzeige, daß ihr Sohn gefallen sei, denn derjenige, welcher ohne Kopf entseelt dahingeritten, war der Dragoner Münzer gewesen. C. T.

Eine Kreuzfahrt. — Der höchste Berg des Deutschen Reiches ist die Zugspitze, denn sie erhebt, weithin sichtbar, ihr Haupt fast dreitausend Meter über das Meer. In früheren Zeiten galt sie als unbesteigbar, bis es zuerst im Jahre 1837 einige kühne Forstmänner wagten, ihr mit ewigem Schnee umstarrtes Haupt zu betreten.

Wie nach schöner Sitte so manche Bergkuppe der bayerischen Alpen ein einfaches Kreuz schmückt, so sollte auch der höchste Punkt ein solches Denkmal erhalten. Die Anregung dazu ging von dem Pfarrer Ott zu Oberpeißenberg aus, und die Ausführung fand bereitwillige Unterstützung. Das Kreuz wurde in Cylinderform aus Eisen gearbeitet, zerlegbar in achtundzwanzig Teile. Zusammengesetzt mißt es vierzehn Fuß, und sein Gewicht beträgt drei Zentner. Als es vollendet war, unternahmen dreißig geübte Bergsteiger seine Aufrichtung. An der Spitze dieser Expedition stand der königliche Forstwart von Graseck und der Verfertiger des Kreuzes, ein Schlosser aus Schongau.

Am Morgen des 11. August 1851 wurde mit der Expedition von Partenkirchen aus begonnen. Das Kreuz war zerlegt, die Bruchteile davon nebst Werkzeugen verpackt und unter neunzehn Männern verteilt, deren jeder zwanzig Pfund zu tragen hatte. Der Weg ging durch die wildromantische Partnachklamm ins Rainthal, das links von den mächtigen Felsenwänden des Wettersteingebirges und rechts von denen der Alpspitz und des Höllenthals umstarrt ist. Tief unten in schauriger Schlucht durchbraust es die Partnach. Entlang diesem Flüßchen gelangte man dann an die „blaue Gumpe" und endlich mit der Abenddämmerung zur Angerhütte, dem letzten kümmerlichen Aufenthaltsorte eines Hirten. Hier wurde übernachtet; doch schon um ein Uhr in der Nacht war jeder wieder auf den Beinen, man sorgte für ein warmes Frühstück, ordnete sein Gepäck zum Aufbruch, der um halb drei Uhr begann und in nächtlicher Dunkelheit beim Scheine der Kienfackeln einen höchst malerischen Anblick gewährte.

Nun wurde die Bergfahrt beschwerlicher, denn der mit Ge-

röll und Steintrümmern bedeckte Steig wurde immer steiler. Als es zu tagen anfing, erstieg man den Plattacher Ferner, den Ursprung der Partnach. Das „letzte Wasser" erfrischte die Ermüdeten, und der Anblick des Zieles, die Zugspitze, die bei immer mehr verblassendem Monde wie ein heller Stern zauberhaft beleuchtet sich zeigte, hielt die Gemüter aufrecht.

Nur mit großer Anstrengung konnten die steilen Felswände und die aus losem Gestein bestehenden Hänge erklommen werden. Endlich gelangte man auf die Schneid oder das Joch, unter dessen vielgezacktem Kamm nördlich tief unten das schauerliche Höllenthal in noch dunkler Nacht heraufgähnte. Jetzt war man dem ersehnten Ziele nahe, und die scharfe, aber stärkende Luft beflügelte die Schritte: über den Grat erstieg man den Zugspitzgipfel. Um neun Uhr morgens hatte der ganze Zug unter freudigem Jodeln den kegelförmigen Kopf des Berges wohlbehalten erreicht.

Nach kurzer Rast auf der frostigen Höhe ging's an die Arbeit der Kreuzaufrichtung. Die Aufstellung kostete ungeheure Mühe, Vorsicht, Geduld und Kraft der Männer, die damit beschäftigt waren. Man zog es mit Seilen in die Höhe, während von hinten die Last nachgeschoben wurde und ein Schlosser den Fuß des Kreuzes in das gebohrte Loch leitete. Besonders lebensgefährlich war es anzusehen, wie einige beherzte Männer auf den äußersten, kaum zwei Fuß breiten Zinnen des von tiefen Abgründen umgebenen Gipfels mit kalter Ruhe arbeiteten und mit todesverachtendem Mute das schwere Kreuz auf der himmelanstrebenden Höhe endlich zum Stehen brachten.

Ein andächtiges, tief empfundenes Dankgebet: „Ehre sei Gott in der Höhe!" beschloß die gelungene Kreuzerrichtung, worauf gegen vier Uhr nachmittags der Rückweg angetreten wurde. Dieser war an manchen Stellen noch gefährlicher als der Aufstieg und konnte besonders auf der schwindelnden Höhe des Gratkammes und auf den trügerischen Schneehängen nur mit größter Vorsicht ausgeführt werden. Bald aber hatte man wieder den sicheren Boden des Schneeferners unter den Füßen.

Um die Abenddämmerung erreichte die Gesellschaft wieder die Angerhütte, in welcher übernachtet wurde. Am folgenden Tage

traf dann die ganze Kreuzfahrergesellschaft wohlbehalten wieder in Partenkirchen ein, wo die Teilhaber befriedigt nach der Zugspitze hinaufsahen und auf dieser höchsten Warte wohlgefällig ihr Werk von der Sonne beleuchtet erblickten. E. T.

Ein Raupenprozeß. — Die von Zeit zu Zeit sich wieder einstellende Raupenplage grassierte schon in früherer Zeit, aus welcher uns aus dem Veltlin ein köstliches darauf bezügliches Geschichtchen berichtet wird. In der im Bezirk Morbegno gelegenen Gemeinde Traona richteten im Jahre 1693 die Raupen an den Bäumen und in den Saaten einen außerordentlichen Schaden an. Die Gemeinde hob daher gegen die schädlichen Tiere einen Prozeß an; es wurde ihnen ein Verteidiger bewilligt. Das Tribunal, in dem auch der von Graubünden, der damaligen Herrin des Ländchens Veltlin, gesetzte Amtmann saß, verurteilte die Raupen zum Exil in einen Wald auf dem Berge Artolotto. Die Gemeinde ward aber durch die Sendung auch verpflichtet, den Raupen einen Weg in den genannten Wald und eine Brücke über einen in dieser Gegend gelegenen Tobel zu machen. Für die daraus erwachsenen Spesen verblieb jedoch der Gemeinde der Regreß an die Raupen. Wie sich letztere zu diesem merkwürdigen Spruche verhalten haben, wird nicht gesagt. —k.

Der Bureaukratenstil ist bekanntlich reich an humoristischen Pointen. Eine Perle derselben bildete § 5 der Kundmachung, die sich dem Besucher mit fetten Lettern noch vor kurzem entgegenstellte, sobald er den botanischen Garten einer mitteldeutschen Residenz, der an den ausgedehnten Schloßpark stößt, betreten wollte. Der famose Paragraph lautete wörtlich: „Das Durchgehen der Pflanzenhäuser mit aufgespannten Schirmen ist nicht gestattet." —k.

Aennchen von Tharau. — Die Bibliothek der Stadtparochie zu Insterburg besitzt ein Exemplar von Fr. Pastenaris Buch: „Kurzgefaßte historische Nachrichten von allen im Königreich Preußen befindlichen Kirchen und Predigern" (1735), in welchem sich folgende handschriftliche Notiz befindet, die sich auf die Heldin des allbekannten Volksliedes bezieht. Aennchen von Tharau, auf welche Simon Dach als Studiosus das Hochzeitslied „Annke

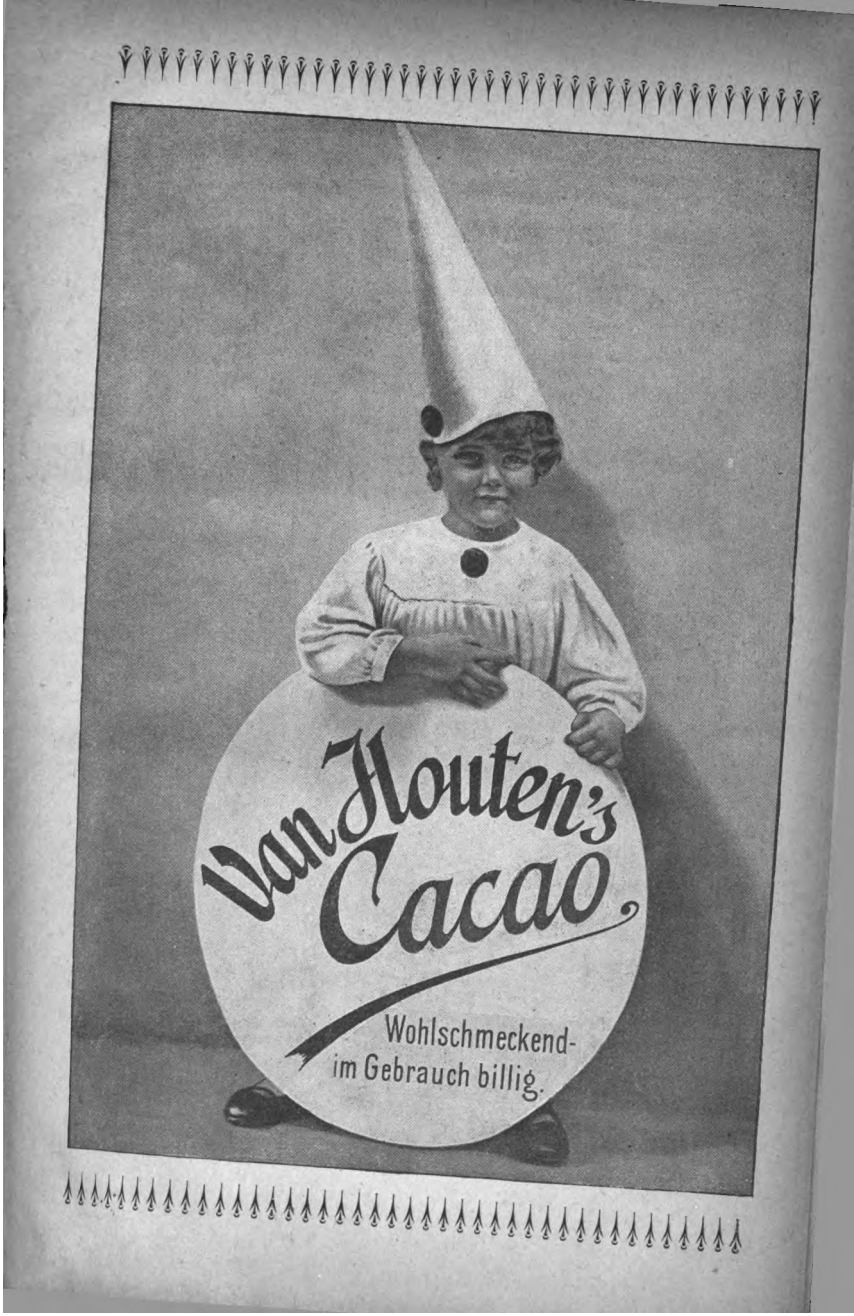
von Tharau ös, de mir geföllt" dichtete, war die Tochter des Pfarrers Neander von Tharau. Sie war 1615 geboren, kam 1630 zu ihrem Vormund, dem Mälzenbauer Stolzenberg in Königsberg, heiratete 1633 den Pfarrer Joh. Portatius in Laukischken, nach dessen Tode seinen Nachfolger Grube und, nachdem auch dieser gestorben, wieder dessen Nachfolger Melchior Beilstein. Als Witwe zog sie zu ihrem Sohn erster Ehe, Friedrich Portatius, Pfarrer in Insterburg, woselbst sie am 26. September 1689 starb. E. K.

Die unerwünschten Samariter. — Der berühmte englische Dichter Byron kam einmal nach der Schweiz. Bei einem Spazierritt scheute sein Pferd und warf ihn ab. Sofort eilten einige Bauern herbei, die behilflich waren und ihn wieder aufrichteten. Aber welches Unglück! Der Arme hinkte, er mochte eine Verrenkung erlitten haben. Um das Bein wieder einzurichten, faßten ihn einige unter die Achseln, während die anderen aus Leibeskräften am Beine zogen. Byron schrie und wehrte sich, aber die wackeren Landleute achteten nicht darauf, sondern fuhren ruhig fort, zu ziehen und zu zerren. Endlich kam ein Landsmann des Dichters hinzu, der diesen von seinen Martern befreite.

Die ganze Arbeit war vollkommen zwecklos gewesen. Byron hatte sich das Bein gar nicht verrenkt, sondern — er hinkte von jeher. Er hatte das den Bauern zwar gesagt, da ihn diese aber nicht verstanden, so konnte es ihm natürlich nichts nützen. J. D.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912


Van Houten's
Cacao
Wohlschmeckend-
im Gebrauch billig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Nachverzeichnete gediegene Romane halten wir der Beachtung empfohlen:

Georg Hartwig:

Jugendträume. Roman in zwei Bänden.
Preis broschiert M. 6.50.

Alpenrose. Roman in zwei Bänden.
Preis broschiert M. 6.50.

Die goldene Gans. Roman in zwei Bänden.
Preis broschiert M. 6.50.

Die Sage von Imhoff. Roman in zwei Bänden.
Preis broschiert M. 6.50.

Die Generalstochter. Roman in zwei Bänden.
Preis broschiert M. 6.50.

Fedor von Zobeltitz:

Die Armutsprobe. Roman in zwei Bänden.
Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

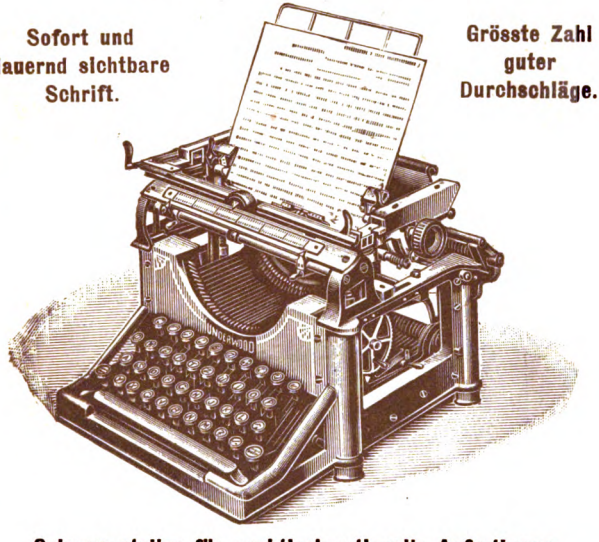
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1374

Underwood

Standard- Schön- und Schnell-Schreibmaschine.

Sofort und dauernd sichtbare Schrift.

Grösste Zahl guter Durchschläge.



Colonnensteller für praktisch-rationelle Anfertigung von Rechnungen, Formularen etc. Korrekte und zeilenmässige Schrift dauernd garantiert. — Bequemste Handhabung.

Ein Meisterstück der Technik.

General-Vertretung für Deutschland und Oesterreich-Ungarn:
J. Muggli, Kronprinzenstrasse 9, **Frankfurt a. M.**

Verkauf: **C. G. Zimmermann,** Kernerplatz 4, **Stuttgart.**

Filmed by Preservation